Fa. X. 120.

Fl.

0 11/2

Geogr.

Reus pinx. *A. W. Küfner. Sc: Ao 1788.*

ERLANGENSIS BIBLIOTHECA

Die Reisenden

für

Länder- und Völkerkunde

von

zween Gelehrten

herausgegeben.

Mit

Schotts Bilde.

II. Band.

Nürnberg,
in der Felsekerschen Buchhandlung.
1788.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Vorrede.

Das Publikum hat den ersten Band nicht ohne allen Beifall aufgenommen. Wir müßten uns sehr täuschen, wenn wir nicht getrost sagen dürften, daß wir diesem zweiten noch mehr Unterhaltung und Werth zu geben gesucht haben.

Wer unsrer Ankündigung eingedenk ist, wird nicht fragen, wie nach doch das glücklich getroffene und so wohl gearbeitete Bild des verewigten Schott vor diesen Band kam? Schott war ein allgemein gepriesener Lehrer auf der blühenden Friedrich Alexanders Uni-

versität zu Erlangen, und hat durch Thaten und Beispiel, seiner kurzen Wirkungsperiode ungeachtet, so viel Gutes gestiftet, daß sein Name noch lange dankbar genennt zu werden verdient. Die Hauptzüge seines Charakters waren: sanfter, männlicher Ernst; reges Gefühl für Freude und Schmerz; gewissenhafte Beobachtung seines Berufs, und unbestechliche Rechtschaffenheit. Grundsäze einer hellen Philosophie, im Gewande der schönen Wissenschaften, und mannichfaltige Lebensverhältnisse, hatten diesen Charakter gebildet, und ihm Festigkeit gegeben, aber reicher Stof dazu lag schon in seiner natürlichen Herzensgüte, die ieden fesselte, der ihr nahe kam. Ohne ausgeworfene Lockspeise drangen sich Jünglinge und Männer um ihn, und bis zum Tode war er ienen, mit bewunderter, uneigennüziger Herablassung, nicht etwann nur ein kalter Professor — nein! ein warmer Freund, der lichtvoll belehrte, und nachdrücklich warnte. Man würde sich an des verdienten Mannes Nachruhm versündigen, wenn man diese Worte nur als Freundes Sprache wollte gel-

ten

ten lassen; nein, als ein solcher Mann war er gekannt in seinem ursprünglichen, als ein solcher belohnt in seinem zweiten Vaterlande. Könnte aber dies Opfer der Wahrheit zugleich als Opfer der Freundschaft, das die Verleger und Herausgeber dieser Schriften dem Verstorbenen schon längst gerne gebracht hätten, zugleich gelten, so hätten sie sich dadurch endlich einer eben so ehrenvollen als angenehmen Pflicht entledigt. — Und nun kein Wort weiter als Vorrede. Statt dieser geben wir künftigen Beobachtern der Erdeeräugnisse einen Aufsaz, den uns ein Correspondente über das Reisen der Deutschen und ihre Reisebeschreibungen mitgetheilt hat, und der hier unstreitig an seiner rechten Stelle steht. Er lautet also:

Ehemals reißten nur grose Herren und reiche Privatpersonen. Paris war, nach damaliger Fantasie, in Rücksicht auf Bildung und Geschmack für einen deutschen iungen Herrn, was in Rücksicht auf Religion Rom für den Katholicken ist. Nur der hieß ein

seinem Stande gemäß gebildeter und fein erzogener Herr, der in Paris gewesen war. Und brachte Er auch, statt seiner derben und starken Waden, verdünntere französische, statt der blühendrothen und vollen Wangen, ein fahles, hohläugigtes Gesicht, und den Ansaz zur Finanzhektik, die bald in Debitkommission übergieng, zurück, so fand man ihn doch artig und fein, wenn er dreist in französischem jargon schwazte, bei iedem Anlaß einen französischen Fluch ausstieß, Vaudevilles hergurgelte, sich flink auf dem Absaz herumdrehen konnte, viel von Comödien, Opern, Assembleen schwazte, seine Liebesabentheuer erzählte — und tüchtig aufschnitt. Wenn nicht etwa ein Begleiter bei ihm war, der Beobachtungsgeist hatte, sich das Interessanteste aufzeichnete, und es blos seinen Freunden, oder auch der Welt durch den Druck mittheilte, — so gewann die deutsche Welt nichts dadurch an Kenntniß von dem französischen Staat und Nazion. Bald schlich sich aber (und hier war es Wohlthat) die Mode ins Reisen ein! Man wollte etwas Neues sehen, und mehr gesehen

haben,

haben, als andere. Die schönen Künste machten Italien berühmt, und die Cultur der Wissenschaften, Handel und Manufakturwaaren, Engelland. Bald kam auch die, durch die Natur so ausgezeichnete, Schweiz dazu — und seit einigen Jahrzehenden sind es diese drei Länder, welche am häufigsten bereißt werden. Und durch diese Mode hat Deutschland gewonnen — wir erhielten mehr Reisebeschreibungen, unsere deutschen Herren fanden Geschmack an den Werken der Kunst, bildeten ihn durch Besichtigung der alten Kunstwerke, durch Anhörung der Musiken ꝛc. aus; wurden selbst Liebhaber, kauften sich von diesen Kunstwerken, engagirten Virtuosen, Sänger und Sängerinnen, ruinirten zum Theil ihre Ländchen dadurch, — aber das Ganze gewann zugleich — die schönen Künste waren nun nach Deutschland verpflanzt und gediehen geschwind und gut, gleich den von Italien und Asien hieher versezten Obstarten — denn deutsches Genie und Boden sind gleich fruchtbar, geschmeidig und zum Aufnehmen geschickt. Die Reisen nach Engelland, der Umgang mit der

soliden und ernsten englischen Nazion stärkten den, durch französische Fadaisen geschwächten, deutschen Geist wieder — und er sympathisirte leicht mit dem ihm weit mehr ähnlichen englischen.

Auch die Schweizerreisen blieben nicht ohne Wirkung — das Beschauen so erhabener Gegenstände mußte in dem Geiste eine erhabene Stimmung hervorbringen, und die weniger ausschweifenden Sitten der Schweizer bewahrten auch die Gesundheit besser. Erst seit kurzem kommt der Deutsche auf sein eigenes Vaterland zurück, er kannte gewöhnlich das Ausland besser, als den vaterländischen Boden — es ist iezt Mode, vorher Deutschland zu bereisen, ehe man in fremde Länder geht, und ich hoffe, es soll immer noch mehr Mode werden.

Dies ist die kurze, allgemeine Geschichte der deutschen Reisen. Die Reiselust verbreitete sich auch nach und nach unter die Privatpersonen in Deutschland. Die Künstler machten den Anfang. Nicht selten liesen grose

Her-

Herren iunge, fähige Künstlergenies auf ihre Kosten, besonders nach Italien, reisen, oder sie reißten mit dem Wenigen, was sie sich erspart hatten, selbst dahin, in Hofnung, sich dort bald durch ihre Kunst den Lebensunterhalt zu verschaffen. Auf diese beyde Arten reißten viele Tonkünstler, Mahler und Bildhauer nach Italien. Wären die grosen Herren nicht aus Mode vorangegangen, so würde daraus nie etwas geworden seyn — denn ignoti nulla cupido! So ist es nun zur Gewohnheit geworden, daß fast ieder Künstler in Italien gewesen seyn muß, und dies ist so nützlich und löblich, als, sans comparaison sei es gesagt, die Wanderiahre der Handwerkspursche. Etwa nur die Tonkünstler machen iezt eine Ausnahme, und das mit allem Recht, denn wir Deutsche haben nun die Musik gewiß gründlicher, und in ihrem ganzen Umfang besser studirt, als die Italiener, unsere Lehrmeister und alle andere Nazionen.

Die Gelehrten waren endlich die Lezten, die an die Reihe zum Reisen kamen. Sonst

waren sie zu arm, in neueren Zeiten haben sich ihre Salaria zum Theil verbessert, oder sie hatten Hofnung, da der Hunger nach Reisebeschreibungen so stark wurde, durch die Beschreibung ihrer gemachten Reise einen Theil der aufgewendeten Reisekosten wieder zu erhalten. Seit der Zeit wurden die Reisebeschreibungen erst häufig in Deutschland, und wir haben deren so viel über das Ausland, daß wir Frankreich, Italien, England und die Schweiz fast besser kennen, als unser Vaterland. Von London, Paris, Rom, und den Hauptstädten in der Schweiz, wußte, vor Nikolai's Reisebeschreibung, gewiß ieder Deutsche mehr, als von Wien, München, Mannheim, Stuttgard ꝛc. Und noch iezt frage ich, was wissen wir denn von Deutschland? Noch kennen wir kaum die vorzüglichsten Städte! Von der ganz eigenthümlichen Verfassung und deren Einfluß auf Regenten und Unterthanen, von dem ganz Karakteristischen, welches dadurch in Denkungsart und Sitten bewirkt wird, von einer Vergleichung des Zustandes unseres Vaterlands mit anderen

ren Staaten, habe ich wenigstens noch nicht viel, oder wohl gar nichts zu lesen bekommen. Woher kommt das? Theils daher, daß der Mensch so gerne über das, was ihm vor den Füsen liegt, wegsieht, und nur nach Fremdem hascht, und dieses interessanter findet; theils daher, daß diejenigen, welche Kenntniß davon haben, oder haben sollten, nicht schreiben können (welches wohl der gewöhnliche Fall bei unsern meisten Grosen in Deutschland ist, weil sie entweder nicht den dazu nöthigen Beobachtungsgeist besizen, oder, wenn sie ihn haben, die Feder nicht zu führen und ihre Bemerkungen darzustellen wissen), oder die, welche es recht gut könnten, nicht Zeit dazu haben, oder schreiben mögen; theils endlich daher, daß diejenigen Privatpersonen, welche für sich reisen, wenn sie nicht sehr berühmte Männer sind, gar nicht an die Oerter kommen, wo man Gelegenheit hat, Bemerkungen von oben angezeigter Art zu machen. Denn das ist lange nicht genug, sich etwann ein paar Tage in einer Stadt aufzuhalten, ihre ganze Lage, Gröse und Strasen zu kennen, auch

etwa einige Bekanntschaften, besonders mit Gelehrten, zu machen, das ist eben so viel, als wenn ich die Schaale einer Cokosnuß besehen habe — das Beste steckt innwendig. Doch das ist nun einmal von den gewöhnlichen Reisenden nicht zu erwarten, denn nemo ultra posse obligatur. Aber dies leitet mich eben auf die Hauptfrage, die ich vorzüglich erörtern wollte. Giebt es denn keine Klasse von Reisenden, von denen man dieses erwarten könnte? Gelehrte Reisende können es nicht, es fehlt ihnen grösstentheils an Gelegenheit, oder so was interessirt sie nicht; weil sie auf einen bestimmten wissenschaftlichen Gegenstand reisen, so lassen sie alles andere, was nicht dahin einschlägt, als unbedeutende Nebensache, vorbei. Unsere reisenden Grosen können, mögen oder wollen es nicht thun. Reisende Künstler haben ebenfalls bloß ihren Zweck vor Augen, und fast nie die Gelegenheit, oder auch die Fähigkeit, dazu. Und wer soll es also denn seyn, wird man fragen?

Ich kenne eine Klasse von Leuten, die es

recht

recht gut könnten, wenn sie nur wollten, wenn sie nur das Interesse genugsam bedächten, welches ihre Bemerkungen haben würden, und entweder nicht zu träge wären, sie zu machen, oder zu furchtsam, sie mitzutheilen. Dies sind die Hofmeister, Führer, Begleiter, Gesellschafter (oder wie diese Nothhelfer der Dummheit der Görge heisen mögen) unserer deutschen Herren auf Reisen. Diese Männer müßten Bemerkungen, einzig in ihrer Art, liefern können, wenn sie nur wollten. Und ich kann mich nicht genug wundern, daß wir noch keine Reisebeschreibung über Deutschland, oder auch nur allgemeine Remarken, haben. Sollte denn unter den vielen Reisebegleitern noch nicht Ein Moore oder nur ein halber Moore gewesen seyn, der uns mit einem eben so philosophischen Geist das Eigenthümliche unseres Vaterlandes und Volkes hätte darstellen können, als iener es über Italien gethan hat? Auffallend ist es doch in der That, da schon Vorgänger, wie Moore, Coxe ꝛc., da sind, daß unter den sonst so nachahmungssüchtigen

Deut-

Deutschen sich nicht Ein Nachahmer gefunden hat.

Die Männer, welche grose Herren auf Reisen zu begleiten pflegen, sind gewöhnlich die Lehrer und Erzieher derselben gewesen, haben also mehrere Jahre am Hofe, es sey nun an einem herzoglichen, land- oder markgräflichen, fürstlichen oder gräflichen, gelebt, und schon da Gelegenheit gehabt, Bemerkungen zu machen, die andere nicht machen können, weil man es nur in einer solchen Lage kann. Auf der Reise selbst werden fleisig Höfe besucht, und mehrere Tage, oft einige Wochen, daselbst verweilt. Die Umstände erlauben es einem solchen Mann nicht, daß er, wie derjenige, welcher auf seine eigene Hand reist, nach seinem Gefallen umherwandle, und das aufsuche, was er gerne sehen, was er gerne kennen lernen möchte. Dafür bietet ihm seine Lage mannichfaltige andere Gelegenheiten dar, die er, wenn er nur will, recht vortheilhaft benuzen kann. Es kann ia nicht fehlen, daß ein solcher nicht aufs Beste die höhe-

ren Stände nach ihrer physischen, geistigen und moralischen Beschaffenheit sollte kennen lernen. Er müßte ihre Denkungsart und den Geist der Höfe am besten und richtigsten schildern und darstellen können — denn da die Lebensart aller dieser Personen fast einerlei ist, so muß auch ihre Denkungsart etwas gleichförmiges haben, und um so leichter ist es dann, ein allgemeines Gemälde davon zu liefern. Wie interessant wäre es nicht, zu wissen — und dies macht einem solchen Mann gar keine Schwierigkeit, es zu erfahren — ob die Erziehungsreform auch einigen Einfluß auf die Erziehung der Personen von höherem Stand gehabt habe? welches noch die Hauptmängel dabei sind? wo der Grund von diesen liege. Es wird ihm nicht an Beispielen fehlen, woran er zeigen kann, von welchem wichtigen Einfluß eine gute Erziehung auf den künftigen Regenten und das Land selbst sey. Es erzähle ein solcher nur, was er täglich sieht und erfährt — ich meine die Hofetiquette, wovon die wenigsten einen Begrif haben, und nur die davon haben können,

welche

welche an den Hof kommen. Er erzähle uns die gewöhnlichen Arten des Zeitvertreibs — und so alltäglich alles dies scheint, so viel Interesse wird es doch für dieienigen haben, welche so etwas nie, oder nur sehr selten sehen. Man kann ebenfalls, wenn man sich an einem Ort und in einer solchen Lage einige Zeit aufhält, erfahren, wie es mit der Regierung steht. Ob der Regent oder Herr wirklich selbst Herr ist, oder ob Ministers, oder Kammerdiener, oder Maitressen, oder Stallmeister, oder Maior ꝛc. das Ruder führen, oder ob, welches doch sehr selten ist, der Pantoffel regiert. Und wie verschieden sind nicht die Regierungsarten, nach so verschiedenen Personen! Es giebt noch so viele gemeinschaftliche Regierungen, und da ist doch Stoff in Menge, um Bemerkungen darüber zu machen. Dies führt alsdenn ganz natürlich zu Bemerkungen über die Primogenitur und deren Folgen, die gewiß nicht ohne Einfluß auf das ganze deutsche System sind. Daher hat iezt fast iedes grose deutsche Haus seine Hausverträge. Durch die in neuern Zeiten so häufig

ein-

eingeführte Primogenitur sind der apanagirten Herren so viele geworden. Von diesen etwas Spezielleres zu wissen, müßte auch nicht uninteressant seyn. Wie reich ist nicht das Capitel von den Heurathen in diesen Ständen! Man erfährt ebenfalls leicht, wie es mit den Finanzen an den verschiedenen Höfen steht. Wie viel Aufschluß muß nicht ein Mann en place über die verschiedenen Arten, wie diese Herren sich die Debitkommissionen zuziehen, geben können! Debitkommissionsgeschichten, so häufig und einheimisch diese Landplag groser Herren auch iezt sind, haben wir noch gar nicht. Und ich sollte denken, an den Höfen Deutschlands müßte man täglich davon reden hören. Vormundschaften, Veniam aetatis Käufe, Standeserhöhungen, nebst deren Folgen, das Marchandiren mit Ordensbändern, Aemterverkäufe, Behandlung der Beamten: das Verhältniß der verschiedenen kleinen und grosen Herrn gegen einander, das daraus entstandene Ceremoniell und die Titulaturen, mit den unendlich kleinen Abstufungen,

gen, welche ganz ausgezeichnet und einzig in ihrer Art, und nur einem solchen Staat, wie Deutschland, eigen sind: die Ideen, die man mit den Ausdrücken, Personen von Stand, hoher Stand, niederer, hoher und höchster Adel verbindet: der verschiedene Lehensnexus: das Verhältniß der Reichsritterschaft gegen die höheren Stände, Reichstags- Reichshofraths- Kammergerichtssachen: die kleinen Kazenkriege der kleinen Herren unter sich über ein paar Getraidegarben-Zehenden, oder ein paar Schritte Zentgerichtsbarkeit: das Privatmilitär: die Contingenter, welche zur Reichsarmee müssen gestellt werden: das Vergeben dieser Chargen: Bemerkungen über die Kreisversammlungen und Durchzüge ꝛc.; das ist ja eine solche Menge von Rubriken, daß man ganze Bände mit deren Abhandlung anfüllen könnte.

Habe ich nun nicht Recht, mich zu wundern, daß über alles dieses noch wenig oder

nichts

nichts zuverläſſiges bekannt und gedruckt iſt? Es kann freilich nicht verlangt werden, daß alles ſo ganz lokal und ſpeziell ſoll ausgeführt und abgehandelt werden, wie ſichs, und wo ſichs ereignet — dies würde dem Verfaſſer manche Ungelegenheit verurſachen, aber es läßt ſich ſchon im Allgemeinen gewiß viel Nüzliches und Intereſſantes darüber ſagen; vieles verdekt, und doch — ſapienti ſat. Ich glaube nun, Fingerzeige genug gegeben zu haben über das, was man noch über Deutſchland ſchreiben könnte. Und unſer Vaterland verdient doch wohl am erſten, beobachtet, mehr bekannt und vollſtändig beſchrieben zu werden? Noch ſind vielleicht viele, die mehr von den franzöſiſchen Parlamenten, als von dem Reichstag und den Reichsgerichten wiſſen? — So weit dieſer Patriot! — Die Herausgeber wünſchen, durch ſeine Winke in den Stand geſezt zu werden, bald recht viel zur genaueren Kenntniß Deutſchlands, auch in dieſen berührten Punkten, beitragen

zu können! Aufsäze von der Art werden ihnen daher doppelt willkommen seyn.

Rhein-

Rheingau, im Jahre 1787. *)

Es war am Pfingstfeste zu früh um 4 Uhr, als wir im heitersten Morgen aus Mainz, in das Paradies von Deutschland, ins Rheingau, fuhren. Lange werd' ich dieses festlichen Tages gedenken, auch dann noch seiner gedenken, wenn nichts mehr meine erschlafften Fiebern wird spannen können, als nur ein Labetrunk von den Ber-

gen

*) Da unsre Geographien unter dem Titel Rheingau noch so mager aussehen, und dies Land doch so fett als irgend eines in Deutschland ist; so hoff' ich, meinen Lesern einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich meine Nachrichten durch die eines Gercken hie und da erhebe. Sehr unbeträchtlich ist in diesem Ländchen der Verfasser der Briefe eines reis. Franzosen, den man iedoch im 2 B. S. 459. vergleichen kann.

gen um Riedesheim. Wir passirten, indeß wir allmählig die Töne der festlichschallenden Glocken in der alten ehrwürdigen Priesterstadt verlohren, einen mit Feldern angebauten Bergrücken, ließen den Rhein und seine fetten Inseln zur Rechten, und wurden derselben nur von Zeit zu Zeit wieder gewahr, als ob Strom und Inseln uns erinnern wollten, unsere Blicke doch ia dem reizendsten Grunde nicht zu entziehen. Auf einem irregulären Wege, der mehr steinigt als sandreich ist, und von dem Landvolke die Steig benennt wurde, langten wir gegen 9 Uhr in Niederingelheim an. Mein Herz schwoll auf, wie weiland, wenn ich mich, nach einer etwas langen Entfernung, dem Vaterlande wieder näherte, als wir in das Dorf eintraten, aus dem einst Karl der Grose von Zeit zu Zeit eine kleine Welt beherrscht hatte. Kaum verzieh ich es dem reisenden Franzosen, daß er, bei der Weinberge Fülle ienseits des Rheins, diese merkwürdige Residenz des grosen Kaisers ganz übersah. In Ingelheim war es *), diesem, obgleich grosen, doch etwas armseligen

*) Kaiser Karl IV., dem nur Böhmen wichtig war, und der in der Vervollkommnung desselben Deutschland entkräftete, verpfändete Ober- und Niederingelheim an Chur-Mainz. Ruprecht lösete beide 1402 wieder ein, um sie seinem

seligen Dorfe, das mehr ein auf die Anhöhe nachläßig hingeschütteter Steinhaufen, als ein Königshof gewesen zu seyn scheint, hier war es, wo im 8ten Jahrhundert der merkwürdige Reichstag gehalten wurde, der dem baierischen Herzog Thaßilo das Leben kosten solte, das ihm Carls Erbarmen noch endlich erhielt. Carl hat bekanntlich viele Vestungen, aber nur drei Residenzen, Nimwegen, Ingelheim und Aachen, alle am Rhein herauf und weißlich in der Mitte seines Reiches, da Rom am mittäglichen Ende desselben lag, erbauet; daß aber diese wirkliche Paläste mögen gewesen seyn, dies beweisen noch die Mauern und der Ueberrest des Gebäudes, das man mit Ehrfurcht betrachtet. *) Die Dorfs-

 be-

nem Sohne, dem Pfalzgrafen Ludwig dem Bärtigen, wieder versezen zu können, und seit dieser Zeit gehören iene Orte in das churpfälzische Oberamt Oppenheim. Welches sind die Hauptursachen, daß weiland vorzüglich die grösern Fürsten, heutzutage aber mehr die kleinern und die Grafen, versezen? solte etwann eine der dringendsten seyn, daß diese iezt zum Theil so gar gerne gros und altfürstlich thun, oder daß die meisten nichts tüchtiges mehr lernen?

*) Gesezt auch, daß diese Ueberreste nicht vom Carl, sondern von Friedrich I., aus der Mitte des

13ten

bewohner nennen es geradehin: den Saal. Die hohen Mauern werden von einem tiefen, auf der einen Seite beynahe ganz verfallenen Graben umgeben, an dessen Rande izt ein kleiner Juden-Gottesacker ist, der dicht an die alte Residenz stöset. Auf einer andern Seite sind noch Merkmale alter tiefer Gefängnisse, und so dichtes Gemäuer, als wär' es zusammengegossen. Ehehin soll der Rhein so nahe an der Kaiserburg vorbei gegangen seyn, daß man an des Hügels Fuße, auf den sie gebauet ist, noch die Ringe und andere Ueberreste vorzeiget, woran die ankommenden Schiffe befestiget wurden. Sicher ist es, daß der Rhein in diesem breiten Thale sein Bett von Zeit zu Zeit um ein beträchtliches verändert hat. Befindet man sich innerhalb der Trümmer dieses Pallastes selbst, dann begreift man leicht, warum nicht nur Carl sondern auch so viele der nachmaligen deutschen Regenten, denselben so vorzüglich lieben konnten. Zwar sind dessen innere Reize ganz dahin, man müßte denn einige Fragmente von merkwürdigen Säulen, länglicht schmale Fenster, die mit einigen modernen in der

neuen

13ten Jahrhunderts stammen; so ist doch leicht darzuthun, daß dieser, wo nicht eine blose Ausbesserung, doch eine Copie von jenem Bau besorgt habe, der in den Jahren 768 bis 774 war aufgeführt worden.

neuen Wohnung des Beamten contrastiren, noch als solche ansehen wollen; aber die Aussicht ist so einzig schön, so mannichfaltig und weitumfassend, daß man auch neben Eulen in diesen Ruinen nisten könnte. Zur Rechten liegt Mainz mit seinen vielen Denkmalen der mitlern Jahrhunderte, die mir zum Theil zu sagen schienen, was Ingelheim einst gewesen seyn möchte; zur Linken eine fruchtbare ganz allmählig sinkende Flur, die man nur im Forschen bei den grauen Gebürgen hinter Bingen vergessen kann; und vor der Fronte der spiegelglatte Rhein mit seinen länglichten grünen Inseln, auf denen hohe Bäume das niedere Buschwerk so fruchtbar beschatten, daß man in der Ferne eine Insel = Grouppe von Südindien zu sehen glaubt, auf der niedre Pisangs und erhabne Cocospalmen das fette Gras des Landes decken. Jenseits dieses Stroms und seiner Eilande liegt nun der beträchtlichste Theil des feld = und rebenreichen Rheingau mit seinen unzähligen Fruchtbäumen. Seine Länge beträgt 4 bis 5 Stunden, und seine gröste amphitheatermäsige Breite zwey bis dritthalb Stunden. In diesem Districte liegen gegen etliche dreyßig, theils grose, theils kleine, Ortschaften, in denen mit unter ganz artige Gebäude prangen. Die Krone der, bald sanft bald steiler sich erhebenden Berge, die das breite Thal im halben Cirkel um-

laufen, sind dunkle Tannenwälder, die bis hinter das Bingerloch hinabgehen. Denke man sich nun dies alles in der glücklichsten Verbindung, so hat man, wie sie wirklich in der Natur ist, eine der reizendsten Gegenden Deutschlands. Ich habe im Frühjahre die gepriesene Gegend von Meisen bis Dresden bereiset, bin im blauischen, höchst romantischen Grunde gewesen, habe mich oft bei den Donau = und Main = Elb = und Nekar = Ufern entzückt gefühlt, aber nie machte eine iener gesehenen Gegenden den Eindruck auf mich, den das Rheingau machte, als ich es aus den Ruinen Ingelheims, oder aus dem etwas tiefer gegenüber liegenden Johannisberge überschauete. Nie sagte ich mir lebhafter und dankbarer gegen Gott die Wahrheit:

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu seyn! —

als hier.

Innerhalb iener Ingelheimischen Ruinen, die von beträchtlichem Umfang sind, wohnen, wie in mehrern alten Schlössern am Main und Rhein, arme Taglöhner; diese wirken noch gewaltsamer auf die Steinmassen, als die Zeit, und liefern davon ab, theils zum Einfassen der Felder auser dem Dorfe, theils zum Errichten neuer Hütten im Dorfe selbst. Der Beamte hat seine neue

Woh=

Wohnung auf der Stelle des alten Palatiums, und die Kirche, dem Amthause gegen über, ist den Reformirten des Dorfes eingeräumt. *)

Auch ich habe die Ueberreste iener drei Säulen gesehen, über die man noch nicht einig werden konnte, ob sie eines römischen oder pfälzischen Ursprungs sind. Schoepflin behauptete, Carl der Grose selbst habe sie von Rom und Ravenna bringen lassen; andere und unter diesen auch Gerken, sie wären aus dem schönen pfälzischen Granit gehauen — und nicht gegossen. Ich bin der Meinung, daß Carl allerdings Säulen aus Italien bringen und bei diesem Pallaste aufrichten ließ; daß aber dieselben beim zweiten Bau der Residenz gegen andere aus der benachbarten Pfalz ungetauscht werden konnten, da vielleicht die erstern zertrümmert, beschädigt oder gar eine Beute der Feinde geworden waren. Indessen mögen sie eines italiänischen oder römischen

*) Von einem alten Grabsteine in dieser vom Kaiser Carl IV. erbauten Kirche, den Gerken für eine ächte fränkische Antiquität hält, sehe man dessen Reisen 3ten Th. S. 104. gegen Schoepflin de palatio Ingelheim in den Akten der pfälzischen Akad. Tom. I., wo behauptet wurde, daß iener Stein die Hilbegard, die zwote Gemahlin K. Carls des Grosen, decke.

Ursprungs seyn, so wünscht ich doch, daß sie nicht von iedem neugierigen Fremden, wie weiland die Leipziger Mumie, zerbröckelt würden. Die eine, so am äuserſten Thore des Hofes sich auf der linken Seite, wenn man hineingehet, befindet, und auf einem ganz unbedeutenden Postament errichtet ist, hat dies Schicksal stark getroffen. Ihr Diameter möchte einen Schuh und etliche Zoll, ihre Höhe aber gegen 6 Schuh betragen, und die Längste hat kaum zehen Schuh und gleiche Dicke, wie diese. In der Mauer an diesem Thore befindet sich in einen viereckigten rothen Stein folgende, etwas mühsam zu lesende Inschrift eingehauen: Vor 800 Jahren ist dieser Saal des Kayſers Karln, nach ihme Ludwig des milden, Kayſers Karln Son, im Jahr 1044. aber Kayſer Heinrichs und im Jahr 1360. Kayſers Karln Königs in Böhmen Pallast gewesen. Und hat Kayſer Karl der Grosse neben andern gegossenen Saylen, die Sayl (nemlich die hier aufgerichtet ist) aus Italia von Ravenna anhero in diesen Pallaſt führen lassen, welche man bei Regierung Kayſer Ferdinands II. und Königs in Hiſpanien Philipps des IV. auch derer verordneter löblicher Regierung in der untern Pfalz den 6. Aprilis A. 1628. als der catholische Glaube wiederum eingeführt worden ist, aufgerichtet.

Dicht

Dicht daneben heißt es: Münsterus in Historia von Ingelheim des heil. Röm. Rheichs Thal fol. 689. Die andere liegt versteckter im Grase an der Mauer, ohnweit der Kirchthüre, und die dritte innerhalb der Kirche in gleicher Verachtung unter dem vormaligen Chor. Ihre Masse, in der die blaue, röthliche und weise Farbe die hervorstechendsten sind, ist äuserst fest und nimmt ein für die Meinung derer, die sie für gehauen ausgeben. — Vom Sattel Karls in Oberingelheim kein Wort, weil ihm schon die Säulen in Niederingelheim abgesprochen werden.

Hinter dem Dorfe Niederingelheim senkt sich das fruchtbare Land gegen den Rhein hin, dessen uraltes Beet man hier noch aus der Menge des zurückgelassenen feinsten Sandes, der diesem Strome so eigen ist, und hier noch unmittelbar vor dem iezigen Rheinufer den breiten Grund bedekt, sehen kann. Auf einer Fähre ließen wir uns in dem mit Ulmen besezten, reformirten Dorfe, Frauenweinheim, in das dicht am andern Ufer gelegene Mittelheim übersezen. Schon wegen der herrlichen Aussicht über die Rheinufer gegen Mainz hinauf, und dann wieder hinab in die geschlungenen Gebürge hinter Bingen, die in der Ferne dem Strome ieden Ausweg zu versperren scheinen, war diese Ueberfahrt höchst angenehm.

Da

Da uns der Wind nicht günstig war, so musten wir eine Stunde damit zubringen, die uns aber durch eine Parthie Wallfahrer, die von Bingen heraufruderte, noch um ein beträchtliches verkürzt wurde, weil wir aus diesem vollgepfropften Kahne ununterbrochen die harmonischsten Gesänge zu hören bekamen. Es schmerzte uns, daß wir das ansehnliche Dorf Mittelheim so schnell vorüber eilen musten und nicht erst seine Merkwürdigkeit, die älteste Kirche im Rheingau, beaugenscheinigen konnten. Nunmehr befanden wir uns also erst auf dem unschäzbaren Pünktgen von Deutschland, auf dem nördlichen Rheingaus-Ufer, von dem seit Carls des Grosen Zeiten so mancher Dichter gesungen, über das schon so mancher Priester seinen Segen gespendet, und aus dem schon so mancher Reisende wonnetrunken getaumelt ist. Wie in Eden fuhren wir hier am nördlichen Rheinufer durch Weingärten, Wiesen und Bäume hinab über Geisenheim, in den ansehnlichen Flecken Riedesheim, wo wir schon lange unsern von wässerichten Rheindünsten erschlapten Mägen neues Feuer und Elasticität einzuflösen gelobet hatten. Der Weg bis dahin war im eigentlichsten Verstande Gartenweg, zu dessen Linken der Rhein schlich, als ob er schon hier, furchtsam für die hohen finstern Gebürge hinter Bingen, sich stämmen und irgend einen andern

Aus-

Ausweg suchen wollte. Wir stiegen im Engel ab; ein Gasthof, der die freie Aussicht über den Rhein nach Bingen gewährt, nahe am Strome liegt, und in dem, in aller Rücksicht, Menschen englisch bewirthet werden. Essen und Trinken und Gesellschaft entsprachen einander an Güte, und machten uns das Rheingau noch werther, als es uns an sich schon war, ob wir gleich mehr der Geistes- als der Körper-Lezung wegen, diese Exkursion begonnen hatten.

Aus dem Hause selbst, das dicht am Strome lag, konnte man nicht nur am ienseitigen Ufer das im Winkel gelegene Städtgen Bingen, und drüber auf einer kahlen Bergspize, die Sanct Rochus Kirche, einen merkwürdigen Walfahrtsplaz, sehr deutlich sehen; sondern auch den ganzen schönen Strom, der sich von seiner Breite oberhalb Riedesheim allmählig zusammen zieht, schneller strömt, und, von senkrecht abgeschnittenen Bergen gedrängt, in einem sehr engen Bette sich durch Felsen und Schieferberge kümmerlich, aber hie und da desto reisender, windet. Es ist bekannt, daß auch der Rhein so wie der Main an seinen Ufern eine Menge alter Schlösser in Ruinen aufzuweisen hat, die nun schon seit Jahrhunderten redende Denkmale sind, wie einst alte Ritter hauseten, und mit ihren Schicksalen das

Sprüch-

Sprüchwort bestätigten: gestrenge Herren, regieren nicht lange. Zwei, wo nicht mehrere dergleichen, befinden sich auch noch in Niedesheim: wir wagten es, den Gipfel des einen, wo es gerade in einem alten Fensterloche, das sich in Turmshöhe befand, den Einsturz drohete, und doch fest wie Felsen war, und wo ein liebes kleines Mädchen von 10 Jahren, als wär' es der Schuzgeist dieser Ruinen, Blumen in Sträußchen band, samt und sonders zu besteigen, um uns auf dessen Höhe nicht nur die Aussicht umher zu verschönern, sondern auch diese Ruinen selbst etwas genauer kennen zu lernen. Diese dem Grafen von Metternich gehörige uralte Burg, am nördlichen Ende vom Flecken, deren Hauptmauer gegen 10 Fuß dick ist, steht zunächst am Rheine; man sieht sich darinnen vergeblich nach Holzwerk um, desto mehr finden sich aber noch allenthalben Gewölber von einem schwarzbraunen Steine, und Mannes breite Staffeln führen bis zur Zinne hinauf, woselbst man auf den übergraseten Steinen, wie auf einem regelmäsigen Fußboden, von einigen Schritten Breite und Länge, die Gegend mit dem blosen Auge, bis zum famösen Mausthurme, auf der rechten Seite, und auf der linken das ganze Rheingau, vor sich das versteckte Bingen und seinen Hintergrund, und hinter sich das dichtgebaute Niedesheim, beherrschen kann. Leich-

ter kletterten wir durch die hie und da zerfalle-nen Staffeln hinan, als herab. Der Rückweg muste im eigentlichsten Verstande auf allen Vie-ren gemacht werden; die Burgsbewohner waren dabei unsere Wegweiser, und ieder von der Ge-sellschaft fühlte dabei so sorgfältig mit Händen und Füßen, wie Insecten mit ihren Fühlhörnern, umher. Indessen war denn doch bei der ganzen Steigerei nichts Leib und Leben gefährliches, sonst würden wir sie unterlassen haben, wenn wir auch nicht im Rheingau unser Bißgen Er-denleben ganz besonders lieb gehabt hätten.

„ Also hatte dieser Steinhaufe auch noch Einwohner? „ — Ja wohl! Einwohner, die ich zeitlebens nicht vergessen werde. Es sind näm-lich hie und da noch ganze Gewölber, oder Ge-wölbern ähnliche Löcher in diesen Gemäuern, die von blutarmen Leuten bewohnt werden. „ Um-sonst? „ Behüte! denn im Rheingau ist, auser Wasser und Luft, kein Stein umsonst, sondern sie zahlen iärlich gegen die 6 fl. Miethe, und fronen und laufen Bothen. Da dies die ersten Men-schen im nördlichen Rheingauufer waren, die wir sahen, Menschen, die nahe am Fuße des Ber-ges wohnten, wo der beste Wein des Landes gezogen wird; so war es uns desto empfindlicher, gerade hier das wahre Bild vollendeter Armuth,

an ihrer Kleidung, Wohnung und Nahrung, wahrzunehmen. Sie führten uns durch ein und andere Thüren ähnliche Löcher in ihre Wohnhöhlen, und nie — es ist reine Sprache der Wahrheit, nie hab' ich etwas den Hottentotten-Wohnungen, nach Sparrmanns Beschreibung, ähnlichers gesehen, als diese Löcher, die nur durch die Aussicht, so sie gewähren, einigen Werth haben. Rus an den Wänden, waren ihre Tapeten; Rauch, ihre Atmospähre; aufgestellter Muckengift, ihr Potpourri; etliche Töpfe und Schüsseln, zween hölzerne Stühle, ein Bett, davon ich die Farbe nicht entdecken konnte, ihr Hausrath. Aber desto reicher waren sie an schönen, bildschönen Kindern, die zahlreich, wie Wespen, aus altem Gebälke, aus diesen Höhlen krochen, und uns auf die bescheidenste Art mit Sträußen beschenkten. So siegt denn auch hier in Ehestandsangelegenheiten das reine milde Clima über das Verheerende der Armuth und des Sclavendruckes! Von hier giengen wir zu Fuß, meistentheils auf einer schmalen gepflasterten Steig, um die Bergkrümme hinum, die uns dem **Mausthurme**, oder vielmehr **Mauthsthurme**, gegen über brachte. Natürlich lachten wir bei dessen Anblick über die Fabel mit den Mäusen und dem Bischoff Hetto im zehnten Jahrhundert. Denn dieser Mauths, oder Zollthurm, gleich unter dem Aus-

fluß der Nave, steht auf seinem kleinen nackten Inselgen so bequem zu einem Wachtthurm, der in Bingen angelegten Zollstätte, daß ihn die Alten in dieser Absicht kaum irgendwo bequemer anlegen konnten. Er befindet sich beinahe Mitten im Strome, der hier sehr schmal ist; an den breiten Ufern sind hohe steile Berge mit alten, Einsturz drohenden, Schlössern belastet, unter denen der Wanderer nur einzeln auf einem schmalen Pfade vorüber kommen kann. Es war also dieser viereckigte nun aber etwas gebrechliche Thurm im Stande, iedes vorüberfahrende Schiff erst um die Zollentrichtung zu befragen und nächtlicher Weile die Rheinpassage, vermöge ausgespannter Ketten, so lange zu hemmen, bis bezahlt war, was der Passagier zu bezahlen hatte. Der Strom ist hier voll Felsen, die auch bei seichtem Wasser an einigen Orten hervorragen, und auf der einen Seite durchgehieben sind, um das famöse Binger: Loch, das nicht von den beiden Felsenufern, wie so viele Geographen fälschlich glauben, sondern von Felsen im Strome, den Namen hat, für die Schiffarth etwas sicherer zu machen, das überhaupt mehr gefährlich ausgeschrieen, als wirklich gefährlich zu passiren ist. Die Schiffer lachen der Fremden, die hier ob der vermeinten Gefahr zagen und sind besonders bei hohem Wasser, wo die Felsen gedeckt

sind,

sind, am mindesten besorgt. Zween solcher Felsen liegen eigentlich in der Fahrt, die übrigen auf der Seite; mit ihnen ist ieder Schiffer vertraut, und läst sie bei hohem Wasser unter sich, beim seichten neben sich. Dieser felsigte Grund des Stromes ist aber nichts anders, als ein Glied der Bergkette der diß- und ienseitigen, steilen, aus blauen Felsen bestehenden Ufern. Der Rhein dringt mit reisender Wuth in die Bergkrümmen hinein, durch die er sich alsdann, wie durch unterirdische Höhlen, ein Bett zu erforschen scheint. Die grosen Wasserfluthen sollen in den neuern Zeiten die Passage ebenfals etwas erleichtert, die obern Felsen aus dem Weg geräumt, und hie und da den Strom merklich vertieft haben.

Am westlichen Ende des Fleckens Riedesheim stöset man zunächst an einen Berg, den der Rhein durch sein Dringen nach Norden bildet, der den besten Riedesheimerwein liefert. Die Lage und Gestalt des Berges ist beinahe ganz wie beim Rebenberge in Wertheim, der daselbst die edelsten Weine zeugt; steil, wie eine Wand, voll schrofer Felsen und voller durch die Kunst von Steinen zusammengelegter Absäze, wie weiland die Bergmauern in Canaan. Die Theile dieses Berges, so die Blume der Riedesheimer liefern, heisen der Hauptberg und das Rodtland. Der

Haupt-

Hauptberg, den ein gelbes, kiesartiges Erdreich dekt, das in der beträchtlichsten Höhe noch mit Steinmauer gestüzt wird, ist grösstentheils mit Orleanstrauben, die ihre Benennung noch von ihrem ursprünglichen Vaterlande haben, besezt. Diese Traubenart ist gros, und giebt feurigen Wein. Das Rodtland, oder das im eilften Jahrhundert erst von Gebüsch und Holz gesäuberte, ausgerodete Land, in der Mitte des ganzen grosen Berges, hat vorzüglich Rießling — eine zwar kleine und langsamer zeitigende, aber desto bessere Traube, die alle Weinländer, denen es nicht so wohl um Menge, als um Güte zu thun ist, vorzüglich lieben. Zum essen ist diese Traube nicht. — Dann folgt der sogenannte Hinterhäuser, ohnweit den hintern Gebäuden des Fleckens, der zwar von minderer Güte als iene, aber wegen seiner berühmten Nachbarn, doch gleichfals sehr empfohlen ist. — Den Wein im Grunde, verkauft der Nahme Riedesheim noch immer theuer genug, ob er schon ungleich schlechter, als alle andere auf den Bergen ist. — Die Morgen = und Abendsonne erhizt ienen beinahe senkrechten Felsenberg, an dessen Fuße man mit Furcht vorüber gehet, es möchten seine ihm stüzenden Mauern zerbersten und herabstürzen. Wie der Rebenberg in Werthheim, so liegt auch dieser dicht am Strome, dessen Dünste unstreitig

dem Berge sehr zu statten kommen, da sie die volle Sonne des Tages für den Wein so gedeihlich machen kann. Weinhändler zahlen oft ieden Stock, in der besten Lage, mit einem Dukaten, und beziehen höchstens vom besten 4. Maas Wein. *) Die Taglöhner, die in diesen Bergen arbeiten, werden täglich mit 24. Kr. bezahlt; allein, es ist nur nach weniger Leute Geschmack, Dünger auf steile Höhen zu tragen, daselbst zu graben, zu hacken, u. d. gl. Der Taglöhner arbeitet selten daselbst, wenn nicht Noth an Mann geht; er leiert im Sommer und bettelt im Winter. Die Weinvorräthe sind, wie überhaupt im Rheingau, doch besonders in Riesdesheim,

*) Merkwürdig ist eine Stelle im reisenden Franzosen, des Innhalts: man zieht die Weinstöcke ungemein niedrig, und selten sind sie über 4. bis 5. Fuß hoch. Diese Art, den Weinstock zu ziehen, ist für die Menge, aber nicht für die Güte des Weins zuträglich; denn die phlegmatischen und schweren Theile desselben würden eher zurück bleiben, wenn die Säfte, woraus er gezeugt wird, durch höhere und mehrere Kanäle sich sublimiren müßten. Dies ist ohne Zweifel eine der Hauptursachen, warum alle Rheinweine etwas herbes, saures und wässerichtes haben.

desheim, überaus beträchtlich. *) Indessen ist der leztere nicht eigentlich, wie der reisende Franzos meint, der edelste aller Rheingauer Weine, soudern nur der feurigste, von dessen besten Sorte sich die Maas, selbst im Flecken, um 3. fl. verkauft. Der beträchtlichste Theil von den vorzüglichsten Lagen gehört dem Domkapitel in Mainz, und einigen gräflichen Häusern. Auch hier verschickt man den besten auf dem Rhein in alle Welt; nur einige Klosterapostel behalten den ihrigen innerhalb ihres Wirkungskraises zurück, um doch einen Laien dann und wann wieder einmal damit an Horazens Oden erinnern zu können. Jener gedachte bequeme Wassertransport, der iedoch durch die vielen Rheinzölle etwas erschwert wird, vertheuert die Rheingauer Weine sowohl, als die Fässer, welche daselbst zugleich mit dem Gewächs angegeben werden. Nicht also in den Mainlanden. Ueberdies darf bei Strafe der Confiskation kein fremder Tropfen ins Rheingau gebracht werden, und überhaupt ist die Plusmacherei daselbst noch nicht so ge-

 schäftig

*) An einem Geburtstage des vorigen Churfürsten, hatte ein dasiger reicher Bürger seinen Garten mit 99. Lampen erleuchtet. Man fragte ihn: warum gerade diese Zahl? Antwort: „weil er gerade noch 99. Stück Faß Riedesheimer im Keller habe.„ Gercken.

schäftig gewesen, wie in andern, und selbst in Werthheimischen Gegenden, wo man nur volle und dick aufschwellende Trauben in den neuern Zeiten zu verpflanzen suchte, die zwar durch Quantität, aber nicht durch Qualität, der angewandten Mühe lohnen. Riedesheim kann nahe gegen 300. Häuser haben, — wie aber der reisende Franzos 2500. Einwohner darinnen finden konnte, ist mir unbegreiflich. Reich kann man den Flecken heisen, wenn man nur einige, vorzüglich durch Weinhandel begüterte Familien, für das Ganze gelten läst. Doch hievon nachher!

Wir eilen nach **Geisenheim**, ein nicht viel weniger beträchtlicher Flecken, in den die Grafen von **Schönborn**, von **Ostein**, von **Degenfeld**, und von **Ingelheim**, und die Herren von **Forster** und von **Walbrun** beträchtliche Güter und Gebäude haben. Wir sahen unter andern auch des g. R. von H — — neuerbautes Haus und Kellerei; auf dessen Altane man zwar eine beseeligende Aussicht, aber in den Tiefen der Keller doch einen noch beseeligerndern Weinschaz findet. So wohl beim Anblick der Reihe von Fässern, die hier in brüderlicher Vereinigung still beisammen lagen, als auch in dem schönen Gebäude, fielen uns des Doktor Pfaffs Bibeln ein. Pfaff in Tübingen wurde unter andern auch durch seine

Bibel=

Bibelnegotiationen reich; er hatte eine Niece, die seine einzige Erbin ward, und dieses englische Bäsgen wuste H — der dem Doktor Pfaff hoffirte, und ihm in seiner Bibliothek famulirte, zu engagiren; und nun besizt er, durch des geistlichen Mannes theologische Speculationen, Paläste, Rittergüter und volle Weinkeller, wie einst sein alter Plutus, Pfaff, volle Repositorien. Aber besser müssen ienem die Bibeln, als diesem der Wein abgegangen seyn, denn man klagte hier, wo gegen 300. Stück meistentheils alte Weine vorräthig lagen, sehr über Mangel des Absazes. Es ward uns vergönnt, bis an die Gränzen des vorigen Jahrhunderts hinab, von der Milde eines ieden Herbstes zu schmecken; man muß aber dabei alle Philosophie zu Hülfe nehmen, um nicht der Libationen des Hausvaters zu mißbrauchen. —

Ich lernte die Graf Ingelheimische Familie kennen, die sich durch ihre gastfreundschaftliche Aufnahme, besonders der Mainzer, sehr auszeichnet. Der Graf ist bekanntlich Oberhofmarschall in Mainz, ein sanfter, angenehmer Mann. Seine Gemahlin, noch eine iugendliche Dame, gewinnt sogleich durch ihre natürlichen Reize, frei von aller affektirter Schönheit. Sie haben einen einzigen Sohn von 8. Jahren, ein

Kind, das unter die vorzüglichsten Grafen = und Fürstenkinder gehört, die ich ie kennen lernte. Diese Herrschaft gab uns Attresse auf den Johannisberg, die wir um so nöthiger zu haben glaubten, weil wir gehört hatten, daß die Kellerschlüssel daselbst ordinär in eines Cerberus Pfoden liegen solten.

Mit grosen Erwartungen langten wir bey diesem Throne des Bacchus an, den wir schon vom weiten, wegen seiner glücklichen Lage, bewundert hatten. Er befindet sich auf einer Berghöhe, die nicht steil ist, sanft sich senkt, und Weinberge und Felder und Dörfer und Bäume rings um sich hat. Ist mir doch, als stünd ich noch auf seiner fruchtreichen Spize, noch auf der Altane des grosen Quadratgebäudes, und übersähe noch das schöne Amphitheater, das hier die Seite des Rheingaus bildet, als säh' ich noch die Spiegelglätte des Rheins, und an seinen dies- und ienseitigen Ufern die Heere der Engländer und Franzosen; als säh' ich noch die vor mir liegende Lüzelau, und auf derselben den leidenden Kaiser Ludwig im Zelte, wo er, als seine Söhne ihn müde geiagt hatten, ihnen doch noch den Seegen ertheilte, und starb. Warlich ich danke noch dem Schöpfer der Welt, daß er mich die schöne Rheingaus = Gefielde auch aus des Johannisbergs

nisbergs, noch nicht genau gekannten Höhen bewundern lies. Unsere Aufnahme daselbst war über alle Erwartung freundlich, denn wenn auch der dasige Amtskeller, Pönicke, ein Mann von dickem Duodezformat und schlichtem Menschenverstande, wenn auch dieser eine Weinessigsmiene gemacht hätte, die er doch gar nicht machte; so würde uns ein alter ehrwürdiger Benedictiner, noch aus dem vorigen Jahrhundert, durch seine Heiterkeit vollkommen schadlos gehalten haben. Dieser 96. jährige, herzgute Greis, der noch als heiliges denkmal zurückgelassen war, daß auch hier einst Benedictinermönche zu Hause gewesen, machte uns der Freuden viele. Hell waren noch seine beiden blauen Augen, wie Schnee die langen Augenbraunen und das Haupthaar, nicht gros aber auch nicht lappenmässig eingeschrumpft seine Figur, standhaft und schnell sein Tritt in die Höhe und Tiefe. Er wandelte mit uns die Treppen hinauf und hinab, trank mit uns ein mässiges Gläsgen mit all der Sitte und Naivität, wie man im Ende des vorigen Jahrhunderts mag getrunken haben. Seine ganze Seele war Freude, sein Mund voll Scherz und historischer Erzehlungen, sein Gedächtniß versagte ihm keine Jahrzahl, so bald er welche nöthig hatte, um uns zu bestimmen, wenn da und dort in der Gegend Schlachten geliefert, Klöster geplündert

und Weine verschlampampt worden waren. O daß ich dir, ehrwürdiger, scherzhafter Vater, noch einmal ein langes Leben wünschen könnte. An Lust und Hoffnung dazu, schien es ihm nicht zu fehlen, denn er trank nie Caffe — nie Thee — hielt nichts auf Schäferstunden — nichts auf Gram und Leidenschaften — blieb fern von der verfälschten Welt, und immer nahe an der Rebe des Johannisbergs. Bekanntlich siedelten sich die fleisigen Benedictiner — fleisig mit ihren Händen und Köpfen — zuerst unter allen Mönchsorten in Deutschland an, halfen öde Gegenden, besonders durch ihre Laienbrüder, urbar machen, und dies thaten sie auch im Fuldischen, von wannen diese gutartigen Priester weit umher auszogen, und lehrten und ausreuteten. Auch hier sezten sie sich also fest — es entstund auf dem Berge eine Probstei, die der Erzbischof von Mainz, Adelbert I., nachmals in eine Abtei verwandelte. Der Marggraf Albert von Brandenburg, diese Geisel der Geistlichkeit, der, um mich seines Ausdrucks zu bedienen, sich in der Pfaffengasse so weidlich herum getummelt hat, verbrannte die Abtei, und ihren Ruin vollendeten die Mönche, deren Abt abgesezt, und die Abtei durch einen Oekonomen verwaltet worden. Die Schweden behandelten die Ueberreste aus den vorigen tragischen Perioden, im 30jährigen Kriege, wie Albert von

Brandenburg die ganze Abtei. Es verpfändete sie also der damalige Erzbischof, Anselmus Casimir an den Reichspfennigmeister Hubert von Bleymann. Von diesem löfete sie mit Bewilligung des erwähnten Erzbischofs, der Fulda sehr ergeben war, der damalige Abt von Fulda gegen 60,000 fl. wieder ein; die Probstei wurde wieder hergestellt und Mainz trauert seit dieser Zeit um diesen edelsten Stein aus der Mitte seiner erzbischöflichen Juful, der allem Anschein nach auf immer verlohren ist; wenigstens hat seine Reue über die ehemalige Läßigkeit seiner Regenten und das wiederholte Suchen Fuldas Fürsten seit der Zeit nicht bewegen können, ihn wieder abzutreten. Der fuldaische Abt, Budler, führte seit dem Jahre 1717. bis 1723. das schöne Gebäude auf, so sich iezt daselbst befindet, und soll dazu 300,000 fl. verwandt haben; eine Summe, die dann nicht zu gros erscheinen wird, wenn man das Schloß mit seinen beeden Flügeln, das ehemalige Meublement, die tiefen, herrlichen Keller, die ansehnliche probsteiliche Kirche, die Wohnhäuser und den ansehnlichen Hofraum in Anschlag bringt.

Höchst selten kam in den neuern Zeiten ein Fürst aus Fulda dahin, sondern sie laben sich lieber mit des Sankt Johannes köstlichen Gabe

unter fuldaischem Horizonte oder auch im Bade zu Brückenau, wo sie schon manche Wunderkur verrichtet hat. Daher ist zwar das Gebäude selbst modern, aber nicht mehr dessen Inneres, von dem nur einige fürstliche Portraits und die gewürkten Tapeten noch das beste schienen. — Unendlich mehr fand sich im Grunde, als im Kopfe des Gebäudes. Wir staunten, als wir in Keller geführt wurden, die in einem Quadrat umher wieder in einander liefen und an manchen Orten zweifach übereinander waren. Diese sehr räumlichen Gewölber umschloßen Schäze und Antiquitäten, die mir wenigstens des Fleises eines Alterthumsforschers so würdig schienen, als die vorgefundnen Bücherrollen unter den Lava-Gewölbern des Herkulanums. Hier lag Faß am Faß, keines klang hohl und manches schien so alt zu seyn, als das Inventariumsstück, der graue Benediktiner. Ueberhaupt finden sich mehr alte, als neue Weine im Rheingau; iedermann strebt nach den köstlichen Most der 80iger Jahre, besonders des 84iger, den man da und dort nach ganz eignen Geschmack zu erziehen sucht; diese Jahrgänge sind also schnell ausgewandert und die alten sind — Ladenhüter. Vom 81iger hat man das Stück auf der Stelle um 2400 fl. und vom 84iger um 1000 Thaler verkauft, und doch darf keiner mehr davon weggegeben werden.

Das

Das theuerste Stück im Keller wird um 3000 fl. gehalten. Die köstlichste Sorte des Johannisberger wird 10 Schuh hoch über den Kellern gewonnen, gegen Mittag. Die Luftlöcher der Keller gehen selbst in den Weinberg, an dessen breiten Fuse das Dorf gleiches Namens liegt. Es ist was gewöhnliches, daß in diesem Berge der Morgen Weinberg um 6000 fl. verkauft wird. In der Nähe hat vielleicht das grose Dorf Winkel noch den Namen vom ersten Keller im Rheingau, der zu des ökonomischen Karls des Grosen Zeiten daselbst soll erbaut worden seyn; wie leicht wird aus vini cella, Win-Kella, das Wort Winkel, und was war natürlicher, als daß Karl, seinem Ingelheim gegen über, in der besten Weingegend, einen Weinkeller und Weinlager anlegte.

Die Herrschaft in Fulda will zwar, daß man iedem braven Fremdlinge auf dem Berge einen Trunk, aber nur keine Bouteille zum Mitnehmen, reiche; allein der Amtskeller war in der Gegend eben so sehr als ein harter Mann verschrieen, als des Weines milder Geschmack im guten Renommee stund. Indessen müssen wir ein ganz anderes Betragen an ihm rühmen, das seiner Gastfreundschaft wahre Ehre brachte; obgleich unser Postillon wieder über ihn ganz verschieden mit

uns

uns dachte. Denn beim Abschied sagt' ihm dieser sehr unartig vor aller Gesellschaft ins Gesicht: er sey ein Geizhals, und unwürdig des Johannisbergs Wächter zu seyn, weil er ihm sauern Wein vorgesezt hätte.

Daß ich nie sonderlich zum Mönch taugte, weis ich; daß ich aber dann vielleicht eher Benediktiner geworden wäre, wenn ich früher den Johannisberg gesehen hätte, weis ich auch. — Sicher ist unter allen Weinen am Rheine dieser der beste; ob er gleich weniger Feuer, als der Riedesheimer hat, so ist ihm dagegen ein ganz eigner, lieblicher Geschmack eigen, den ich mit nichts zu vergleichen weis.

Nach einem rührenden Abschiede leierte uns unser Postillon, mit der die Bergspizen umher vergültenden Sonne, in das Dorf Hattenheim. In diesem sehr ansehnlichen, dicht am Rhein gelegenen Dorfe, führte uns ein guter Genius in das Haus des dasigen Schultheisen, zu den Eltern und Geschwistern des Mainzischen Weihbischofs Heimes. Mit aller Freundlichkeit wurde uns von dieser braven Bürgerfamilie so reichlich aufgetragen, daß ich mich nicht erinnere, auf meiner ganzen Reise mit der Dankbarkeit gegessen zu haben, als hier. Wir merkten es diesen

Heimi-

Heimischen Eltern an, daß sie sich ihres gediehenen Sohnes freueten; aber man merkte auch, daß die braven Eltern eines solchen Sohnes würdig waren. Wir schieden mit gerührten Herzen aus dieser Familie und passirten den Distrikt, wo der berühmte **Markbrunnerwein** wächst — eine der besten und ergiebigsten Weinquellen im Rheingau. Ein kleiner Bach, der in dem Distrikte entspringt, und an die Mark von Hattenheim herunter gegen Erbach in den Rhein fliesset, gab ihm den Namen **Markbrunner**. Da wir heute wieder nach Mainz musten, so flogen wir mit Blanchardischer Eile das Thal herauf, das bereits Todenstille beherrschte. Der Markbrunner hatte unsern Postillon, der seit der Johannisberger Katastrophe auch mit uns zürnte, wieder mit uns ausgesöhnt. Meine lieben Reisegefährten schliefen zum Theil in dieser herrlichen Nacht; ich aber wachte **mit den, mit den ich nicht blos den Rheingau, sondern die ganze Welt durchreisen möchte.** *) Zu unserer Rechten dampfte der Rhein, den wir bis an die Mainzer Brücke nicht mehr aus dem Gesichte verlohren. — So viel von der **untern** Hälfte dieses gesegneten Thals, in das ich noch einen allgemeinen Blick zurückwerfe.

Ueber-

*) Einige meiner Leser kennen den Namen dieses edlen, philosophischen Staatsmannes.

Ueberaus wohl fällt daselbst die starke Menschenrace in die Augen. Heiterkeit wohnt auch auf den Gesichtern der Armen, und Lebhaftigkeit ist ihr aller Eigenthum. Durchgängig herrscht eine blaue, natürliche, reinliche Kleidermode, ohne Spuren von Luxus. Die sämtlichen Bewohner machen zwo Klassen aus; die eine besteht aus grundreichen Weinhändlern, die andere aus bettelarmen Mostschluckern. Zu iener gehört wieder der Adel, die Geistlichkeit, und einige glückliche Bauern, zu dieser die übrige grose Menge, die mit der Noth schon vertraut ist, und davon es in iedem Dorfe wimmelt. Schon zu wiederholten malen, und nur noch neuerlich ist dem dasigen Adel der Ankauf mehrerer Weingüter untersagt worden; allein wer vermag hier dem Adel mit Erfolg zu verbieten, da er ia so manche Bouteille mit den nahen Mainzern theilt. — Der Landmann fängt hie und da allmählig an, sein Land mit andern Saamen zu besäen, und des Weinstocks nur in den besten Flecken zu warten. Etliche unglückliche Herbste waren schon oft im Stande, auch den glücklichsten Bauern schnell zu ruiniren. Ist es schadloshaltende Tröstung, wenn man im Rheingau, so wie in mehrern Weinländern, unter hundert bettelfähigen Familien einen Reichen findet, der Besizer von 100,000 fl. ist? Es müste nur im Rheingau beruhigend

für

für den Menschenfreund seyn, wo der Reiche alle Augenblicke aussagt, daß das Volk üppig und luxuriös sey, und es folglich heilsam wäre, daß grose Familien sparten, um ienen zur Zeit der Noth noch etwas abreichen zu können.

Schon die Römer verboten in ihrem glücklichen Clima die zu grose Vervielfältigung des Weinstocks; Frankreich that noch neuerlich ein gleiches, und Ungarn — ist dies etwann reich und mächtig durch seine Weine? Es ist Resultat wiederholt angestellter Beobachtung, die wir noch im Rheingau bestättigt fanden, daß die Weinländer am meisten bey theuern Zeiten leiden, daß sie am wenigsten von mühseeligen Arbeiten sich erholen, daß sie am seltensten der Schulden, die sie das Jahr über auf die Hoffnung des Herbstes machen müssen, loswerden, daß sie sich am meisten unter dem willkührlichen Druck der reichen Familien befinden, und daß sie selten einen andern Genus vom Gewächs des Weinstocks haben, als den Anblick seiner Blätter, dann und wann einiger frohen Stunden zur Lese, und eine zeitlang einen versäuerten, sogenannten — Trinkwein. Das Rheingau liefert alles, um seine Bewohner zu beglücken; allein sie sind es im Durchschnitt nicht; es müste denn dies Glück

heisen,

heisen, daß sie der Armuth drückende Lasten beim Gläschen Geist und Körper belebenden Moste minder fühlen, als die schwermüthigen Bierländer beim Krug Doppelbier die ihrigen zu fühlen pflegen.

Leipzig, 1786.

In meinen bisherigen Briefen ist, so viel ich mich erinnere, von der hiesigen Stadt und Universität selten eine Bemerkung mit eingeflossen. Billig mache ich aber auch dieselbe, noch vor unsrer — nächstens bevorstehenden — Abreise zum Vorwurf meiner Berichtserstattung. Umständlichere und detaillirte Nachricht giebt die erst in diesem Jahr auf 528 S. in 8. zum Vorschein gekommene Beschreibung der Stadt Leipzig. Meine Absicht ist nicht, dieselbe auszuschreiben. Ich begnüge mich, einige von denienigen Beobachtungen und Bemerkungen mitzutheilen, die ich seit unserm Hierseyn selbst zu machen, Gelegenheit gehabt habe, und welche, in Zusammenhang und Verbindung gestellt, vielleicht eine allgemeine Uebersicht über die Stadt und über das Land geben werden, worin wir ein Jahr lang Schuz, Gesundheit und Vergnügen genossen haben. Leipzig ist seit Jahrhunderten eine berühmte Handelsstadt, und wenn gleich in

den neuern Zeiten eine Abnahme ihres Flors verspürt wird; so wetteifert sie doch noch immer mit Frankfurt und andern grosen Handelsstädten, deren natürliche und politische Lage für das Kommerz weit bequemer ist. Sie hat in ihren Mauern eine beträchtliche Anzahl Banquiers und Kaufleute en gros, die in alle vier Himmelsgegenden in- und ausserhalb Europa viele grose Geschäfte machen. Ihre Messen werden von allen Nazionen Europens mehr oder minder besucht, und Morgenländer, besonders Griechen, finden sich häufig dabei ein. Blos die Anzahl der hiesigen Handlungen werden auf mehr als 400 gerechnet, und darunter sind die Buchhandlungen nicht mit begriffen. Dieienige, welche einen offenen Laden haben, machen die Kramerschaft aus. Währender Messe dürfen aber auch die Kaufleute en détail handeln. Ihrer Abstammung nach theilen sich die hiesige Kaufleute in die einheimische oder teutsche, französische und italienische; es befinden sich aber auch beständig Griechen hier, die ihren eigenen Pope und Gottesdienst haben. — Grose, vielumfassende Fabriken und Manufakturen gibt es eben nicht, aber unter vielen Künstlern und Handwerkern wissen manche ihrem Gewerbe eine ziemliche Ausdehnung zu geben. Durch den ausgebreiteten Handel, den diese Stadt vorlängst an sich gezogen,

und

und durch die algemeine und besondere Industrie ihrer Bürger, die eine Folge davon ist, hat sie sich nicht nur an Volksmenge und Wohlstand und Reichthum über ihre Schwestern empor geschwungen, sondern sie hat auch in ältern und neuern Zeiten durch Privilegien und Begnadigungen Vorrechte erlangt, deren sich andere Landstädte Sachsens nicht rühmen können. In Ansehung der Handlung ist zunächst, ausser den Messen selbst, die Stapelgerechtigkeit hieher zu rechnen. Sie hat die hohe und niedere Gerichtbarkeit, und einen ansehnlichen Stadtrath, der theils aus Gelehrten, theils aus Kaufleuten bestehet. Einen besondern Vorzug hat sie auch darinn, daß sie ein eigenes Militäre von beynah 200 Mann unterhält, keine churfürstl. Garnison in ihren Mauern duldet, und nicht einmal einem sächsischen Regiment den Durchmarsch verstattet. Die vier Kompagnien regulirter Truppen, welche hier sind, liegen daher in den Vorstädten, und haben nur die Pleisenburg und einige Pläze in der Petervorstadt zu besezen.

Man rechnet gegenwärtig die Summe der Einwohner, mit Innbegrif der Vorstädte, auf $\frac{32}{m.}$ Seelen, welches für den geringen Umfang der Stadt eine erstaunliche Bevölkerung ist. Daher sind die meisten Häuser, so gros und weitläuftig

sie auch seyn mögen, in allen Theilen, Winkeln und Ecken von Menschen bewohnt, und es ist nichts übertriebenes, daß in vielen mehrere hundert Seelen sich befinden. Nothwendig müste dadurch für die Reinigkeit der Luft, und für die allgemeine Gesundheit grose Gefahr entstehen, wenn nicht auf alle mögliche Art und Weise für trefliche Reinlichkeits-Anstalten gesorgt wäre. In der That kann man sich von der Güte und Sorgfalt der hiesigen Polizey schon durch die äusserliche Nettigkeit der Gebäude und Sauberkeit der Strasen überzeugen, und dem allgemeinen Urtheil nicht widersprechen, daß Leipzig eine der reinlichsten Städte Teutschlands sey. Noch einen höhern Begriff bekommt man von ihr, wenn man mehr in's Detail gehet. Da findet man, daß die ganze Stadt von Abzugs-Canälen unterminirt ist; daß keine Kloacke bei Tag geöffnet werden darf; daß es nicht erlaubt ist, weder bei Tag, noch bei Nacht etwas auf die Strase zu giesen oder zu werfen; daß keine, oder doch keine unbedekte Mistgrube in den Zwischenhöfen der Gebäude geduldet wird; daß, auser Pferden und Hunden, kein Vieh innerhalb den Mauern gehalten werden darf; daß die Schlachtbänke auserhalb der Stadt angebracht sind; daß für die möglichst gute Beschaffenheit des Wassers und Unterhaltung der Bronnen gesorgt wird; daß alles, was die Landleute

zu Markt bringen, genau visitirt, und alles schädliche, verdächtige und verdorbene sogleich weggeworfen, oder wenigstens zurückgewiesen wird; daß die — einen üblen Geruch mit sich führende Handwerker und Gewerbe grösstentheils in den Vorstädten wohnen müssen; daß zur Sicherheit und Bequemlichkeit die Stadt mit Laternen erleuchtet wird; daß gegen Feuersgefahr die trefflichsten Vorkehrungen und Anstalten getroffen sind u. dgl. Was aber der hiesigen Polizey einen neuen ewigen Nachruhm und Dank bringet, das ist die Abtragung der Bollwerke und Ausfüllung und Austrocknung der Stadtgräben, womit man seit einigen Jahren eifrig beschäftiget und schon sehr weit gekommen ist. Dadurch wird der Luft nicht nur ein freyerer Durchzug durch die Strasen der Stadt eröfnet, sondern sie bringt auch keine faule Dünste mehr mit sich, sie wird trocken und rein, und verscheuchet Seuchen und Krankheiten, die durch faule Dünste Ursprung, Nahrung und Ausbreitung bekommen.

Von der hiesigen Universität liese sich viel sagen, wenn ich Zeit und Beruf dazu hätte. Alterthum und Steifheit blickt überall hervor. Zeit und Dinge haben sich verändert, aber man bleibt noch steif und fest an der Form und Schaale hängen. Noch immer behält sie die Eintheilung

in 4 Nazionen, welche zusammen das Concilium nationale magnum ausmachen; einzeln aber in der Zahl ihrer Glieder, in ihren Fundazionen und Collegiaturen, in ihrem Interesse und Vortheil sehr von einander verschieden, und oft in Streitigkeiten gegen einander verwickelt sind. Noch immer giebt es unter den Juristen nur Professoren der Dekretalen, der Pandekten, des Codicis, der Institutionen, der Titt. de Verb. Sig. & R. I. &c. Noch immer werden unnüze Quatemberreden gehalten, und bei der Rektorwahl, bei Magisterpromotionen und andern Feierlichkeiten veraltete — in unsern Zeiten aber lächerliche Zeremonien und Gebräuche beobachtet. — Die Universität besizt viele Gebäude in der Stadt; sie hat einige Dorfschaften, und muß überhaupt ansehnlich dotirt seyn, wie sie denn auch alle ordinäre Besoldungen, ohne Concurrenz des Hofs, ertheilt und bestreitet, und überhaupt alle — mit einer soviel umfassenden Anstalt verbundene Lasten und Bedürfnisse aus ihren Mitteln träget. Der oberste Theil der Professoren schwimmt im Ueberflus. Z. B. die jährlichen Einkünfte des Ordinarii der Juristenfakultät werden auf 4000 Rthlr., und die des Prof. Theolog. Primarii mit allen ihren Nebenämtern bis gegen 3000 Rthlr. geschäzt; die jüngern und meisten aber, wohin vorzüglich auch eine starke Anzahl Magisters zu

zäh-

zählen sind, kämpfen mit Dürftigkeit und Nahrungssorgen. Bei den ausserordentlichen Professoren, und denen der neuen Stiftung, wird gemeiniglich vom Hof durch eine kleine Pension nachgeholfen, und wenn der Tod glücklicherweise ein — mit einer Kollegiatur oder Präbende versehenes Nationalmitglied wegraft; so stehen aller Augen auf den Glücklichen, dem unter mehrern Competenten von dem Nationalkollegio die erledigte Collegiatur, welche fast durchgängig in iährlichen 200 Rthlr. besteht, zugetheilt wird. Hierbei scheint viel auf Glück und Anhang zu beruhen. Daß ein auswärtiger Gelehrter hieher berufen worden, gehört, wenigstens in den neuern Zeiten, unter die seltenen Fälle; oft aber hat man Männer, die sich besonders vortheilhaft ausgezeichnet haben, von hier weggedrängt. Der Hof ertheilt keine Professur ohne Universitäts- und Fakultätsbericht und Gutachten. Unter drei Candidaten, die die Universität oder Facultät nominirt, wählt der Churfürst einen, und es scheint, man lasse nicht gerne einen Fremden — vielleicht selbst den Hof nicht — in das Innere der Universität, deren Oekonomie und Administration, blicken; daher man auch von keiner Akademie so wenig zuverläßige Nachrichten im Druck hat, als von der hiesigen. Unter den Professoren befinden sich noch immer sehr vortrefliche Männer

in mehrern Fächern. Juristen sind auch viele unter den hiesigen Professoren und Docenten, die wenig oder gar nicht lehren und schreiben. In Dresden scheint man darüber aufmerksam geworden zu seyn. Wenigstens hat ehehin der Oberkonsistorialpräsident von Berlepsch, welcher aus Dresden hieher gekommen war, von allen Professoren und Docenten ein Verzeichniß von den Collegien, die sie NB. iezt wirklich lesen, und von dem, was sie seit etlichen Jahren geschrieben und im Druck herausgegeben haben, abfordern lassen. Hat auch mehrere persönlich in ihren Vorlesungen überrascht, welches für einige iunge Männer von guten Folgen gewesen ist. Von den Vorlesungen der hiesigen Professoren, ihrer Lehrart, Fleis und Gründlichkeit kann ich um so weniger urtheilen, weil ich die meisten nicht selbst gehört habe, und aus der Zahl der Zuhörer läßt sich nicht immer mit Grund auf die Güte des Vortrags schliesen. Ohnehin vertheilen sich bey der grosen Menge Lehrer die Zuhörer so sehr, daß in einem Collegio nicht leicht über 30. 40. oder 50. Studirende beysammen sizen. Doch müssen Platners, Morus, Rosenmüllers und einiger Juristen Auditoria hievon ausgenommen werden, wo die Anzahl der Anwesenden immer sehr beträchtlich ist. — Die hiesige Universität hat unfehlbar, ausser der hohen und niedern Gerichtsbarkeit,

alle

alle Rechte, Privilegien und Freyheiten, die bey andern Akademien vorkommen. Aber, daß sie ein Landstand ist, und auf Landtagen ihren Siz und Stimme auf der Grafen = und Prälatenbank hat, und daß ihr 6 Canonicate, nemlich 2 zu Meisen, 2 zu Merseburg und 2 zu Naumburg = Zeiz zukommen, dies ist ein Vorzug, dessen sich wenige andere rühmen können.

Zwo öffentliche Bibliotheken sind hier, wovon die eine der Universität und die andere der Stadt gehört. Beede sind zwar überaus ansehnlich, und die erstere hat besonders durch die Hofrath Böhmische, die schon für sich ein schönes Ganzes ausmachte, einen beträchtlichen Zuwachs auch an neuern Werken erhalten, da bekanntlich dieser elegante Gelehrte, der seine Reichthümer so edel verwendete, sie durch ein Vermächtniß der Universität zu Theil werden ließ. Indessen scheint es an Mitteln zu fehlen, diese zwo Zierden Leipzigs von Jahr zu Jahr gehörig vermehren und verschönern zu können.

Wem sollte von dem ausserordentlichen Buchhandel, den Leipzig ausschliesend besizt, nichts bekannt seyn? Der Verfasser der Reisen eines Franzosen durch Teutschland behauptet, daß dieser Handel und Umtausch in der Ostermesse, nifallor, auf $\frac{1}{2}$ Million Thaler betragen könne.

Zwanzig Buchhandlungen und 12 Druckereyen sind hier etablirt, und die auswärtigen Buchhändler und Verleger haben ihre eigene Niederlagen, die zu Meßzeiten geöffnet werden. Der Neid hat schon öfters versucht, diesen beträchtlichen Handlungszweig von hier abzuziehen; aber immer vergebens. Nirgends ist die Schriftstellerey allgemeiner, als in den beeden sächsischen Craisen, und für diese scheint Leipzig der bequemste Absaz-Ort zu seyn. Hier kann man also alle mögliche Bücher, die zum Verkauf bestimmt sind, in den Buchläden, und ältere und rare in den immerwährenden Auktionen und bei Antiquars bekommen. Lezteres insbesondere macht es den hiesigen Gelehrten leicht, nach und nach um ein mäßiges Geld zu einer ansehnlichen und in vorgesezten Fächern vollständigen Bibliothek zu gelangen. So hat z. B. der vor einiger Zeit verstorbene Prof. Franke eine — von ihm selbst erst gesammelte Bibliothek hinterlassen — welche, ohne die vielen Doubletten, wie der gedruckte Catalogus besagt, über $\frac{25}{m.}$ Bände enthielt.

Nirgendswo wird vielleicht unter allen Ständen und Klassen der Menschen, ohne Unterschied des Geschlechts, mehr gelesen, als hier. Einen Schachtelhändler unter seinen Schachteln, eine

Käß-

Käßkrämerin bey ihren Käßen mit einem Buch in der Hand zu sehen, ist nichts ungewöhnliches. Dieser Geschmack an Lektüre, die Bekanntschaft und der Umgang mit Menschen von allerley Nationen, der Wohlstand und Reichthum vieler Familien, der Luxus, eine natürliche Folge des leichten Gewinns u. dgl. müssen nothwendig dem Verstand und Herzen, dem Karakter und den Sitten der Leipziger eine eigene Richtung und Bestimmung geben. Im Ganzen genommen, behält Geschmeidigkeit und Biegsamkeit des Körpers, Grazie im äuserlichen Anstand, Geschmack und Reinlichkeit in der Kleidung, Wiz, Munterkeit und Anmuth im Umgang, selbst ein höherer Grad der Kultur des Geistes, Theilnehmung an dem Schicksal andrer, Gefälligkeit und Höflichkeit gegen Fremde, Gastfreyheit gegen Bekannte, Wohlthätigkeit gegen Arme und Unglückliche, und Liebe zur Pracht und Verschwendung bei den Eingebornen die Oberhand. Was man von der Schönheit der Leipziger Frauenzimmer zu rühmen pflegt, scheint grösstentheils übertrieben zu seyn. Geschmack, Artigkeit, Wiz und Anstand und reine Sprache sind ihre Vorzüge. An wirthschaftlichen Kenntnissen, an Häußlichkeit und Sparsamkeit; in weiblichen Arbeiten und im Eifer in selbigen stehen sie wohl meinen Landsmänninnen bey weitem nach. Ich zweifle daran, ob man-

manche Kaufmannsfräulein die Küche zu besorgen, das Hauswesen zu dirigiren, den Erwerb des Mannes durch kluge Wirthschaft zu erhalten, und die Kinder mütterlich zu versorgen und zu erziehen, fähig und bereitwillig wären. Dafür sieht man aber auch so viele, die nicht durch Reichthum unter die Haube kommen, in einem ehelosen jungfräulichen Stande verblühen. Ein Mann, der von seinem öffentlichen Amt und von seinem eigenen Vermögen jährlich mehr nicht als etwann 1000 Rthlr. Einkünfte hat, wagt es hier selten, die Lasten des Ehestandes auf sich zu nehmen, und mancher Kaufmann mag durch die Oekonomie seiner galanten Frau mehr sinken als steigen. Am Ende scheinen in grosen Städten die Ehen eine ausschließliche Befugniß für Handwerker, Taglöhner und Bettler zu werden.

Immer bleibt es ein wichtiges politisches Problem, wie weit allgemeine Aufklärung, allgemeine Kultur des Verstandes, Verfeinerung des Geschmacks und der Sitten bey allen Ständen und Klassen von Menschen in ihren Folgen und Wirkungen für das moralische und physische Wohl der Staaten zuträglich sey? Ein philosophischer Schneider, ein schöngeisterischer Schuster, ein politischer Kannengieser werden bald in Versuchung gerathen, sich ihrer Handthierung zu

schä-

schämen, und ein Mädchen, eine Frau, eine Mutter, einmal zur Lektüre, Raisonnement und Empfindeley, zu Spiel und täglicher Gesellschaft gewöhnt, werden leicht ihre wahre Bestimmung aus dem Gesichtspunkt verlieren, und, mit all' ihrem weichen Gefühl für's Schöne, Wahre und Gute, dem gemeinen Wesen unnüze und schädliche Geschöpfe werden. Leipzig liefert ohne Zweifel hievon manche Beyspiele. Inzwischen kann man vom Einzeln nicht sogleich aufs Ganze schliesen. Nicht in allen Städten, Orten und Provinzen des Churfürstenthums ist die Maschine der menschlichen Gesellschaft so verkünstelt, und so sehr in die Höhe geschraubt. In manchen Stücken, vorzüglich aber im kirchlichen Wesen, bleibt man vielmehr in diesem Lande, das im 16ten Jahrhunderte zuerst die Reformation begünstigte, mehr als anderwärts an dem alten System, an veriährten Zeremonien und Gebräuchen hängen. Zum Theil mag dies in dem Verhältniß der Religion des Hofs zu der herrschenden im Lande, und in den diesfalls einmal vorhandenen Verträgen und Einschränkungen seinen Grund haben. So findet man z. B. noch iezt in dem — erst neuerlich wieder aufgelegten Churfächsischen Gesangbuch (denn blos in der hiesigen Universitätskirche hat man erst vor einiger Zeit eine — von der Universität privatim veranstal-

tete

tete Sammlung neuer Gesänge zu gebrauchen angefangen), eine Menge lateinischer und teutscher unschicklicher Lieder; hört noch iezt in allen Kirchen gegen des Pabsts und Türken Mord beten und singen; zieht noch iezt eine grose Schelle bei der Consekration *); läßt posierlich gepuzte Jungens bei der Austheilung des heil. Abendmals ein Tuch unterhalten; gebraucht, der Regel nach, noch iezt den Exorcisten mit allen Beschwörungsformuln; begeht noch alle mögliche Feiertäge — mit Müssiggang u. s. w. Der aufgeklärtere Theil der Nation fühlt das Bedürfnis; aber Se. churfürstl. Durchlaucht sind überhaupt allen Neuerungen, und insbesondere denen im Kirchenwesen, entgegen, und der Kirchenrath und Oberkonsistorium scheinen es eben so gerne beim alten bewenden zu lassen.

Mit der Freyheit im Denken und Schreiben ist's in Chursachsen in gewissen Beziehungen noch gefährlicher, als anderwärts. Die Censur streicht gerade weg, was ihr nicht gut dünkt, und der Recensent von des Hr. HR. Eichhorns Einleitung ins A. T. wurde noch unlängst — die hiesige gelehrte Zeitung mag auch dagegen protestiren, wie sie will, — scheel darüber angesehen,

weil

*) Nun, durch Rosenmüllers reformirende Thätigkeit, nicht mehr! A. d. H.

weil er von dem Buche vortheilhaft gesprochen hatte. Mit der Toleranz verhält es sich, wie mich dünkt, passive. Der Verfasser der Reisen durch Teutschland macht zwar der hiesigen lutherischen Geistlichkeit einen Vorwurf in Ansehung ihres Betragens gegen die reformirte Kirche und deren Gesangbuch. Vielleicht hat der verehrungswürdige Zollikofer einige Neidhämel und geheime Feinde. Er ist aber übrigens allgemein verehrt, geliebt und gepriesen. Man drängt sich hinzu, seine fürtreflichen Predigten zu hören, und überzeugt sich, daß er einer der ersten, unnachahmlichsten Volkslehrer sey. Sein philosophischer Geist, seine auserordentliche Gabe der Darstellung, seine Präcision und Reinigkeit der Sprache, seine Würde und sein Ernst im Vortrage, die Güte seines Herzens —— alles würkt zusammen, alles erregt Bewunderung, Ehrfurcht und Vertrauen. Er ist es, den andere nur um deswillen beneiden können, weil sie zu weit hinter ihm stehen. *) Sowol hier, als in Dresden, leben verschiedene

*) Zollikofer! — der weltgepriesne Mann, in den Geschmack, Philosophie des Lebens und reiner Geist des Christenthums aufs glücklichste vereint war, Er, der Liebling Leipzigs, ist nun dahin! Welcher von den wackern Gelehrten Leipzigs wird diesen, in aller Hinsicht vortreflichen Mann,

in

schiedene Religionsverwandte friedlich miteinander, und man hört nicht die geringste Klage über Verfolgung, Bedrückung und Kränkung wohlerworbener Rechte und Freyheiten. — Hätte Chursachsen durch die Macht, zu der sich Churbrandenburg in diesem Jahrhundert emporgehoben hat, nicht auf zwo Seiten eine so gefährliche Nachbarschaft bekommen, es wäre eines der glücklichsten und angenehmsten Länder in Teutschland. Wissenschaften, Künste und Handlung blühen; die Natur hat sowol in den ebenen, als gebürgigten Gegenden für alle Arten der Bedürfnisse gesorgt; die Regierung ist milde und gerecht; der Bürger findet Schuz und Nahrung, der Landmann Schuz und Absaz seiner Feldfrüchte in den benachbarten Städten und Flecken.

Ausländer etabliren sich gerne im Chursächsischen, und Eingeborne können sich selten überwinden, ihr angenehmes Vaterland zu verlassen. Man wird daher nie von Auswanderungen hören, und wenn Krieg', Theurung und Seuchen nicht von Zeit zu Zeit eine Niederlage anrichteten,

so

in einer pragmatischen Lebensbeschreibung der Welt noch auf die Zukunft so zum Muster aufstellen, wie er es im Leben gewesen ist? Ich dächte, Weise, oder Platner, oder Morus! Waren dies nicht die Männer, die ihn genau kannten? A. d. H.

so würde Chursachsen unfehlbar viel zu stark bevölkert seyn. Im siebenjährigen Krieg hat dieses Land unendlich gelitten; es fühlt noch Nachwehen davon, aber es hat sich doch seitdem wieder bis zum Erstaunen erholt. Die Landesschulden werden von Jahr zu Jahr gemindert, und man schmeichelt sich wenigstens mit der Hofnung, daß endlich auch ein Theil der drückenden Lasten und Abgaben wieder werde abgenommen werden. Die churfürstl. Einkünfte werden auf 6 Millionen Thaler geschäzt, und die Kriegsmacht besteht gegenwärtig aus 24,000 Mann. Der sächsische Offizier und Soldat hat, mich dünkt, das Ansehen, den Stolz nicht, so dem preusischen eigen ist. Der Staat ist nicht militärisch; das Militäre nicht der allen andern vorgezogene Stand. Der in russische Dienste übergegangene Graf von Anhalt suchte die churs ächs. Truppen auf preusischen Fus zu sezen, und Sr. churfürstl. Durchlaucht Neigung, Gnade und Achtung für dieselbe einzuflösen. Er verfehlte seine Absicht nicht ganz; aber der Militärstand erstieg so wenig die erste Stufe, als der Gelehrte dieselbe erreicht zu haben scheint. Der Kaufmann und Künstler hat zum mindesten die Concurrenz. Inzwischen ist die Geschichte Zeuge von dem Muth und der Tapferkeit der sächsischen Truppen.

Wenn man gleich in den ober- und niedersächsischen Craisen nichts mehr von Craisconventen hört; so sind doch die Landstände in Churfachsen noch von Gewicht. Sie theilen sich, so viel ich habe erfahren können, in 2 Bänke. Zur Grafen- und Prälatenbank sollen der Fürst von Schwarzburg wegen gewisser Herrschaften, die Grafen von Schönburg, Solms und Stolberg, die Stifter Meisen, Merseburg und Naumburg-Zeiz, und die Universitäten Leipzig und Wittenberg; — zur adelichen und Städtebank aber andere churfächsische Grafen und Herren, und verschiedene Städte gehören. Die Landtäge werden, wo ich nicht irre, alle 4 Jahre zu Dresden in einem eigends dazu bestimmten prächtigen Palais gehalten.

Auf den 28. oder 29. werden wir suchen, über Saalfeld und Koburg in N . . einzutreffen. So weh es uns geschehen wird, das schöne Leipzig und unsre hiesige Freunde zu verlassen, eben so sehr freuen wir uns der nahen Hofnung, unsern vaterländischen Gönnern unsere ehrerbietigste und hochachtungsvolle Gesinnungen wieder einmal persönlich versichern zu können. Leben Sie wohl!

Hubertsburg im April 1788.

Ueber das churſächſiſche Jagdſchloß Hubertsburg.

Die Straſe von Leipzig nach Dresden hat viele vortrefliche Gegenden; allein keine wirkten mächtiger auf mein Herz, als die um Hubertsburg und Meiſen. Man fährt durch einen lichten Wald, auf einer ziemlich guten Straſe, beynahe eine Stunde lang, und hat die Fronte des Schloßes Hubertsburg, am Ende des Waldes, auf einer ſanft ſich erhebenden Anhöhe, nahe am Culmberg, immer vor Augen. Die Straſe zieht ſich aber auſſerhalb des Waldes etwas links durch das Dorf **Wermsdorf**, wo ich im Poſthauſe, einem ſchönen Gebäude, herrlich Quartier fand. Von dieſer Poſtſtation hat man noch 8 Meilen nach Dresden und 5 nach Leipzig. Ich eilte ſogleich auf das, kaum eine Viertelſtunde davon liegende Jagdſchloß, Hubertsburg, das mir ſchon in der Ferne durch den wichtigen Friedensſchluß, der im Jahr 1763. am 15. Febr. daſelbſt gedieh, ſo merkwürdig, als izt bey der Annäherung durch ſeine Lage einladend reizend war. Der Weg vom Dorfe hinauf iſt im eigent-

lichsten Verstande blumigt, Ehrfurcht erweckend der Eintritt in den grosen Schloßplaz, der mit Seitengebäuden, im guten Geschmack, cirkelförmig eingefaßt ist. In einem derselben befanden sich ehehin die wichtigen Männer, die zu den Friedensnegotiationen beordert waren, nicht aber im Schloße selbst. Solten Sie die kleinen Zimmer und Kammern sehen, wo iene für Europa so wichtige Angelegenheit beygelegt wurde, Sie würden sich wundern, wie sehr Sie Ihre Einbildung teuschte, die Ihnen zum wenigsten einen grosen Conferenzsaal zu diesen Verhandlungen wird vorgezaubert haben. Izt wohnt daselbst ein Castellan; und in den übrigen Seitengebäuden pensionirte Wittwen von sächsischen Officiers. — So lang ich das Schloß nur von aussen betrachtete, konnt' ich mich nicht satt sehen; allein kaum sezte ich einen Fuß über dessen Thürschwellen, so bebten die schauerlichsten Gefühle durch mein Innerstes. Ich glaubte, wo nicht ein mittelmäsiges Meblement, doch wenigsteus Zimmer zu finden, die ganze Decken und Fußböden hätten; allein, welch ein Anblick. Die Fußböden waren aufgehoben und nicht mehr sichtbar, die Tapeten abgerissen samt ihren vergoldeten Leisten; abgerissen alle Spiegel, Gemälde, Consolen und alles, was zwar immer Nied und Nagel fest gewesen aber doch brechbar war. Selbst die Glocke hatte man

aus dem Thurme gehoben, und nichts blieb zurück, als einige Wandgemälde, die man ohne Nachtheil des ganzen Gebäudes hätte ausheben können. Wer diß alles gethan habe? Nicht der König Friedrich II.; denn dieser stieß mit seinem Stock auf die Balken, als er nach dieser Verheerung in den Pallast trat und mit einem Blick diese verödeten Zimmer durchsah, und erklärte dabey laut: Diß sey zu arg, diß sey nicht sein Wille gewesen — nicht er, sondern Juden, denen Lentulus die Meubles verkauft hatte, nachdem ihm dieselben vom Könige überlassen worden waren, giengen hier so verheerend zu Werke. Diese schafften alles auf die Elbe, wo es ins Ausland umher verfahren und verkauft wurde. Durch die Hauptzimmer geht man mit Furcht erschlagen zu werden, weil sie bereits gestüzt und durch den eindringenden Regen so schadhaft geworden sind, daß man beynahe den Horizont durch das Dach sehen kann. Der Bibliothekar Dasdorf in Dresden schrieb zwar schon im J. 1782. in seiner Beschreibung von Dresden, daß man „ vorizt diesen Pallast, dessen Erbauung und Meublirung Millionen gekostet habe, so gut als möglich wieder herzustellen und zu erhalten suche, weil es allezeit eines der schönsten und vorzüglichsten Schlösser des Churfürsten bleiben werde " allein noch ist es im fürchterlichsten Zustande und keine Hand

zur Reparatur geschäftig gewesen. Aller Wahrscheinlichkeit nach sinkt es auch in Ruinen zusammen, wie so manches andere Lustschloß in den Provinzen Deutschlands, wo sich die Regenten immer mehr an ihre Residenzstädte anketten lassen, und die übrigen Prinzen auch gerne da wohnen, wo ihre Brüder sind. Vortheil der Landesstädte ist dies nicht, wie schon oft bemerkt worden ist. Schade wär' es dann für die in Hubertsburg befindliche schöne Schloßcapelle, die nicht nur noch wohl erhalten, sondern auch mit überaus gutem Geschmack gebauet ist. Hier ließ der religiöse Jude alles in statu quo, so weit es Tempel war; aber schon in der Loge des Churfürsten war der Vorhang und alles Trennbare abgerissen. Im Hauptaltare befindet sich noch ein schönes Gemälde, das den heiligen Hubertus vorstellt, welcher einen Hirsch mit dem Crucifix zwischen dem Geweyhe gewahr wird. König August II. lies dies Schloß vom J. 1721. an für den damaligen königl. Churprinzen unter der Aufsicht eines Ingenieur = Obristen, von Naumann, erbauen. August III., der der Parforceiagd sehr ergeben war, brachte immer seinen Herbst daselbst zu, daher man leicht schliesen kann, daß es hier weder an bequemen Ställen, Casernen, Hundezwingern u. dgl., noch an Wäldern, mit Alleen durchschnitten, fehlen könne. Hinter dem Schlo-

ße ist nun auch eine Fayencefabrique angelegt, die ich aber nicht sah, weil man erst Erlaubnis vom Grafen Marcolini in Dresden haben muß. Dies ist auch der Fall bei der Porcellainfabrique zu Meisen.

Paris.

Etwas im Allgemeinen über die literärische Reise des berühmten Villoison nach Griechenland, von ihm selbst berichtet. Aus dem französischen, das aber ganz mit griechischartigen Buchstaben geschrieben ist.

Hochgeehrtester, hochgelehrter Freund,

Ich habe Ihr schäzbarstes Schreiben mit der lebhaftesten Erkenntlichkeit erhalten, und bin gegen ieden Beweis Ihrer Freundschaft sehr empfindlich. Fahren Sie doch ia, mein theuerster Freund, damit fort. Sie schreiben mir in Ihrem leztern Brief von einem vorhergehenden, der aber nicht zu mir gelangt ist, und den Sie sicher, während dem ich mich noch auf der Reise befand, an mich werden abgesandt haben. Ihr Vorhaben, uns eine neue griechische Bibliothek zu schenken, hat meinen ganzen Beifall. Nie-

mand als Sie, wäre fähiger, sich dieser Arbeit zu unterziehen. Sie werden dadurch den Wissenschaften den grösten Dienst erweisen, und ich breme vor Ungeduld, dies herrliche Werk, das Ihren Ruhm vollenden wird, erscheinen zu sehen. Ich wünschte, im Stande zu seyn, Beyträge dazu liefern zu können, allein ich bin zu sehr mit andern Beschäftigungen überhäuft, als daß ich meine zerstreute Noten über verschiedene griechische Schriftsteller sammeln könnte. Sie haben gewiß meine Epistolae Vinarienses und die Nachricht oder Anzeige gesehen, die ich in meinen Noten zum Longus und Apollonius Sophista von einigen griechischen Manuscripten gegeben habe. Mein Homer wird endlich zu Venedig nicht lange nach Ostern erscheinen. Endlich habe ich mein heftiges Verlangen, eine Reise nach Griechenland zu machen, befriediget. Ich habe in dem grösten Detail, Constantinopel und die umliegende Gegend gesehen, Skutari (χρυσόπολιν), Gallipoli (Καλλίπολιν), die Dardanellen.

Paros, Naxos, Patmos, Ceros, Kos, Amorgos, Metelin (λέσβον), Chio, Tenedos, Lemnos, Salonich, den Berg Athos und seine 22 Klöster und 22 zahlreiche Bibliotheken, (so wie auch die von Amorgos, Patmos, Metelin, Chio und andern Orten, wo ich gewesen bin)

Karies

Karies (die Hauptstadt dieser Republik der 22 verbündeten Klöster des Berges Athos), Sciatho, Negrepont (Εὔβοιαν), Aulis, Theben, Megara, Korinth, Argos, Naple de Romanie, Tripolissa, Misitra, Magoula (das alte Sparta), Schavochori (Amyklos), Ligourio, Gero (wo ich das dem Aeskulap geweihete Holz angetroffen habe, und das berühmte Theater, dies Meisterstück des Polyklet von Argos, das Pausanias so sehr preißt. Thracien, das Land der Eleuthero-Lakonen (wo ich zum Theil noch die dorische Sprache, Theokrits und Pindars Dialekt, der sich bey diesen Bergbewohnern, nach deren Angaben ich eine thrazische Grammatik und ein Wörterbuch verfertigte, erhalten hat, vorgefunden habe). Ich bin zu Koulouri oder Salamin gewesen; zu Egina, auf dem Berg St. George oder Anchesmus, auf dem Berg Hymett und Pentelikus (dessen Marmorbrüche ich gesehen habe); zu Korydalus, Eleusis, Cephissia, Marathon, beym Pyräischen, Munychischen und Phalerischen Seehafen; zu Kerata, Laurium, Thorikus, Zea oder Ceos, Thermia (oder Cythnos), Andros, Syra, Nio oder Jos, Santorin oder Thera, Nanfi oder Anophe, Siccico, Polikandro oder Pholegandros, Argentiere oder Kemolos, Siphnos (dessen Bibliothek ich gesehen habe); Antipatros oder Olearos, Stampalie

oder Astypalee, Adikeria, Kouphonisi (das ich für das Corasiae des Plinius halte); zu Smyrna, Ephesus, Bouenoba, Chagilar, Narlikui, Bouenabachi u. s. w. In allen diesen Orten habe ich eine reiche Erndte von Inschriften gethan, die ich mit meinen Noten bekannt machen werde, und einer Menge Bemerkungen über Sprache, Sitten, Gewohnheiten, Gebräuche, Ceremonien, Feste, Spiele, Uebungen ꝛc. der heutigen Griechen, in Vergleich mit den alten, welches ein groses Licht über das ganze Alterthum verbreitet, und mir zur Erklärung einer Menge Stellen griechischer Autoren hilft, die ich aus Mangel an Kenntniß des Landes und der Sitten, auf die sie anspielten, vorher nicht verstanden habe. Ich werde einmal eine lange Beschreibung meiner Reise, mit allen diesen Bemerkungen, liefern, und um mich hiezu vorzubereiten, lese ich izt, die Feder in der Hand, alle griechische und lateinische Schriftsteller von einem Ende bis zum andern wieder durch, um das, was sie sagten, mit dem, was ich sah, zu vergleichen, und ein Gemälde von dem alten und neuen Griechenland unter allen Beziehungen zu verfertigen. Dies ist denn, hochgeschäzter Freund, die Arbeit, die mich gegenwärtig ganz und gar beschäftiget. Ich habe eine sehr grose Anzahl griechischer Handschriften in den verschiedenen Bibliotheken

Grie-

Griechenlands, vornemlich in den 22. des Berges Athos, gesehen, und davon viele Bemerkungen ausgezogen, um damit meine Palaeographia graeca critica, die ich nie aus dem Gesichte verliere, zu bereichern. Sie enthalten nichts, was wir nicht schon hätten, oder zu haben wünschen dürften. Blos Bibeln, Evangelien, Lektionarien, Homilien, Lebensbeschreibungen der Patren, Chaines, Koncilien, Kanonen-Sammlungen, Chorbücher, ascetische Schriften, polemische gegen die Lateiner ꝛc. Indessen habe ich doch zu Konstantinopel ein sehr groses Stück von des Jo. Lydus von Philadelphia Traktat περι αρχων gefunden, wovon Photius spricht, und den ich einmal, so wie den Phurnutus oder Cornutus de Natura Deorum, den ich mit allen Handschriften zu Paris, Florenz, Venedig ꝛc. verglichen, und an einer Menge Stellen wieder hergestellt habe, herausgeben werde. Sicher haben Sie mein Specimen novae Versionis graecae biblicum, das zu Strasburg herausgekommen ist; auch werden Sie meine lateinische Abhandlung de triplici theologia mysteriisque Veterum gelesen haben, die sich in dem Werk des Herrn von Sainte Croix befindet, welches den Titel führt: Memoires pour servir à l histoire de la Religion secrétte des anciens peuples, ou Recherches historiques et critiques sur les

Myste-

Mysteres du Paganisme. à Paris, chez Nyon, l'ainé. 1784. Geben Sie mir fein fleisig Nachricht von litterarischen Neuigkeiten in Deutschland. — Ich verharre indessen mit vollkommenster Hochschäzung, Freundschaft und Erkenntlichkeit Ihr

gehorsamster Diener,
d'Ansse de Villoison.

Bemerkungen auf einer Reise durch Thüringen nach Franken; in den Jahren 1787. 1788.

(Aus Briefen an einen Freund.)

Eisenach, die Hauptstadt des Fürstenthums gleiches Namens und Residenz ehemaliger sächsischer Herzoge, welche eine besondere Linie ausmachten, in der Mitte dieses Jahrhunderts aber ausstarben, gehört dem Herzoge von Sachsen Weimar, und ist ein artiges Städtchen. Die Gegend um dasselbe ist ausserordentlich romantisch und schön. So ist zum Beyspiel der Weg nach der sogenannten St. Johanniskapelle, einer der reizendsten auf meiner ganzen Reise gewesen. In diesem friedlichen Thale fühlte ich ganz den hohen

Werth

Werth der Einsamkeit, und in diesem Augenblick wär' ich wohl sogleich im Stande gewesen, Profeß zum Eremitten-Leben zu thun, nur hätte mir das Bild meiner Laura nicht vor Augen schweben dürfen! — — durch Wielands Gedicht: der Mönch und die Nonne, werden Dir ein paar Berge, welche sich in dieser Gegend befinden, wie auch die Legende davon bekannt seyn, welche ich freylich nicht halb so gut im Stande wär', Dir zu erzählen, wie sie dieser vortrefliche Dichter erzählt hat.

Bey dieser Stadt liegt auf einem hohen Berge die Veste Wartburg, auf welcher bekanntlich D. Luther lange Zeit in weltlicher und noch dazu ritterlicher Tracht, unterm Namen Junker Görge lebte, als er nach seiner Verantwortung zu Worms, auf Veranstaltung des Kurfürsten von Sachsen, durch Hans von Berlepsch und seine verkappten Reiterknechte dahin gebracht worden war. Hier hat er die Bibel übersezt. Doch soll dieser fromme Mann, laut der Sage, hier immer sehr viel Anfechtungen vom Teufel haben erdulten müßen, weswegen er auch einmal voll Ungedult sein Tintenfaß nach diesem höllischen Gaste warf, welches so nachdrücklich geschah, daß man, mit Hülfe der Einbildungskraft, den Tintenfluß noch immer an der Wand sieht, wel-

chen der Kastellan gewiß gehörig von Zeit zu Zeit wird zu erneuern wissen. Ferner befindet sich, nächst den alten Vestungen, auch auf dieser Veste, das Bett Deiner Landsmännin, der bekannten Landgräfin St. Elisabet,

Si bene fecit, bene habet.

wie ihre Grabschrift sagt, wovon man ehemals, auch wohl noch iezt, viele Späne abgeschnitten hat, um Zahnstocher daraus zu machen, welche vor Zahnweh helfen sollen. Hier möchte es wohl in sehr unphilosophischem Verstande (was Desperaux doch sehr philosophisch nahm) heisen:

Celui, qui croit en connoissance,
Ne fait, qu' accroitre son malheur.

Die Stadt Eisenach selbst ist nicht so bevölkert als sie seyn könnte. Der Verlust eines Hofstates, hat ihr, wie es schon mehrern solchen ehemaligen Residenzen ergangen ist, den grösten Theil ihrer Lebhaftigkeit vermuthlich geraubt; doch befinden sich noch die Landeskollegia daselbst. Es sind auch viele Zeugfabriken hier, welche viel Industrie verbreiten. Das Fürstenhaus hat artige Zimmer, schöne Deckengemälde, und eine bedeckte Gallerie, auf welcher sich die Gemälde der Ahnherren des sächsischen Hauses, in Lebensgröse, befinden. Ich gieng vor so manchem vorüber,

der

der nun im Grabe modert, und blieb ehrfurchtsvoll vor dem Bilde Herzog Bernhards des Grosen, von Weimar, stehen, der eine so grose Rolle im dreisigiährigen Kriege spielte, und einer der grösten Helden seiner Zeit war. Er starb 1632. am Gift, welches ihm seine Bundesgenossen, die Franzosen, einige Zeit nach der Eroberung von Brisach, mitten im Laufe auf seiner Ehrenbahn, im 32. Jahre seines Alters, beibrachten. Und so starb dieser Held vor Teutschland und seine gekränkten Fürstenrechte viel zu früh. Auch er ist nicht mehr! so sagt man von Gustav Adolf, seinem Freunde, von Karl XII., von Friedrich dem Grosen, von Turenne, und wird es nach uns, noch von vielen Helden sagen. Ich weis nicht was mich so sehr nach seinem Bilde zog. Ich gieng einigemal davon weg, und trat immer wieder davor. — In diesem Fürstenhause verlebte der Herzog Ludwig von Braunschweig, der Onkel des Herzogs von Weimar, seine Tage, der im Monat May dieses Jahrs daselbst gestorben ist. Er war allgemein beliebt, und sehr gnädig gegen alle, die sich um ihn herum befanden. — Auch wird in dem Fürstenhause die freie vom Herzog von Weimar errichtete Zeichenschule gehalten. — Hier lebt der Hr. v. Gähhausen, der durch das Buch: Meine Reisen, bekannte Schriftsteller; der Generalsu-

per-

perintendent Schneider, ein sehr aufgeklärter Mann, und die Madam Thon, welche auch als Schriftstellerin bekannt ist.

Zuweilen spielt hier eine Schauspielergesellschaft, welche die Toskani-Santorinische heißt, und sich auf ihren Komödienzetteln Hochfürstlich-Schwarzburg-Sondershäusische-Hofschauspielergesellschaft nennt. Sie ist nicht stark, und einige Mitglieder, als etwa Hrn. Santorini, Felser, ꝛc. ausgenommen, sehr unwichtig, dennoch giebt sie, wie die mehrsten kleinen Truppen, mittelst verdoppelten Rollenfächern, die grösten, neusten Schauspiele. Ich sah Ariadne auf Naxos und einige Opern aufführen, auch Trauerspiele, und es war zum — todlachen. — Von Eisenach bis Gotha reist man auf einer sehr schönen Chaussee.

Die Stadt Gotha ist bergicht und an einigen Orten noch von etwas altväterischer Bauart, auch ist das Pflaster in den Gassen nicht das beste. — Man ist hier sehr gesellig, gegen Fremde ausserordentlich höflich. Wer Adressen an Einwohner hat, wird durch dieselben sogleich in gesellschaftliche Konnexionen kommen, und sehr artig behandelt werden.

Vorzüglich merkwürdig und sehenswerth ist

das

das herzogliche Residenzschloß, der Friedenstein genannt, welches Herzog Ernst, der Fromme, gebaut hat, da das vorherige Schloß, der Grimmenstein, in den bekannten Grumbachischen Händeln, nach dessen Achtserklärung, vom Kurfürst August von Sachsen, und dem Herzog Johann Wilhelm von Weimar, zerstört wurde. In dem Schlosse sah ich, wie im Fürstenhause zu Eisenach, gleichfalls die Kurfürsten und Fürsten von Sachsen in Lebensgröse gemalt, und fand auch hier wieder den Herzog Bernhard, welcher ganz geharnischt, aber ohne Helm, abgebildet ist. In der einen Hand hält er ein Pistol. Dies machte mich nachdenkend. Du weist, daß die französischen Schriftsteller immer gesagt haben, dieser wackre Held habe den König Gustav Adolph in der Schlacht bey Lützen erschossen, es ist aber iezo erwiesen, daß derselbe vor der Schlacht beim Rekognosziren, von seinem eigenen Reitknechte, welchen der Herzog von Sachsen-Lauenburg bestochen hatte, erschossen wurde, und daß Herzog Bernhard an seinem Tode keinen Antheil gehabt, sondern denselben vielmehr durch die Schlacht, welche er bei Lützen gegen die Kaiserlichen erfocht, wacker gerächt hat. Hätte der Maler, als er dem Bilde das Pistol in die Hände gab, eine entehrende Absicht dabei im Sinne gehabt, so hätte er, so gut, als iene französischen Schrift-

steller, den Abscheu aller edlen Männer verdient. — Im Schlosse stehet auch die öffentliche Bibliothek, welche zwar eben nicht gar gros, aber mit einigen schönen Manuskripten versehen ist. So findet sich hier ein altes, rares Fechtbuch, und ein Turnierbuch, aus dem XIV Jahrhundert, in welchem man unter andern auf den Decken eines Turnierrosses alle symbolische Stücke des bekanntlichen, sogenannten Freimäurerhandwerkes sieht. Um die Stadt Gotha herum geht eine sehr schöne Lindenallee, welche den Einwohnern zur Promenade dient, da der Eintritt in den herzoglichen Park nicht iedermann erlaubt ist. — Ich lies mich auf den Gottesacker führen, um mir des berühmten Eckhofs Grabmal zeigen zu lassen. Kaum konnte es der Todengräber finden. Endlich zeigte er mir einen Ort, wo Nesseln wuchsen, und hier moderten dieses Mannes Gebeine, wie er mir versicherte. Da fiel mir ein, was einst der Dichter Löwen so prophetisch an den Verstorbenen schrieb:

„— und statt daß dir dein Teutschland kaum
vergönnt,
daß dich ein Leichstein dekt, und man dich
seelig nennt ꝛc. —„

Ich dachte so mancherlei bei mir, und die Thränen traten mir in die Augen. Wie ist doch

alles

alles ſo eitel! wie iſt doch alles vergänglich! Ich rief mit Shakespeare aus:

Life's but a walking ſhadow, a poor player,
That ſtruts and frets his hour upon the ſtage,
And then is heard no more. —

und gieng weiter.

Zu Gotha iſt ein gutes Gymnaſium, und es leben in dieſer Stadt die Dir aus ihren Schriften bekannten Gelehrten, Schmidt, Ewald, Reichard, der liebenswürdige Dichter Gotter, und der durch ſeine allgemein beliebte **teutſche Zeitung** bekannte Rath **Becker**, ein Mann, dem Kopf und Herz auf dem rechten Flecke ſizt, und der durch ſeine Zeitung ſchon ſehr viel Gutes geſtiftet hat. Auch hält ſich hier der verfolgte Philoſoph **Weishaupt** ruhig und ſicher auf.

Der Herzog von Gotha iſt ein ſehr gelehrter Herr, und ſeine Gemalin eine ſehr liebenswürdige Fürſtin, welche die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften ungemein protegirt. Die Anzahl der Einwohner rechnet man auf 12000. Ich weis aber nicht, ob nicht unter derſelben auch die Garniſon mit begriffen iſt, doch iſt es wahrſcheinlich. Der Weg von Gotha bis Erfurt iſt ungemein ſchlecht. Oft war ich in Gefahr, mit meiner leichten Poſtchaiſe ſtecken zu bleiben, und wirk-

lich trafen wir auf einige Frachtwagen, welche dies Unglück hatten.

Erfurt, die Hauptstadt von Thüringen, ist sehr gros, aber schlecht bevölkert. Sie ist altväterisch gebaut, und der Ton der Einwohner daselbst ist beinahe ganz reichsstädtisch, ohngeachtet sie so nahe an den eleganten Residenzen Gotha und Weimar liegt. Der Koadiutor von Mainz, der verehrungswürdige Stadthalter dieser Stadt, Freiherr von Dalberg, hat zwar sehr viel gethan, um die Lebensart daselbst zu verfeinern, und allgemeine Aufklärung zu verbreiten, aber doch hat er es nicht ganz dahin bringen können, daß der Abstand der Sitten, von ienen, der genannten Städte, nicht merklich iedem Fremden auffallen sollte. Unter Dalbergs Auspicien ist hier ein Privattheater errichtet worden, welches aber sehr mittelmäsig ist. Demungeachtet munitert der grose Kenner auch diese Dilettanten, welche noch sehr weit in ihrer Kunst zurück sind, durch seinen Beifall auf, um ihnen Muth zu machen, weiter zu schreiten. Jezt, da er wegen seiner Koadiutorwürde sich nicht mehr zu Erfurt aufhält, scheint (so ist die allgemeine Klage) sich alles wieder willig an alte Sitte und Art zu gewöhnen.

Erfurt hat Festungswerke und eine Zitadelle,

der

der St. Petersberg genannt, welche von kaiserlicher Garnison besezt ist, und auf welcher sich ein sehr reiches Benediktinerkloster befindet. In einem Kreuzgange desselben waren die Bildnisse aller Päpste, vom Orden des heil. Benedikt, in Lebensgrösse, befindlich, und unmöglich kann der Maler gelogen haben, der den bekannten Papst Gregor VII. so thatensprechend (wenn ich so reden darf) in dieser Sammlung gemalt hat. Entweder dieses Bild wurde von einem Originale kopirt (wie man mir von allen in dieser Suite befindlichen Gesichtern versicherte), oder er hat Physiognomik verstanden, ehe noch Lavaters Fragmente erschienen. Ich konnte mich an diesem grauenvollen, und doch vor die Kunst so schönen, Gesichte nicht satt sehen, und rufte mit Tasso aus:

Bello in si bella vista anco è l'orrore,
E di mezza la tema esce il diletto.

An der Spize dieser Reihe von Heiligkeiten befand sich der König der Franken, Dagobert, in sehr moderner Rüstung, eine neumodische Königskrone auf dem Haupte, welcher vorgeblich der Stifter dieses Klosters seyn soll. Man zeigt auch deshalb einen Fundationsbrief von diesem Könige vor, der mit einem Monogramma bezeichnet ist, welches aber den Diplomatikern (wie alle von Dagobert bisher bekannt gewordene Mono-

grammen) äusserst verdächtig vorkömmt, folglich mag auch diese Erfurtische Urkunde nicht weit her seyn. Uebrigens wär' auch wohl gegen die Form dieses Diploms mancherlei einzuwenden. Du kannst Dich durch einen Abdruk desselben selbst davon überzeugen, wenn du Falkensteins thüringische Chronica bekommen kannst, und daselbst S. 1012. nachschlagen willst.

Die Stiftskirche zu St. Sever ist artig. Ich sah in derselben eine Madonna, welche von keinem geringen Maler seyn kann; doch sollte man aus derselben das groteske Kontrefait des heil. Christoph heraus thun. Der Dom ist ein schönes, antikes Gebäude, auf dessen Thurm sich die berühmte grose Glocke befindet. Ich habe sie gesehen, aber doch vergessen, nachzusehen, ob die in manchen Büchern angegebene Schrift:

Die grose Susanna,
Treibt Teufel von danna,

sich wirklich auf derselben befindet. Die eine Hälfte der Einwohner der Stadt bekennt sich zur evangelischen — die andre zur römischkatholischen Religion, und haben beiderlei Religionsverwandte viele Kirchen. Jährlich wird hier das Frohnleichnamsfest mit einem Umzuge gefeiert, bei welchem die angepuzten Männer, welche die Patriarchen, Könige, Christum, u. a. Personen vorstellen,

stellen, oft sehr lächerlich anzuschauen sind. Inzwischen zieht die geistliche Farçe viele Spektatores aus den benachbarten Städten herbei, und hat wenigstens den Nuzen, daß sie fremdes Geld in Umlauf bringt, und also mag es wohl einen politischen Grund haben, warum man diese Maskerade noch zu unsern Zeiten spielen läßt, wie an andern katholischen Orten die Charfreitags-Aufzüge. Das Rathhaus ist ein sehr altes Gebäude, auf welchem es sich sonst oft die Herzoge von Sachsen, als sie noch Schuzherren über diese Stadt waren, wohlschmecken ließen. Sie hielten fleißig daselbst Turniere, dabei denn immer die Herren von Erfurt ihre hohen Gäste nicht schlecht traktirten, wie die alten Rechnungen beweisen. Die Geschichte von dieser Stadt ist äusserst unterhaltend, und wenn Du die bezeichnete Falkensteinische Chronik bekommen kannst, so wirst Du Dir durch die Lektüre derselben einige angenehme Stunden verschaffen. Kaiser Rudolf, der Habsburger, hielt im Jahr 1290. einen Reichstag zu Erfurt, und es gefiel ihm so wohl daselbst, daß er sich sehr lange dort aufhielt. Es war damals sehr wohlfeile Zeit, so, daß 16 Häringe einen Pfennig, und ein Maas vom besten Weine zwei Pfennige, kosteten. Deshalb wollte niemand mehr Bier (welches man Schlunze nannte) trinken, worüber man sich auch bei dem anwesenden

Kaiser beklagte. Dieser glaubte, dasselbe durch seine eigene Firma wieder in Aufnahme zu bringen, nahm ein Glas Bier in die Hand, trat damit auf den Markt, und rufte aus:

„ Wohlinn! wohlinn! ein gut Bier hat aufgethan, Gottfried von Buchstedt, ꝛc. „

und dadurch kam es denn wirklich wieder in seinen vorigen Werth.

Ein groser Theil der Einwohner zu Erfurt legt sich auf Gärtnerey, und die Stadt erhält durch den vortreflichen Gemüsbau eine sehr beträchtliche Einnahme von den benachbarten Städten und Residenzen, welche sie damit versieht. Die Lebensmittel hier sind wohlfeil, und die Einwohner, welche Gewerbe treiben, sind mehrentheils wohl bemittelt. — Das Geleite zu Erfurt gehört, wie auch das zu Gotha, dem Herzog von Weimar, welcher im Besiz des thüringischen Landgrafen-Geleits ist, und trägt viel ein. Ehemals war auch, wie man mir sagte, ein Thor der Stadt mit weimarischen Soldaten besezt, welches aber, si fabula vera, vor ungefähr 30 Jahren nach einer an einen Stadthalter verlornen unglücklichen Wette eines Herzogs, in welcher dasselbe auf dem Spiele gestanden haben soll, zugemauert worden ist. Doch hat es damit vielleicht eine andre Bewandniß, die nicht allgemein bekannt ist.

Von

Von Erfurt bis Weimar fährt man auf einer sehr schönen Chaussee. Da ich mich zu drei verschiedenen malen, mehr als 16 Wochen, in dieser bekannten Stadt aufgehalten habe, so wirst Du eine ausführliche Beschreibung derselben von mir erwarten, und ich will sehen, was ich leisten kann.

Natur und Kunst haben sich vereinigt, diesen Ort so angenehm zu machen, daß es wirklich der reizendste ist, den ich auf einem Strich von mehr als hundert Meilen gesehen habe. — Die Stadt ist nicht gros (man rechnet ungefähr 9000 Einwohner in derselben), aber so artig, lächelnd, reinlich, als ich noch keine gesehen habe. Sie hat eine vortrefliche Polizey, unter deren vornehmste Glieder auch der, als statistischer und oekonomischer Schriftsteller, bekannte Freiherr v. Hendrich, ein äusserst artiger und gefälliger Mann, von vielen Kenntnissen, gehört. Man kann kaum schöneres Strasenpflaster irgendwo, als hier, finden.

Die Einwohner sind gegen Fremde artig und höflich, nur ist ihr Betragen, wer sollte das denken, mehrentheils sehr zeremoniel und stolz untereinander selbst. Der Hofrath sucht Gesellschaften seines Gleichen (d. h. seines Ranges), der Rath, der Sekretär, der Kanzlist ꝛc. desgleichen; und

trift es sich ia, daß von ungefähr sich eine Person niedrigern Standes in einem solchen Zirkel befindet, so wird ihm sein Aufenthalt in demselben sehr schwer gemacht, und er muß sein Amüsement theuer bezahlen — und doch drängt sich der Niedere immer absichtlich in die Gesellschaften, welche aus Personen von höherm Stande bestehen. Das liegt nun einmal, so wie die grose Neugierde, in dem Karakter der Weimaraner, eben so, wie die Verachtung alles dessen, es sey Produkt oder Mensch, was nicht ausländisch ist. Es wurde oft auf öffentlichen Häusern von Einwohnern selbst darüber sehr frei gesprochen, wo denn immer die Sentenz gefällt wurde, daß auf keine thüringische Stadt, als auf Weimar, der Spruch so gut passe: daß ein Prophet nichts in seinem Vaterlande gelte. Aus diesen Gesprächen weis ich, was ich Dir hiervon schreibe.

Doch, was kümmert sich darum ein Reisender! ich habe mich zu Weimar zu verschiedenen Jahrszeiten divertirt, recht wohl befunden, und bin mit der Stadt, obgleich nicht mit ihren Gastwirthen, zufrieden.

In der Hauptkirche dieser Stadt sah ich schöne von Lukas Kranach (welcher auf dem Gottesacker der St. Jakobskirche begraben liegt, wo er ein Monument hat) gemalte Altartafeln, viele prächtige Epi-

taphien

taphien der Ahnherren des Herzogs, von Marmor, welche man mit Recht Meisterstücke der Kunst nennen kann, und das Grab des grosen Herzogs Bernhard, dessen Leichnam man einige Jahre nach seinem Tode von Brisach hieher gebracht hat. Es ist mit einer metallenen Platte belegt, auf welcher er in Lebensgröse gegossen steht. Dies enge Grab verschließt den grosen Helden, dessen Geist mehr Länder umfaßte, als sein Leib Spannen einnimmt. — In dieser Kirche habe ich Herdern zweimal predigen hören. Ich kann Dir nicht beschreiben, was ich dabei empfunden habe. Er predigt simpel, und doch so bilderreich, so schön, und hat eine so treuherzige Sprache, einen so zuversichtlichen Blick gen Himmel gerichtet, daß ich ganz gewiß glaube, er ist in seiner Art, der erste Prediger in Teutschland. Er läßt unser Herz nicht unbefriedigt, und beschäftiget unsern Verstand, er lehrt und läßt uns doch selbst denken — kurz, Du mußt ihn selbst gehört haben, um mich zu verstehen, um zu wissen, wie mir zu Muthe war, als ich ihn hörte. Ich hätte ihn nach der Predigt um den Hals fallen, weinen und ihn meinen Dank stammeln mögen. Wenn Herder Predigten schreiben und herausgeben wollte, wer würde alsdenn noch andre lesen mögen?

Das Schloß, die **Wilhelmsburg** genannt, ist im Jahr 1772. oder 1774. abgebrannt, und nicht wieder aufgebaut worden, obgleich die Mauern noch stehen und mehrentheils ganz gut sind, aus denen sich auf die Pracht desselben schliesen läst. Die Kirche dabei ist auch mit abgebrannt, doch steht der sehr schöne Kirchthurm noch, auf welchem sich ein ganz vortrefliches Geläute befindet. — Die fürstliche Familie wohnt in einem neugebauten Hause, und die verwittwete Frau Herzogin in ihrem eigenen Palais. Gleich bei dem Fürstenhause steht ein Schlößchen, in welchem sich das gemeinschaftliche Archiv aller sächsischen Häuser, und die öffentliche Bibliothek befindet, welche sehr ansehnlich, doch nicht mit vielen Handschriften versehen ist. Es ist mit dieser Bibliothek auch ein Münzkabinet vereiniget.

Oeffentliche Spaziergänge giebt es um Weimar herum sehr viele, und sie werden auch fleisig von den Einwohnern besucht. Man sieht auf denselben sehr viele schöne Gesichter, und überhaupt werden sich nicht leicht an einem Orte in Teutschland die Frauenzimmer geschmackvoller und artiger kleiden, als hier. — Unter den Spaziergängen zeichnen sich besonders der Stern mit Wasserfällen, Irrgängen, und die sogenannte **kalte Küche** mit Grotten, antiken Gebäuden,

und

und andern dahin gehörigen Sachen aus. Hier befindet sich eine Eremittage, welche der Herzog, wenn er zu Hause ist, bewohnt. Ich fand daselbst einen Altar, um welchen sich eine Schlange windet und die auf denselben gelegten Opferkuchen verzehrt, mit der Inschrift:

GENIO
HVIVS LOCI.

Weiter hin sah ich eine in einen Felsen festgemachte Platte, mit folgender artiger Inschrift:

Ihr, die ihr Felsen und Bäume bewohnt, holde
selige Nymphen,
Gebet teglichem gern, was er im Stillen begehrt.
Gebet dem Hülflosen Heil, dem Zweifelhaften
Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein
Glück,
Denn euch gaben die Götter, was sie den Menschen versagten,
Jedem, der euch vertraut, hülfreich und tröstlich
zu seyn.

Ferner befindet sich daselbst ein sehr groser Stein, welcher auf einem Postument von zusammengewälzten Steinen steht, mit der Aufschrift:

LEOPOLDO
DESSAVIAE PRINCIPI.

Auf

Auf einem offenen Plaze steht ein altgothischer Tempel, in welchem sich Gemälde von italienischen Meistern befinden. Alles dies ist so reizend, romantisch und schön, daß man nimmer von diesem herrlichen Schauplaze weggehen möchte. Es ist zu Weimar eine Zeichen- und Malerakademie, welche jährlich an des Herzogs Geburtstage eine sogenannte Ausstellung giebt, in welcher man sowol die Werke der Meister derselben, als auch der kleinsten Schüler, welche dies Institut aus Liebhaberei besuchen, antrift. Ich war eben einmal daselbst, als eine solche geschah. Unter den Dilettanten zeichneten sich besonders einige Stücke mit den Namen **Corona Schröder, Waiz, Oehme, Schumann, Schellhorn**, ꝛc. aus. Der Direktor der Akademie, der Rath **Kraus** (welcher Mitherausgeber des **Modejournals** ist) hatte verschiedene landschaftliche Stücke aufgestellt, in denen er nicht ganz unglücklich ist, aber auch eine Szene aus Wielands Oberon, in welcher er gegen damalige Sitte und Kostum ꝛc. gefehlt hatte. Auch waren die Farben der Kleider dieses schiffbrüchichen liebenden Paares viel zu schön, da doch wohl das himmelblaue Gewand der Rezia von dem Salzwasser etwas unkenntlich geworden seyn dürfte. — Der Bildhauer **Klauer**, ein sehr geschickter Mann in seiner Kunst, stellt Büsten auf. Und sonst waren noch

ver-

verschiedene Modells von Häusern, Brücken, ꝛc. zu sehen. In den Zimmern (welche sich im Schauspielhause befinden), wo diese ausgestellten Bilder hingen, war die ganze Weimarische beau monde zu sehen, worunter es traun mehr Sehenswürdigkeiten, als unter den Gemälden, gab.

Es ist zu Weimar ein sehr gutes Gymnasium, an welchem der verstorbene Schriftsteller Musäus Professor der schönen Wissenschaften war. Der Direktor Heinze und der Konrektor Schwabe an demselben sind gleichfalls beide bekannte Schriftsteller.

Im Palais der verwittweten Herzogin von Weimar befindet sich ihre Handbibliothek und eine sehr schöne Sammlung von Kupferstichen, über welche der berühmte Schriftsteller Hr. Rath und Bibliothekar Jagemann die Aufsicht hat. — Die herzogliche Hofkapelle ist sehr gut, und wird von dem bekannten, beliebten Tonkünstler, Hrn. Kapellmeister Wolf, dirigirt. — Im Winter spielt die Bellomoische Schauspielergesellschaft zu Weimar, und ich habe von derselben viel Vorstellungen gesehen. Unter den Mitgliedern dieser Gesellschaft ist besonders die Mdm. Ackermann, eine ganz vortrefliche Schauspielerin, und Mdm. Bellomo, eine gute Sängerin, zu bemerken. Die übrigen Herren und Damen würden ihr Glück schwerlich

bei grösern Bühnen machen, besonders sollten die Herren Einer und Neumann sich auf andre Art, als durch die Schauspielkunst, zu nähren suchen. *) Der Geschmack an der Oper ist auch hier, leider! sehr eingerissen. **) Wo er geherrscht hat, oder noch herrscht, hat derselbe den guten Geschmack, den eigentlichen Zweck des moralischen Schauspiels, ganz verdrängt. Noch dazu bringt er der Kunst selbst wenig Vortheil. So sah ich in Mannheim, wo sich doch wirklich sehr gute Schauspieler befinden, daß in der Vorstellung eines Trauerspiels, wenn es mehr als einmal gegeben wurde, nie das Schauspielhaus voll, und zum 3ten, 4tenmale bei=

*) Gelehrten muß doch sehr leicht zu predigen seyn, dacht' auch ich, als ich einst bei einigen Vorstellungen dieser Gesellschaft anwesend war, und Wieland, den Einzigen, so geduldig zusehen sah. Freilich kann ein solcher Geist wohl mit sich selbst sich beschäftigen, oder, welches auch oft der Fall ist, er unterhält sich mit der grosen Kennerin seines Geistes, der Herzogin Wittwe, es sey nun über das Spiel oder über andere literarische Gegenstände. Denn wenn eine braunschweigische Prinzessin und ein Wieland sich unterreden, mag der Gegenstand schwerlich das Wetter seyn. A. d. H.

**) Und doch fand ich die Musik gewöhnlich sehr mittelmäsig zum Spiel, so wie auch die Dekoration. A. d. H.

beinahe ganz leer war; hingegen eine Oper, sollte sie auch noch so unsinnig seyn, (wie denn das beinahe iede italienische Opera buffa wirklich ist) konnte zwölfmal gegeben werden, und das Schauspielhaus war immer voll. Dadurch wird der gute Schauspieler mißmuthig, verliert wohl gar die Lust, fernere Fortschritte in seiner Kunst zu machen, giebt sich keine Mühe mehr, und wird zulezt immer schlechter. Das Publikum, noch an seine ehemalige Stärke gewöhnt, nimmt in Rücksicht, daß das Schauspiel zum erstenmale, und morgen eine Oper gegeben wird, damit ad interim vorlieb, klatscht ihm auch wohl Beifall zu, damit er nicht auf öffentlichen Häusern sich mehr über den verdorbenen Geschmack beschweren kann — und was gewinnt die Kunst dabei? — Der Mensch verfällt in allen Sachen nur allzugern von einem Extrem auf das andere, und ohne eben den Propheten spielen zu wollen, bin ich gewiß versichert, daß, ehe ich sterbe, ich noch das Vergnügen haben werde, den Harlekin wieder auf der Bühne, die extemporirten Stücke, und die Haupt- und Staatsaktionen zu sehen. Was grenzt wohl näher an dieselben, als einige unsrer iezigen Trauerspiele? und was bietet den Burlesken besser die Hand, als die Opera buffa? —

Doch zurück nach Weimar.

Im Winter sind in dem Schauspielhause Redouten, zu welchen das Entree frei ist. Sie sind eben nicht sehr zahlreich, und gleichen wegen der Einförmigkeit der Anzüge, und des Zusammenhaltens verschiedener Trupps, mehr Privat = als öffentlichen Masken = Bällen. Ein Fremder kann von dem Tanze nicht profitiren, weil alle Damen auf so viel Tänze, als sie tanzen wollen, oft schon wohl 14. Tage vorher mit ihren Cicisbeen, Freunden, Bekannten engagirt sind. *) Daher hat ein Reisender das Vergnügen, dem Tanze — zuzusehen. Die Damen kleiden sich mehrentheils weiß oder schwarz, und die Herren tragen beinahe alle schwarze venetianische Mäntel, deswegen sieht eine solche Maskenversammlung eher einem Leichenkondukt, als einem Fastnachtsfest ähnlich. Ich hatte sehr erbauliche Betrachtungen, und dachte (wer sollte das wohl denken) auf einer Redoute an Moder und Vernichtung, und daran war nichts Schuld, als die schwarzen Leichenträger-Figuren. Endlich sezte ich mich in ein Zimmer,

in

*) Eine abgeschmackte Sitte, die aber in vielen Städten Teutschlands gerade dieselbe ist. In einer Stadt in Franken wurde solche sogar in einem Intelligenzblatte auf eine Art gerügt, die die dasigen Schönen und so frühzeitigen Dienerinnen sehr disrecommandiren muste. A. d. H.

in welchem man vor Geld allerlei Erfrischungen haben kann (die aber, beiläufig gesagt, nicht von der besten Art und sehr theuer sind), und beobachtete bei einer Bouteille Champagner die nach und nach einsprechenden Schönen, und da muß ich denn freylich gestehen, daß mein Herz wirklich ein paarmal im Begriff war, eine kleine Felonie in puncto der meiner Laura geschwornen Treue zu begehen, aber ich brachte es doch endlich wieder zur Raison. — Nach Mitternacht bekam ich zu einer Quadrille eine artige, kleine, schalkhafte Tänzerin, welche aber auch eine Fremde war. Aber ich muste dies Glück theuer büsen, denn sie konnte nicht recht tanzen, richtete mancherlei Verwirrungen an, und ich selbst also spielte par connexion eine sehr lächerliche Figur. — So viel von den Abentheuern auf einer Weimarischen Redoute.

Eine Stunde von Weimar liegt ein fürstliches Lustschloß, Belvedere genannt, im italienischen Geschmack gebaut, mit einem schönen Garten, welcher vortrefliche Orangerie hat, doch, wie es mir schien, nicht mit Attention unterhalten wird. Es hatte eben eine Aloe abgeblüht, welche viele tausend Menschen aus den benachbarten Städten herbei gezogen haben soll.

Tiefurt ist ein Lustschloß mit einem schönen Garten, und auf englische Manier angelegten

Wäldchen, wo sich im Sommer die verwittwete Frau Herzogin, Anna Amalia, eine Schwester des regierenden Herzogs von Braunschweig, aufhält, und ihre Tage den Musen widmet. Gleich am Eingange in das Wäldchen steht am Flusse Ilm ein Monument, welches die Herzogin ihrem verunglückten Bruder, dem Menschenfreunde Leopold, errichtet hat, welcher seinen Tod in den schäumenden Wellen der Oder fand. Es ist ein rührender Anblick, dies Denkmal schwesterlicher Zärtlichkeit zu erblicken, welches auf einem Postument von Granitsteinen ruht. Sein Bildniß ist darauf befindlich, ein Helm, Schwerd, Kommandostab, und das Ganze ziert eine aufgestellte Urne, um welche sich eine Schlange windet. Am Fuse des Monuments stehen die Worte:

DEM
VEREWIGTEN LEOPOLD,
ANNA AMALIA.

In diesem Wäldchen findet man Lauben, Grotten, Altäre, Wasserfälle, und an drei verschiedenen Orten die aufgestellten Büsten, von Göthe, Herder und Wieland. Welch ein schönes Andenken der Fürstin an diese grosen Männer!

Auf einer Felsenwand sizt ein Amor, und füttert eine Nachtigall mit seinem Pfeile. Darunter steht folgende niedliche Inschrift:

Dich

Dich hat Amor gewiß, o kleine Sängerin, fütternd erzogen!
Kindisch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost.
Schlürfend saugtest du Gift in die unschuldige Kehle,
Und mit der Liebe Gewalt trift Philomele das Herz.

Glaubt man nicht ein Gedicht aus der griechischen Anthologie zu lesen?

Die Gruppe Kaunus und Biblis, unter einem kleinen Tempel gegenüber, nimmt sich gut aus. Das Wasser rauscht dazwischen, und der einbildungsreiche Sänger, Ovid, versezte mich in iene Zeiten. Ich glaubte das Aechzen der Biblis zu hören, und sah im Fortrollen der Wellen, wie sie dem Wasser nacheilte, um ihre Quelle mit der des geliebten verwandelten Bruders zu mischen. Ich durchkroch alle Gänge, und fand endlich, als ich schon verzweifelte, noch etwas Merkwürdiges zu finden, auf einer dicht verwachsenen Anhöhe eine Urne auf einem Postument, und darunter diese Zeilen:

Steile, ernste Höh'n besucht die forschende Weisheit,
Sanft gebahnteren Weg, wandelt die Liebe im Thal.

Jagemann soll die Schönheiten von Tieffort in einem italienischen Gedichte beschrieben haben, welches ich aber nicht konnte zu sehen bekommen. Er hat es auch in seine Gazetta di Weimar eingerückt, wo Du es vielleicht zu lesen bekommen kannst. Ich verlies diesen herrlichen Ort sehr ungern. Hier wünschte ich mit den Werken des ehrlichen Genfer Bürgers die Tage meines Lebens in philosophischer Ruh zu verleben. Du würdest es Dir selbst wünschen, und ich will Dir rathen, wenn Du Deinen Vorsaz zu reisen noch ausführst, Weimar und dies liebe Tieffort nicht vorüber zu gehen. Was St. Preux empfand, als er zum erstenmal in die Wildniß des Gartens seiner theuern geliebten Julie trat, nachdem er die Welt umsegelt und nirgends Ruh gefunden hatte; — dies Gefühl bemächtigte sich meiner, ich rufte, wie er, aus: O, Tinian und Fernandez! — hier am Arme meiner Laura zu wandeln! dich an meiner Seite zu sehen! — — Es war ein schöner Tag meines Lebens, den ich hier zubrachte, und den ich gern mit all meinen Freunden hätte theilen mögen. — Zu Weimar existirt eine Fabrik von gemachten Blumen, welche Herrn Bertuch, den Herausgeber des Modeiournals, gehört, welche sehr grosen Absaz haben soll.

Ueberhaupt herrscht in dieser Stadt viel Industrie,

dustrie, und eine gewisse Betriebsamkeit, welche manchem Lande sehr heilsam wäre. — Nun weis ich Dir vom angenehmen Weimar weiter nichts zu sagen, als daß ich es zum drittenmale sehr ungerne verließ, und daß ich, wenn ich zurück reise, gewiß meinen Weg wieder durch dasselbe nehmen werde.

Von hier reiste ich auf einem schönen Wege nach **Jena** und über verschiedene unbeträchtliche Oerter nach **Stadt Ilm**; ein sehr nahrhaftes, dem Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt gehöriges Städtchen, welches viele Zeugfabriken hat, und blos durch diese, nach einem unglücklichen Brande, in welchem vor einigen Jahren das ganze Städtchen im Rauche aufgieng, wieder empor gekommen ist. Es stehen von einer Kirche, welche gleichfalls mit abgebrannt ist, noch zwei alte gothische, schöne Thürme, welche durch eine steinerne, schwebend gewölbte Brücke mit einander verbunden sind, welche man, (o unglücklicher Einfall!) vermuthlich um die Unähnlichkeit ihrer Farbe mit der der neuerbauten Kirche zu heben, ganz weiß angestrichen hat. Ein Anblick, der im Anfang zum todlachen, zulezt aber zum todärgern ist. Ein Monument des Alterthums, um welches dieses Städtchen viele grose Städte beneiden würden, so lächerlich modernisiren zu wollen! —

Von hier kam ich über verschiedene Dörfer, durch viel Wald, nach Ilmenau, einem artigen, weimarischen Bergstädtchen, woselbst der Herzog iezt das eingegangene Silberbergwerk wieder in Stand bringen läst. Es war sonst ein artiges Schloß hier, welches aber, wie die Stadt, beinahe ganz, vor ungefähr 30. 40. Jahren, abgebrannt ist. Der Herzog von Weimar hat sich sonst sehr oft und lange hier aufgehalten. Die Gegenden um die Stadt herum sind sehr schön, besonders ist es die Aussicht, welche man auf der sogenannten Sturmhaide hat.

Meine Geschäfte trieben mich bald von hier weg nach Saalfeld, welches sonst die Residenz der Herzoge von Sachsen = Saalfeld war, iezt aber dem Herzog von Sachsen = Koburg gehört. Diese Stadt war vor Alters sehr berühmt, und es war eine Abtei hier, welche das Münzrecht hatte. Jezt ist sie völlig bis zu einem Landstädtchen herabgekommen, in der die mehrsten Einwohner Oekonomie treiben. *)

Von

*) Die Stadt liegt in einem breiten Thale, dicht an der Saale, über die hier eine steinerne Brücke gebaut ist. Die Gegend ist reich an Frucht und Obst, und mit hohen Bergen, doch in ziemlicher Ferne, umgeben. Die Gassen der Stadt sind

früh-

Von hier gieng die Reise über schrecklich hohe Berge des Thüringer Waldes. Alles ist hier öde und einsam, nur der Hufschlag der Pferde ertönt, und die hohen Tannen scheinen den Augen traurige Zypressen zu seyn. Hier und da liegt zuweilen ein einzelnes Dörfchen, dessen Bewohner bretterner Hütten alle unverkennbare Züge der Waldbauern an sich tragen. Ist man 4 Stunden über diese rauhe Berghöhe gefahren, so

fröhlich, die Häuser, so wie die Kleidung der Inwohner, reinlich und angenehm, welches beinahe von allen herzoglichen Landen gilt. Saalfeld hat ein altes Rathhaus, eine gute Schule, und ein schönes Schloß, in dem besonders der Saal und seine gemalte Decke im mystisch frommen Geschmack, der, nach dem Geist voriger Fürsten charakterisirt, samt den dabei liegenden Garten, sehenswürdig ist. Es liegt noch eine kleine Garnison in der Stadt, die auch das Schloß bewacht, wo aber weiter nichts zu bewachen ist, als alte Meubles. Nur aus Liebe für ihre Domestiquen und Diener soll die Herrschaft in Coburg seit vielen Jahren dieses höchst reizend liegende Schloß nicht mehr besucht haben. In dieser Stadt ist der grose Theolog Semler gebohren; in dessen Leben Th. 1. mehrere schöne Nachrichten über Saalfeld zu finden sind.

A. d. H.

stürzt man auf fürchterlichem Wege in das Städtchen Gräfenthal. *) — Sodann gehts vorbei nach Judenbach, einen in zwei Reihen von Häusern gebautem Dorfe, welches sehr lang ist, und die Geduld des Reisenden, der das Wirthshaus beinahe erst zu Ende desselben findet, sehr ermüdet. Weil Hr. Nicolai, laut seiner Reisebeschreibung, die Forellen hier so vortreflich fand, so lies ich mir auch welche auf-

*) Gleichfals Coburgisch, und ganz mit fürchterlichen Bergen umgeben, die zum Theil sehr öde aussehen. Allein, das Städtchen selbst hat dennoch ziemliche Nahrung durch Handel und Fuhrwesen; denn alle Dörfer in der Gegend um Saalfeld, Gräfenthal und weiter umher auf dem Thüringer Wald sind mit Fuhrleuten, die in ferne Gegenden fahren, besetzt, und tragen nicht wenig bei, den Nahrungsstand in diesen rauhen Gegenden zu befördern. Das Städtchen, so am Ende des Thüringer Waldes liegt, und nur eine Stunde von dem Baireuthischen Amte Lauenstein, ist ziemlich gut gebaut, wird in die alte und Neustadt getheilt, und hat gegen 5 Berge und Gründe, auch 5 Thore, ein romantisches Schloß, eine schöne Kirche, zween Geistliche, Rector und Cantor, Stadtschreiber und Amtsschreiber und ein Spital. Der Werker und Gruben auser der Stadt kann ich hier nicht erwähnen. A. d. H.

auftragen, und fand, daß der Mann, wenigstens in diesem Stücke, vollkommen recht hatte. Das hat er aber nicht beigefügt, daß sich der Wirth sehr gut bezahlen läst, das will ich also thun. Wie der Weg von hier bis Koburg beschaffen ist, kann ich Dir nicht sagen, weil ich ihn in stockfinsterer Nacht zurückgelegt habe. *)

Koburg ist eine mittelmäsige Stadt, welche ungefähr 9000 Einwohner hat, und die Residenz des Herzogs von Koburg-Saalfeld ist. Die Stadt hat gute Pläze und ansehnliche Häuser. Auf dem Rathhause wurde mir eine sogenannte Narrenkappe gezeigt, welche die Kinder zu Strafe auffezen müssen, welche sich schlecht oder ungebührlich gegen ihre Eltern aufführen, und in derselben werden sie öffentlich zur Schau gestellt. — In dem Saale, wo sich das Kottorad befindet, (denn noch erhält sich dies verderbliche Glücksspiel hier, welches schon von so vielen Regenten und Landesfürsten zur Ehre der Menschheit abgeschaft worden ist) befinden sich Gemälde alter sächsi-

*) Wie? Unmittelbar unter Judenbach so elend als möglich, und am besten zur Nachtzeit zu fahren; in der Gegend um Lonnenberg wird er etwas besser, und bei gutem Wetter, weiter gegen Coburg hin, eben so schön, als bei nassem beschwerlich, wegen des schweren Bodeu. A. d. H.

sächsischen Herzoge, unter denen sich sogleich das Bild vom Herzog Johann Kasimir von Koburg auszeichnet. Der Herzog Bernhard von Weimar, welcher auch unter der Suite ist, gleicht den übrigen Gemälden gar nicht, welche ich von ihm gesehen habe. — Herzog Johann Kasimir war ein sonderbarer Herr, der viel Hang zu Zweideutigkeiten hatte, wovon seine angestellten Scheibenschiesen, bei welchen oft nach auf die Scheiben gemalten Damen in puris naturalibus irgend wohin geschossen, oder sonst allerlei Kurzweil getrieben wurde, auch liebte er die Frauenzimmer sehr. Er warf Verdacht auf seine Gemalin, Anna, und einen gewissen Ulrich von Lichtenstein, oder Lichtenhayn, wie er hies, und das gieng so weit, daß endlich beide darüber das Leben verloren. — Während der Gefangenschaft seiner Gemalin suchte er sie durch allerlei Spott zu kränken, und lies unter andern auch eine Münze schlagen (wie er denn ein sehr grofer Freund von sonderbaren Medaillen war, welche er oft mit sonderbaren, zweideutigen Innschriften versehen prägen lies, wie in Tenpels Traktat von den sächsischen Münzen zu sehen ist), auf welcher sich auf dem Avers ein sich küssendes Paar befindet, mit der Ueberschrift:

Wie küssen sich die zwei so fein!

Auf

Auf dem Revers steht eine Nonne, welches sich auf seine Gemahlin, Anna, bezog, mit der Ueberschrift:

Wer küßt mich armes Nönnelein?

Bei Koburg liegt auf einem Berge die alte Veste Ehrenburg, welche zu besehen man einen aparten Erlaubnißschein von dem Kommandanten, welcher in der Stadt wohnt, haben muß. Da ich einen solchen erhielt, führte mich ein Unteroffizier herum, und zeigte mir Schloß, Kirche und Zeughaus. Im Schlosse, welches ganz wüste und leer ist, stiesen wir denn auch auf das Bettgestell von D. Luther, in welches kein Wurm kömmt, und ein sogenanntes Rosenzimmer, welches getäfelt ist, und dessen Decke mit geschnizten Rosen, von mehr als hunderterlei Gattung, versehen ist, ohne daß eine der andern völlig gleicht. Dies ist eine Spielerei, auf welche man in alten Zeiten viel hielt. In den Zimmern, welche Herzog Johann Kasimir bewohnte, würde heutiges Tages sich gewiß kein Kammerdiener, geschweige denn ein Fürst, gerne aufhalten; so sehr hat mit der Verfeinerung der Sitten der Luxus zugenommen. Im Zeughause sah ich so viele Kanonenkugeln, als gewiß von dieser Vestung aus, so lange sie steht, nicht verschossen werden. An Schlachtschwerdtern, Harnischen und andern alten Rüstungen

gen ist gleichfalls hier ein groser Vorrath. Auch bewahrt man hier ein paar alte mit Wappen gezierte und schön vergoldete hölzerne Brautwagen ehemaliger koburgischer Fürstinnen auf, welche den sogenannten Gitterbetten sehr gleichen, in denen aber in unserer modischer Dekade gewiß nicht einmal die Frau eines Kanzlisten ausfahren würde. Die Kutschenmacherei war damals freilich noch in ihrer Kindheit, was aber der Wagner nicht gethan hat, hat der Bildschnizer und Vergolder doppelt daran geleistet. Ich suchte und fragte nach Reliquien der unglücklichen Herzogin Anna, bekam aber nirgends etwas von ihr zu Gesichte, nicht einmal ihr Bild, welches ich doch sehr gern gesehen hätte. Diese Dame wurde nach ihrem Tode zum zweitenmale, und zwar von einem Herzoge von Sachsen, getraut. Weil Dir diese Nachricht ein wenig dunkel seyn möchte, so will ich Dir die Geschichte erzählen, wie sie mir von einem guten Historiker mitgetheilt wurde.

Als nach Herzog, **Ernsts des Frommen**, zu Gotha, Tode, seine Söhne sich in die ererbten Länder theilten, bekam einer derselben, Herzog **Christian**, **Eisenberg**, welche sächsische Linie aber mit seinem Tode wieder erlosch, da er nur eine Prinzessin hinterlies. Dieser Herzog Christian war ein Mann, der viel auf mistische Sachen,

chen, auf Geisterersceinungen u. d. gl. hielt, auch macht ihn die Sage zu einen grosen Chimiker. Dieses Steckenpferd wußten seine Hofleute sehr zu benuzen. Da geschah es nun, daß, als einst der Herzog meditirend sich in einem Zimmer allein befand, eine Dame in alter Tracht zu ihm kam, und sagte: „Ich bin eine deiner Ahnenmütter, die Herzogin Anna, welche ihr Gemal, den ich alles vergeben habe, sehr hart behandelte, wie dir bekannt seyn wird. Ich war unschuldig, und wünsche nichts mehr, als mit meinem Gemale wieder vereinigt zu werden, dessen Seele sich an einem traurigen Orte befindet, von da sie nicht zur Seeligkeit gelangen kann, wenn nicht durch unsre zweite Verbindung ihre Schuld abgebüßt wird. — Ich bin willig und bereit, ihm alles zu vergeben, und habe dich ausersehen, um diese zweite Zusammengebung zu vollziehen.“ — Der Herzog bestellte sie den andern Tag wieder, entdeckte einem Theologen die Sache, welcher vielleicht schon längst darum wußte, und erhielt die Antwort von ihm, daß er sich ohne Bedenken des Rituals unterziehen könne. Der Herzog vollzog auch wirklich den andern Tag auf eine sehr feierliche Art, nach Absingung einiger Lieder, diese zweite Trauung an der vermeintlichen Anna und ihrem Gemal, welche erschienen und sodann vergnügt mit einander da-

von giengen. — Der Herzog bemerkte bei Anfassung der Hand des Herzogs Kasimir, daß dieselbe auserordentlich kalt war, welches er dem bisherigen Wohnorte seiner Seele zuschrieb, und schäzte sich glücklich seinen Ahnherrn nunmehr zum Genuß reinerer Freuden verholfen zu haben. Seine Wachen und Bedienten läugneten, iemand durch die Antichambre gehen gesehen zu haben, bekräftigten aber, daß sie fremde Stimmen im Zimmer hätten reden, und mehr als eine Person singen hören. Es ist glaublich, daß seine Hofleute mit ihm diese Maskerade gespielt haben, da sie wußten, daß ein solches Abentheuer demselben nicht anders als höchst angenehm seyn konnte. Und wer weis, was sie eben damals vor Ursach hatten, seine Gedanken mit so etwas zu beschäftigen, darüber er vielleicht eine andere Sache vergas, welche sie gern von ihm vergessen wissen mochten. Er bildete sich fest ein, daß verschiedene Geister mit ihm konversirten, und man hat noch eine handschriftliche Berechnung von ihm selbst, über das, was ihm diese Geister bringen würden, und wozu er es anwenden wollte. — Nach seinem Tode lies er sich in Kalk begraben, welches mehr Chymiker, nach einem gewissen Prinzip, daß die Seele nicht eher zum Genuß der Seeligkeit bis nach der gänzlichen Vernichtung des Körpers gelangen könne, gethan haben. Vielleicht

leicht folgt dies aus ihrer Lehre von der Putrefaktion, wie Du Dich aus ihren mysteriösen Schriften darüber näher belehren kannst, wenn Du sie besser verstehst, als ich. — Auf der Festung Ehrenburg sind etliche zwanzig Kanonen aufgepflanzt, welche bei Vermählungen, Geburtstägen der fürstl. Personen und andern Solennitäten ihre Dienste treflich thun sollen. Ob aber diese Festung in Kriegszeiten einen wirklichen Nuzen haben würde, daran zweifle ich sehr. Inzwischen wird alles hier sehr festungsmäsig behandelt, welches sogar Einfluß auf die scharfen Examina der Thorschreiber unter den Stadtthoren hat. — Man hat von dieser Festung eine sehr gute Aussicht. — Sie wird auch zu einem Verwahrungsorte vor Staatsgefangene oder Standespersonen gebraucht.

Der Herzog bewohnt ein sehr artiges Schloß, und die ganze fürstliche Familie lebt mit einem kleinen Hofstaate sehr en famille. — Eine Anzahl Subskribenten hat ein kleines Privatkonzert errichtet, welches bei Hofe gehalten wird, und dem die fürstl. Familie beiwohnt, und wovor sie Licht, Zimmer und Heizung giebt.

Die Stadtkirche ist ein schönes Gebäude. Es befindet sich ein altfürstliches, marmornes Epitaphium in derselben, welches sehr gut gearbeitet,

aber dadurch entstellt worden ist, daß man neuerlich den unglücklichen Einfall gehabt, (vermuthlich um es zu verschönern) und alle die schönen marmornen Figuren, woran der Bildener seine ganze Kunst verschwendet, mit Farben überstrichen hat.

Es befindet sich zu Koburg ein von dem Herzoge Kasimir gestiftetes Gymnasium academicum, welches von dem Stifter Casimirianum genannt wird, wo sich von ieher viele Ausländer befanden, und dessen Einrichtung sehr gut seyn soll. Nicht nur ehehin hatte es trefliche Männer zu Lehrern, die immer in der Folge wirklichen akademischen Lehrstühlen Ehre machten, sondern auch noch bis diese Stunde hat es keinen Mangel an solchen. Doch sollen auch hier die Besoldungen derselben etwas kärglich seyn; obgleich die vortrefliche Herrschaft alles thut, was sie zur Verbesserung derselben vermag. Es giebt aber auch noch, auser den Lehrern am Gymnasio zu Koburg, daselbst noch verschiedene einsichtsvolle, geschikte und gelehrte Männer, deren Schriften und Namen in der gelehrten Welt nicht unbekannt sind.

Bisher war ich, von Gotha aus ausgenommen, noch auf ziemlichen Wegen gereist, aber von hier aus muste ich diese Bequemlichkeit

mit

mit mehr als doppelter Unbequemlichkeit abbüssen. *) Es ist keinem Reisenden zu verdenken, wenn er sich mit Grund über schlechte Wege beklagt, denn man bedenke nur, daß es von denselben abhängt, daß er seine Sachen verderben, seinen Körper ruiniren, oder gar sein Leben einbüsen kann. Und wenn er noch dazu Wegegeld für solche Wege abgeben muß, so müste ein Mann phlegmatischer und gedultiger, als der ehrliche Tristram Shandy, seyn, wenn er nichts darüber sagen wollte. Einmal blieb der Wagen wirklich stecken, zum Glück gieng ich eben zu Fuse, um ihn wenigstens in etwas zu erleichtern. Ich und der Kutscher wären nicht allein im Stande gewesen, ihn herauszuziehen, wär' nicht noch ein Bauer dazu gekommen, den ich ein Trinkgeld versprach, und der uns hülfreiche Hand leistete. — Als nun, mit dem bekannten Peregrine Pickel zu reden, das Schiff wieder flott war, gieng ich noch eine Strecke neben dem Wagen her und lies

*) Bei trocknem Wetter sind in diesem sogenannten Jzgrunde, der herrliches Mastvieh liefert, die Wege noch so ziemlich leidlich; allein wegen der vielen Wiesen und Gewässer zur nassen Jahrszeit fürchterlich, und freilich der chosirte Weg von Stadt Cronach bis Bamger ungleich einladender. A. d. H.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

mich mit dem Bauer in ein Gespräch ein. Ich fragte ihn, wo er hin wollte?

Er. Nach Lichtenfels zum Feldscherer. Ich habe eine kranke Frau daheime. Kann er ihr nicht helfen, so muß ich halt sehen, wo ich ein Heilgen Tüchel bekommen kann. *)

Ich. Sollte das helfen?

Er. Das will ich meynen! — Es hat meiner Nachbarin auch geholfen.

Ich Ich glaube, wenn er zu einem verständigen Arzte seine Zuflucht nähm', so wär' das viel besser.

Er.

*) In dieser Gegend ist nämlich der gröste Theil der Bewohner römisch katholisch, und die Kirche, 14 Heiligen, berühmt, wegen ihrer Wunderkuren aller Art, laut der Knittel und Stöcke und Krücken, die alle Restaurirte in einem Gewölbe der Kirche auf dem Berge, zum Beweise der unglaubigen Nachkommen, niedergelegt haben. Ein bischen Erde von dem Plätzchen, wo man die 14 Heiligen zuerst gesehen hat, und darüber ein Gegitter und Altar aufgeführt ist, hilft für Schäden aller Art. Einst war des Wallfahrten zu dieser Kirche aus den fernsten Gegenden kein Ende. Sie gehört zum Kloster Langheim, wo überhaupt weniger Solidität ist, als in dem dissettigen (von Coburg) Banz. A. d. H.

Er. Aha! der Herr ist gewiß nicht von meiner Religion. Nicht wahr?

Ich. Nein.

Er. Ich dacht's doch halt gleich, drum hat er auch von so etwas keinen Begriff, denn die andern haben keine Wunder unter sich. Und wers halt nicht gläubt, den hilfts auch nicht!

Ich. So?

Er. Ja! das ist auch gewiß wahr! — Aber, sage mir der Herr doch, ob man in seiner Religion gar keine Heiligen braucht.

Ich. Nein!

Er. 's ist doch kurios! Ja! wie es nun so halt geht in der Welt! — Wozu man kein Zutrauen hat, das hilft auch nicht. —

Nun erwarte mehrere Nachrichten von meiner Reise von Bamberg aus.

(Die Fortsezung im folgenden Bande.)

Beschreibung einer Reise durch einen Theil von Schwaben und Baiern, welche im Jahr 1786. gemacht wurde.

Wir langten den 22 May gegen 5 Uhr vergnügt und gesund in Dünkelsbühl an; das Regenwetter hielt uns ab, in der Stadt weit herumzugehen, und wir trösteten uns um so leichter darüber, weil keine grose Merkwürdigkeiten hier zu betrachten sind. Doch unterhielten wir uns bis zur Tischzeit mit einem würdigen Manne von der Verfassung der Stadt, wovon folgendes das Interessanteste seyn möchte. Dinkelsbühl hat etwa 6500 Einwohner und gegen 900=1000 Häuser; die Regierung ist eine sehr gemäsigte und gut geordnete Aristokratie. Da die Einwohner der Stadt fast zu gleicher Hälfte katholisch und lutherisch sind, so sind auch die 2 Bürgermeister derselben, der eine lutherisch und der andere katholisch. Sie wechseln in der Regierung vierteljährig ab. Zwei Senate sind den Bürgermeistern an die Seite gesezt, der innere und der äussere, beide halb katholisch und halb lutherisch. Der innere besteht aus 12 Mitgliedern, theils aus litteratis, theils aus solchen, welche die Schreiberei und das Rechnungswesen erlernet haben,

ben, und dieser entscheidet in Civil- und Criminalfällen allein. Der äusere besteht aus 30 Mitgliedern, blose Handwerker, die, wie das engl. Unterhaus, nur vorzüglich über Auflagen und Verwaltung der Einkünfte zu sprechen haben. Die Auflagen sind, nach dem Zeugniß der Einwohner selbst, mäsig, und werden blos von Grundstücken und Häusern erhoben, und die Schuzverwandte geben eine bestimmte Abgabe, ohne Rücksicht auf ihr Vermögen. Ao. 1752. hatte die Stadt 500,000 fl. Schulden, nachdem aber eine kaiserl. Commission erschien und Ordnung machte, so sind sie iezt bis auf 60,000 fl. abbezahlt worden. Die Stadt zeichnet sich als Reichsstadt dadurch aus, daß ihre Strasen ungemein breit, und gut gepflastert, und die Häuser nicht mit — die Aussicht verhindernden und geschmacklosen Erkern beladen sind. Die Bauart ist erträglich; auffallend ist der ganz schwäbische Dialekt in einer Stadt, die so nahe an der fränkischen Grenze liegt. Was die Landstrasen betrift, so waren sie im Anspachisch. gut, im Oettingisch. den Eichstädtern gleich, und im Dünkelsbühlisch. wieder gut, so daß man durch das blose Gefühl im Fahren unterscheiden konnte, auf welches Herrn Grund und Boden man sich befand. Die Hauptnahrung der Dünkelsbühler ist Manufakturwesen: die Bettelei ist aber dennoch ausserordentlich gros.

Die wichtigsten Nahrungszweige sind wollene Serge- und wollene Strümpfmanufakturen, über deren Absaz etwas dataillirtes zu erfahren unmöglich war. Dienstag Morgens den 23. um 10 Uhr kamen wir bei angenehmer Witterung in Oettingen an, und speißten den Mittag in der Crone, wo man eine sehr gute Bewirthung findet. Mittwochs früh den 24. liesen wir uns bei Hofe melden, wo wir der Höflichkeitserweisungen so viele genossen, so zwanglos frölich waren, daß wir die dasige Herrschaft so wenig als ihre Diener und andere Anwesende, z. B. die Herren Grafen von Baldern und Wildscheck, ie vergessen werden. Hier herrschte nicht iene Steifigkeit, welche man wohl sonst bey Hoftafeln antrift, und die gerade bei allem Ueberfluß an Essen und Trinken den Appetit verderbt und mißlaunisch macht. Es wurde laut gesprochen, nicht die sonst gewöhnliche strenge Rücksicht auf die Geburt und Stand gemacht, man scherzte, man erzählte, und ieder konnte, wenn er wollte, seinen Beitrag geben. Die in der Stadt grassirenden Pocken waren die einzige Ursach, daß wir früh und unter dem Wunsch, Oettingens Annehmlichkeiten noch länger zu geniesen, nach Nördlingen abreisen mußten. Die Pläne, in welcher das Fürstenthum Oettingen liegt und einige Meilen lang und breit ist, heißt das Ries; es ist eine der angenehm-

sten

sten und fruchtbarsten Gegenden in Schwaben, der Boden ist fett und gut und fleisig bebaut, und daher in hohem Werth; der Morgen wird für 1000 fl. verkauft. Von den Anhöhen, welche diese Ebene umgeben, übersieht man eine grose Anzahl von Dörfern und Städten, und die ganze Fruchtbarkeit dieses Thals vor sich ausgebreitet. Die Stadt Oettingen liegt ziemlich in der Mitte dieser Ebene an dem Flüßgen Werniz, hat 440 Häuser und etwa 4000 Menschen; der gröβte Theil davon ist protestantisch, und etwa 300 der iüdischen Religion zugethan, die ihre eigene Synagoge haben. Man hat mir versichert, daß sie den Christen starken Abbruch thun; denn da ihrer viele sind und sie auch ein beträchtliches Schuzgeld geben müssen, so sind sie freilich genöthiget, zu allen möglichen Mitteln zu greifen, und besonders da sie ihren Handel meistens auf Fristen abschliesen, so haben sie immer viele Christen in Kontribuzion, und bringen sie durch diesen Kunstgriff häufig bis zur Verganthung. Das Hauptgewerbe bestehet im Wollenspinnen, Zeuch- und Tuchmachern, auch Leinen- und Barchentwebern und einer sehr grosen Bleiche; auch auf dem Lande wird die Wollen- und Baumwollenspinnerei getrieben, wodurch über 1000 Menschen beschäftiget werden.

Das sämtliche Oetting = Spielbergische Fürstenthum enthält 30,000 Menschen, nach der Zählung von 1780. Die Revenüen belaufen sich auf 60 bis 70000 Rthlr. So tolerant übrigens Oettingens Einwohner sind, so hat die Regierung, um den Anlaß zu Streitigkeiten zu mindern, schon seit 1740. durch ein Edikt die Verheurathung der Catholiken mit Protestanten und v. v. verboten. Die Aemter und Collegien sind mit gleich vielen Catholiken und Protestanten besezt; der Oberämter sind 7, davon 2 in Oettingen selbst sind; die andern heisen Mönchsroth, Aufkirchen, Hochaltungen, Dürrwangen und Schwendi. In Dürrwangen ist eine grose Nadelfabrik, die vielen Absaz ins Ausland hat; in der Stadt selbst ist ein Waisen = und Armenhaus, und eine teutschordische Commenthurie. Das fürstl. Schloß liegt an dem nördl. Ende der Stadt, dicht an dem herrschaftlichen Garten, der gros, nüzlich und angenehm eingerichtet ist, ohne viele Kunst; das Schloß ist in ziemlich modernem Geschmack gebauet, hat ungemein hohe, grose und schöne Zimmer, so, daß also nicht viele Herrschaften können logieret werden. Der Fürst ist ein Herr, der denkt, Erfahrung und Weltkenntniß hat, einen anständigen Aufwand macht, aber doch auch ein guter Oekonom ist. Er hat eine besondere Vorliebe für Schweizereien, wovon auch der eine Viertelstunde

von

von Oettingen liegende Meierhof, Schaafhausen, ein Beweis ist. Vorzüglich sucht er Aufklärung zu befördern, und denkt sehr tolerant. Der Ton in Oettingen ist ungemein gesellschaftlich und ungenirt. Die Herren Räthe und Cavaliers kommen täglich gegen Abend in der Krone zusammen, wo wir sie, so wie bei Hofe und in ihren Häusern, gleichfals als vortrefliche Männer kennen lernten. Von Oettingen nach **Nördlingen** ist eine Station, welche man auf den gut gebauten Chausseen fast in einer Stunde fahren kann. Diese Reichsstadt hat eine ansehnliche Gröse, Breite, gut gepflasterte Strasen und ziemlich gebaute Häuser. Es belauft sich die Zahl der Bürger auf 1100, ohne die Schuzverwandten. Die republikanische Verfassung ist dieselbe, wie in Dünkelsbühl; es ist nemlich ein innerer und ein äuserer Rath. Der Bürger muß von seinem Vermögen 1/2 pr. Cent. abgeben, und daher den wahren Zustand desselben alle Jahr den 1. August eidlich angeben. Die Hauptnahrung besteht im Ackerbau, grober Leinwand und Teppichfabriken, welche leztere durch die herumziehenden Tyroler verkauft werden.

Freitags früh um 6 Uhr verliesen wir Nördlingen, und fuhren noch etwa 1 Meile in dem fruchtbaren, angenehmen Riesthal, auf schnur gerader, vortreflicher Chaussee. Der schöne, kühle Mor-

gen,

gen, die lachenden Fluren, die seitwärts liegenden Dörfer, Clöster und Städte, der Duft der Wiesen, alles lud uns zur Heiterkeit ein! Endlich kamen wir an die das Ries umschliesende Berge; im Hinauffahren sahen wir dankbar noch einigemal zurück, um die ganze schöne Pläne zu überschauen, bis es wieder bergein gieng, und so die Aussicht nach und nach unsern Augen entzogen wurde. Nun kamen wir in eine weniger fette und fruchtbare, bergigte Gegend, und fuhren in einem schmalen Thal, dicht an der Werniz, und dem öttingischen Bergstädtchen Haarburg; eine lange Reihe von Kalkfelsen schienen über uns aufgehängt zu seyn und auf uns herabstürzen zu wollen. Nach und nach wurde das Thal weiter, die Berge verlohren sich in sanfte, mit Bäumen bewachsene Hügel, und wir konnten in weiter Ferne schon Donauwörd erblicken. Der Boden wurde, ie mehr wir uns der Stadt näherten, kalkigter und magerer. Sämtliche Reisende erblikten hier zum erstenmal den König der teutschen Flüsse, die Donau, die iedoch hier erst im Werden ist. Wir frühstükten etwas weniges, und liesen nur umspannen, so, daß wir also nicht im Stande waren, Nachrichten von dieser ehemaligen Reichsstadt einzuziehen. Auf einem sich gleich bleibendem, gutem Wege fuhren wir bis Neuttingen, wo wir eine sehr frugale Mittagsmahlzeit theuer bezahlen

zahlen muſten; und eilten von da aus nach Augsburg, wo wir auch noch zeitig, Abends um 5 Uhr, ankamen.

Vor dem Abendeſſen machten wir noch einen Spaziergang in die Stadt, und ſtieſen auf eine Prozeſſion. Es hatten nemlich die Mönche eines Kloſters ſolche an einen baieriſchen Ort zu einem Heiligen vorgenommen, und bei ihrer Zurückkunft holte ſie eine groſe Menge von Ausburgern, vornehme und gemeine Bürger, junge und alte, männlichen und weiblichen Geſchlechts im größten Pomp, mit Fahnen, Chriſtus und andern heiligen Bildern ein. Von Diſtanz zu Diſtanz plerrte der ganze Haufe etwas uns unverſtändliches; ieder hatte einen Roſenkranz, den er aber nur mit den Lippen abbetete, das iſt das, was Hr. Nicolai das **Lippeln** nennt, und welches einem Proteſtanten, der nicht von Jugend auf unter Catholiken gelebt hat, äuſerſt auffallend iſt; denn die Augen giengen ſtets **vis à vis**, oder zur Seite; man lachte und betete zugleich; mir kam dieſe ganze Ceremonie als ein ſollennes Begräbnis des geſunden Menſchenverſtands vor. Den Sonnabend beſchäftigten wir uns mit Beſichtigung einiger Merkwürdigkeiten; wir beſahen 1) die Jeſuiterkirche von vortreflicher Bauart und geſchmackvoller innerer Verzierung. 2) Den ſogenannten

nannten Einlaß, durch welchen man in den älte-
sten Zeiten, nach Thorschluß, der, wie fast in al-
len Reichsstädten der leidige Gebrauch ist, gleich-
sam als könnte ihr Bischen Freiheit zum Thor
hinausgetragen werden, mitten im Sommer schon
um 8 1/2 Uhr zu groser Unbequemlichkeit der Ein-
wohner erfolgt, allein und zwar nur zu Fuß und
zu Pferd in die Stadt kommen konnte: er ist
von einem Nagelschmidt, dessen Namen die un-
dankbare Nachkommenschaft vergessen hat, auf
eine eben so künstliche als bequeme Art angelegt
worden. Er besteht aus dem äusern Thor, zwi-
schen welchem und dem folgenden zweiten ein ei-
sernes Gatter und eine Zugbrücke, mehrere Cent.
schwer, ist, und aus 2 andern Thoren, die schon
innerhalb den Vestungswerken und der Stadt
sind. Oben in der Wohnung des Thorwarths ist
eine Maschinenkammer, in welcher die sämtlichen
Walzen, Gewichte und Züge befindlich sind,
und von welcher aus die Thore auf die leichteste
und bequemste Art, blos durch den Zug einer
Menschenhand, können geöfnet werden. Auf den
ersten Zug öfnet sich das äuserste Thor, auf den
zweiten das Gatter, und die Zugbrücke fällt her-
ab, auf den dritten das zweite Thor, und auf
den vierten das dritte Thor. Auf den Fall, daß
das Gedränge zu stark wird, oder sich welche
durchschleichen wollen, ohne das Thorgeld mit 8

Kr.

Kr. zu bezahlen, kann man iedes Thor, indem man einen Zapfen in den Zug steckt, so richten, daß nur eine einzelne Person durchkommen kann.

Die Thore und die Gatter verschliesen sich wieder, und die Zugbrücke zieht sich wieder auf, wenn die resp. Züge wieder zurückgeschoben werden. In den Zwischenräumen iedes der Thore ist man also allemal eingesperrt, indem gleich das geöfnete Thor hinter sich wieder zufällt, und nachher erst das folgende geöfnet wird. In Friedenszeiten wird dieser Einlaß nicht mehr gebraucht, sondern es ist die Einrichtung getroffen worden, daß man durch zwei Hauptthore die ganze Nacht durch, gegen Erlegung von zwei Bazen, herein und heraus kommen kann.

3) Das Rathhaus, davon steht eine weitläuftige Nachricht in der Beschreibung von Augsburg; ich bemerke also nur, daß es in einem guten Geschmack erbauet worden ist. Der mittlere Saal, wo die Rathsherrenwahlen gehalten werden, ist wegen seiner Höhe und Länge merkwürdig, und weil er durch keinen Pfeiler unterstüzt wird. Auf den 4 Altanen, deren ieder auf einer Ecke des Rathhauses angebracht, und mit Kupferplatten belegt ist, kann man die ganze Stadt übersehen, und hat überhaupt die vortreflichste Aussicht auf viele Meilen weit. 4) Den Mechanikus Höschel,

schel, Tochtermann und Nachfolger des berühmten Branders, wo wir verschiedene astronomische und andere mathematische Instrumente sahen, die den englischen an die Seite gestellt zu werden verdienen. Herr Höschel hatte eine ungemein ausgezeichnete Miene, und verbindet viele Theorie und gelehrte Kenntnisse mit dem Geschick seiner Hand.

Auf den Spaziergängen, die wir gewöhnlich Abends vornahmen, suchten wir uns mit den Strasen und vorzüglichsten Gebäuden bekannt zu machen, und auch die schönen Gegenden um die Stadt herum zu geniesen. Sonntags besuchten wir den Gottesdienst zu St. Anna, wo der beste hiesige Prediger, Namens **Frauenknecht**, predigte. Wir machten ebenfals einige Vorfahr = Visiten bei denienigen Vornehmen, an die wir Addresen hatten, dem Herrn Grafen und Domherrn von **Lodron**, dem Herrn Baron und Domherrn von **Baden**, **Baron** Schüle ꝛc. Gegen Abend nahmen wir eine Spazierfahrt in das benachbarte Dorf **Göglingen** vor, wo man theils in den Gärten, theils in den öffentlichen Häusern fast die Hälfte der Stadtbewohner antrift.

Des Herrn Statthalter von **Ungelter** Excellenz invitirte uns zur Mittagstafel, wo mehrere Domherren, der Oberpostmeister, Herr von Heusdorf,

und

und der Herr von Lütgendorf, der damals berühmte, iezt verachtete und in groser Armuth lebende Verfertiger des grosen Luftballons, der 30 Schuhe im Diameter hat, aus rothen und weißen Taffentstreifen zusammengesezt ist, und 6000 fl. gekostet hat, auch Gäste waren. Es wurden 30 Gerichte aufgetragen; des Herrn Statthalters philosophisches und erleuchtetes Gespräch, an dem ich vorzüglich Theil zu nehmen die Gnade hatte, war aber das kostbarste. Er ist ein Mann voll Herzensgüte, von reifem Verstand, vieler Erfahrung, und hat einen bei Catholiken ungewöhnlichen Dultungsgeist; er ist der Liebling Sr. churfürstlichen Durchlaucht, und wird als weiser und gütiger Statthalter hier allgemein verehrt. — Am folgenden Tage besuchten wir den ersten Meister in der schwarzen Kunst, den berühmten Haid, der uns mit groser Gefälligkeit einen deutlichen und vollständigen Begrif von seiner künstlichen Arbeit gab, uns den Abdruck der Platten zeigen lies, und in seinem Laden die besten und vorzüglichsten Stücke zum Besehen vorlegte. Da in Cunradi Anleitung zur Technologie eine deutliche und genaue Beschreibung davon steht, so will ich dies nicht wiederholen. Vor dem Concert besichtigten wir noch die geschmackvollen und feinen Arbeiten des sehr geschikten Bildhauers Engerle, und fanden alles

bestätigt, was uns vorher von seiner geschmack-vollen Erfindung und Zeichnung und von seiner Meisterhand in der Ausführung war gesagt worden. Von da giengen wir in das Concert, welches in einem Gartenhaus vor dem rothen Thor gehalten wurde; wegen der etwas rauhen Witterung waren der Zuhörer nicht viele, und auch diese wenigen verriethen keinen Geschmack an der Musik, besonders die Patrizier, die beständig herumliefen und plauderten, uns, ob wir gleich ihnen präsentirt waren, an der Thür stehen liessen, sich mit ihren Damen abgaben, und mit diesen sich nach und nach entfernten und in dem Garten allein spazieren giengen. Die Musik, so gut sie auch gewesen ist, war wegen des Lermens ungeniesbar; im Garten fanden wir verschiedene Paare von obigen, die wir aber zu genieren schienen. Wir verliesen also früh ein Concert, wo die Harmonie der Herzen eher, als der Töne, zu gedeihen schien. Frevel wär' es gewesen, iene zu verstimmen.

Donnerstags früh lies uns der vortrefliche Herr Statthalter und Domprobst nochmals zum Mittagessen bitten und zugleich sagen, daß er den Nachmittag mit uns eine Spazierfarth nach Grosaittingen, einem dompröbstlichen Dorf, machen wolle. Wir kamen darum schon um 12 Uhr zum

Essen,

Essen, und trafen da zwei Franziskanermönche an, davon der eine Hofprediger des Herrn Fürsten in Kempten schon wirklich ist, und der andere ernannter Hofprediger Sr. herzogl. Durchlaucht von Würtenberg. Beide sind Männer von vielen Kenntnissen und einem richtigen und gesunden Urtheil, die so unbefangen mit uns sprachen, als wären wir ihres Glaubens. Sie sind der besondern Gnade, die ihnen der Herr Statthalter erweiset, besonders würdig. Zwey Stunden vergiengen bei der Tafel unter philosophischen und andern unterhaltenden Gesprächen sehr geschwind, und nach 2 Uhr fuhren wir mit Sr. Excellenz vierspännigen Equipage nach Gros-Aittingen, welches 4 Stunden von Augsburg entfernt ist. Wir stiegen bei dem Herrn Hofrath de Pali, welcher der Verwalter der dortigen dompröbstlichen Ländereien ist, ab. Wir fanden an ihm einen Mann von ungemeinen Talenten, er ist ein groses mechanisches Genie, ein groser Liebhaber der Naturgeschichte nnd treflicher praktischer Oekonom. Er zeigte uns seine Schmetterlings- Conchilien- und Mineraliensammlung, und eine zwar nicht zahlreiche, aber ausgesuchte — meist aus englischen Stücken bestehende Kupferstichcollection. Er hat in seiner Meierey die Stallfütterung, aber blos bei Kühen eingeführt (denn den Ackerbau muß er mit Pferden betreiben), und versichert, daß er sie

seit 2 Jahren nebst dem Kleefutter auserordentlich vortheilhaft befunden habe; doch gab er mir zu, daß vielleicht für den einzelnen Landmann mehr Schwürigkeiten dabey seyn, und der Nuzen aus verschiedenen Ursachen geringer ausfallen könnte. Wir schlosen endlich damit, daß eine Erfahrung von 10 Jahren den Nuzen erst bestättigen müsse, und daß es zu dem Ende gut wäre, wenn die Gründe pro und contra öffentlich aber unpartheiisch aufgestellt würden. Sein Vieh sieht gesund und fett aus. Seine Modellsammlung ist ebenfalls sehr artig, und die Kleedarre, die dieses Jahr erst in seinem Hof ist erbaut worden, ist von seiner Erfindung und Angabe. Es ist ein Gebäude, wie eine Scheune, hat viele nur mit Jalousien versehene Fenster, um die Zugluft recht zu befördern, in der Mitte gehen von unten bis oben auf das Dach heraus Schornsteine, blos aus Latten zusammengesezt; sie dienen dazu, daß die Dämpfe, die während des Trocknens vom Klee aufsteigen, und ihn entzünden würden, einen Abzug haben. Also blos die warme Luft trocknet den Klee aus, der Sonnenschein würde zu viele Kraft ausziehen, und wie der Herr Hofrath versichert, so hält sich der auf diese Art ausgetrocknete Klee mehrere Jahre lang. Die Zeit erlaubte uns nicht, alle übrigen Modelle, grösstentheils neu und von seiner eigenen

Erfin-

Erfindung, genauer zu betrachten, und eben deswegen konnten wir von seinen elektrischen Versuchen nicht profitiren. Nach 6 Uhr kehrten wir zurück; in dem Dorf Göggingen, 1/2 Stunde vor der Stadt, stiegen wir aus, um die dortige Seidenbandfabrik und Baumwollenspinneret und Weberei anzusehen. — Der Bandwebersstuhl ist in der Haupteinrichtung, wie ein gemeiner Weberstuhl, und von derselben Gröse, so, daß 15=20 Bänder zugleich können gewebt werden. Die Vorbereitung der Seide ist dieselbe, wie bei dem Leinengarn, das Eigenthümliche an dem Stuhl ist aber folgendes: 1) anstatt daß die Schafte beim Leineweber durch das Pedal auf und nieder gezogen werden, geschiehet es hier durch das Umdrehen einer Walze. 2) Vor dem Weberbaum ist ein Rahmen, der so lang als der ganze Stuhl ist: in diesem hängen so viel holländische Schifchens, als Bänder sollen gewebt werden. Dieser Rahmen wird, wenn man die obige Walze herumdreht, hin und her geschoben, so, daß also die Schifchens sämtlich durch die Bänder hin und her fahren, und weil die Seide auf Röllchens oder kleine Spuhlen in den Schifchens gewickelt ist, so wickelt sich die Seide durch die Bewegung des Rahmens von selbst ab. Der Weber hat nichts zu thun, wenn der Stuhl bereitet ist, als die Walze umzudrehen,

hen, dadurch wird ein Rad getrieben, welches die Schäfte und auch die Rahmen, wie oben beschrieben, in Bewegung sezt, und so weben sich die Bänder gleichsam von selbst. Die Baumwollenspinnerei und Weberei hat nichts eigenes, ausser der Art und dem Zweck der Anlage. Der Herr Statthalter, Baron von **Ungelter**, und einige andere edel und patriotisch denkende Männer vereinigten sich nemlich dazu, eine gewisse ansehnliche Summe zum Fond für diese Anstalt aus ihren Mitteln zusammen zu schiesen, um davon einen Vorrath von Baumwolle und den dazu nöthigen Geräthschaften, nebst einem Haus, doch nur zur Miethe, anzuschaffen, um theils solchen Armen, die nicht in den Vermögensumständen sind, den nöthigen Vorrath von Materialien zu ihren Arbeiten anzuschaffen, theils auch müssig gehenden armen Kindern Arbeit und Gelegenheit zum Verdienst zu verschaffen. In wenigen Jahren ist auch die Anstalt so gut gediehen, daß einige 100 Personen ihre Nahrung dadurch gewinnen, und stets ein ansehnlicher Vorrath von gesponnenem Garn, von verschiedener Güte, und auch gewebtes Baumwollentuch, vorhanden ist. Eine Anstalt, die weit wirksamer ist, als alle andere Vorkehrungen gegen die Bettelei, und menschenfreundlicher, als reichliches Ausspenden an Geschäftslose und Müssiggänger. Hinter dem

Hause,

Hause, welches dieser Anstalt gewidmet ist, befindet sich auch eine Baumschule, woraus ieder bischöfliche Unterthan gegen einen sehr mäsigen Preis die edelsten Obstsorten nach Belieben erhalten kann. — Wir kamen sehr vergnügt, erheitert und belehrt vor unsere Logis.

Freitags den 2. Jun. besahen wir in Gesellschaft des Herrn Grafen von Lodron den Luftballon noch einmal, weil wir glaubten, daß der Herr Baron von Lütgendorf selbst zugegen seyn würde; es war zwar nicht, doch verlohren wir in soferne nichts, weil der Herr Graf selbst das geringste Detail davon inne hatte. Wir sahen 8=10 grose mit eisernen Reifen versehene und mit Oelfarbe angestrichne Fässer, worinne die brennbare Luft sollte bereitet werden; sie haben unten Hähne, um den Saz abzulassen, und oben mesingblecherne Röhren, um aus diesen durch Schläuche die brennbare Luft in eine mit Wasser gefüllte Tonne zu leiten, worin sich die Luft reinigen soll, und von dieser wird sie wieder durch einen Schlauch erst in den Ballon gelassen. Bis iezt ist der Ballon nur halb fertig, er besteht aus weißen und rothen Taffent in Streifen zusammengesezt, tausend Ellen sind nöthig und 9 Näher arbeiten täglich daran. Unten an den Ballon wird ein geräumiges Schif angehängt, worein

der Aeronaut steigen wird, und um das Springen des Taffents zu verhindern, wird der Ballon mit einem Nez von starkem Bindfaden überzogen. Die Auffahrt soll, wie mir der Herr Baron von Lütgendorf selbst sagte, längstens den 24. August geschehen; er will auch Versuche mit Rudern machen, und behauptet, seiner Sache sehr gewiß zu seyn. Weil ihn die Auslage 6 = 7000 fl. kostet, und er noch wenige Abonnenten hat, so läßt er, um desto besser zu seinen Kosten zu kommen, den Ballon und die übrigen Zurüstungen für 24 Kr. sehen, und soll schon mehrere 100 fl. auf diese Art eingenommen haben.

In Gesellschaft des erwähnten Herrn Grafen besuchten wir auch den sehr künstlichen Steinschneider Lange. Er hat nicht nur einen ansehnlichen Vorrath an kostbaren Steinen und Mineralien überhaupt, welche er verarbeitet, sondern auch viele prezioſe Werke seiner Kunst. Dosen à la Mosaïque zusammengesezt, erhaben und vertieft, geschnittene und geschliffene Steine, Stockknöpfe, Medaillons ꝛc., vorzüglich interessant war uns aber die Auseinandersezung seiner Arbeit und Handgriffe. Um sich eine kurze und richtige Vorstellung davon zu machen, denke man sich, daß er wie ein Glasschleifer im Ganzen arbeitet. Die Maschine, deren er sich

bedient, ist en miniature fast wie das Rad eines Scheerenschleifers, welches mit dem Fuß in Bewegung gesezt wird. An das kleine Rad ist eine eiserne, hohle Röhre bevestiget, welche sich beständig umdreht, und in diese stekt er das Instrument, mit welchem er schleift. Zum Spalten und Zertheilen der Steine bedient er sich einer blechernen Scheibe, die durch das beständige Umdrehen und vermittelst des daran geschmierten Schmergels den Stein, den er daran hält, durchschneidet. Zum Einschneiden hat er Röhrchens von verschiedener Gröse, die vorne zu wie eine kleine Scheibe gestellet sind. Figura F. Hat er edle und harte Steine zu schneiden, so taucht er das oben beschriebene Röhrchen in Diamantenstaub mit Oel eingerührt, und schneidet durch künstliche Führung seiner Hand die verlangte Figur in den Stein ein. Man erstaunet, wenn man die Werke seiner Kunst sieht, wie es möglich ist, durch ein so simples Manövre so schön gebildete Figuren hervor zu bringen. — Wir sahen auch bei ihm eine seltene Art von Agate, den sogenannten Zitronenagat; er hat in der Mitte einen Kern, wie einen Zitronenkern, und von da aus gehen Strahlen an die äusern Seiten, die wie das innere Fleisch der Zitronen aussehen.

Als wir von dem Herrn Grafen von Lodron

erfuhren, daß gegenwärtig von dem Uhrmacher, Hrn. Kandler, eine sehr schöne Uhr für Se. Maiestät den Kaiser zum Geschenk verfertigt werde, so unterliesen wir nicht, sie zu besehen. Das Ganze stellt den Parnaß vor, worauf die Musen und Apoll in kleinen Figuren aus feinem Marmor, sauber gearbeitet, befestiget sind. Der Berg selbst ruhet auf gigantischen Figuren, und sein inneres enthält das Uhrwerk, welches nicht nur eine grose Schlaguhr ist, sondern auch aus einer Flöten = und Harfenuhr bestehet, die theils wechselsweise, theils koncertmäsig, zusammenspielen. Ueber der eigentlichen Uhr sizt die Figur der Zeit. Schade ist es, daß das Ganze auf eine zwar kostbare und feine Art verguldet ist, aber gegen Natur und Geschmack. Welche Idee! ein ganz vergoldeter Berg und weiße Figuren darauf. Eben dieser Mann hat eine Getraide = Reinigungsmaschiene erfunden, die der Kaiser approbiret hat, deren Mechanismus er aber noch geheim hält, und er hoft nun den Verlag davon für die ganze kaiserliche Monarchie zu erhalten, und darum will er dem Kaiser die Uhr zum Geschenk machen. Ich wünsche, daß er sich in seiner Rechnung nicht betrügen möge! Gegen Abend giengen wir mit meinem akademischen Freund, dem Hrn. D. Medicinae B., in den sogenannten Sommerklubb, der aus Patriziern, worunter ich aber keine iunge Herren

bemerkt

bemerkt habe, Gelehrten, Künstlern und Kaufleuten besteht. Hier unterhielten wir uns ein paar Stunden ganz angenehm und nüzlich mit verschiedenen Personen.

Sonnabends früh sahen wir in der katholischen Kathedralkirche die Firmelung der Kinder mit an; sie bestehet in einer Konsecration und Beschmierung der Stirne, in der Figur eines Kreuzes, welches nachher mit Sand bestreuet wird.

Nachher begaben wir uns zu Herrn Matthias Schüle, um seine Zizfabrik anzusehen, weil der Baron Schüle auch gegen uns seinen Eigensinn gezeigt hatte. Wir hatten ihm gleich Anfangs eine Vorfahrvisite gemacht, und Billets abgeben; den folgenden Tag lies er uns durch meinen Freund, seinen Verwandten, den Herrn D. Med. B., ein Gegenkompliment machen und sagen, er habe es so sehr bedauert, daß er uns nicht hätte annehmen können, weil er nicht wohl gewesen wäre, aber er liese sich auf den Dienstag oder Mittwoch, wenn er wieder besser würde, die Ehre auf den Mittag, und zur Besichtigung seiner Fabrik, ausbitten, doch wolle er noch nähere Nachricht sagen lassen.

Den Dienstag, erst gegen Mittag, schickte

er

er einen Bedienten, und lies sich mit Unpäßlichkeit entschuldigen, wenn er besser würde, so wolle er uns Mittwochs bey sich sehen. Den Mittwoch kam gar keine Antwort; gegen Abend kam Herr D. B. mit der Nachricht, Herr von Schüle sey noch nicht ganz hergestellt, und es würde gut seyn, wenn wir unsern Besuch bis Ende der Woche verschieben würden. Den Freitag Mittag erhielt ich vom Herrn D. B. ein Billet, worin er mir meldete: er habe es mit Herrn von Schüle so verabredet, daß wir Nachmittags um 3 Uhr die Fabrik sehen könnten; und weil er noch nicht ganz wohl sey, so soll uns der Oberfactor Anersbacher, der 6000 fl. Gehalt hat, herumführen. Noch bei Tische kam wieder ein Bedienter des Herrn von Schüle, und meldete, daß heute nichts mehr gearbeitet würde, und wir also nichts sehen könnten. Nun rieß die Gedult, und wir und die ganze Tischgesellschaft brachen in Satire und Gelächter über eine solche Bizarrerie aus, und erklärten ihn nun auch nach eigener Erfahrung für das, was er ist, für einen grosen Kopf, in welchem aber Stolz und Eigenheit Hauptingredienzien sind.

Ganz anders begegnete uns sein Neffe, Herr Matthias Schüle, der auch eine eigene Zizfabrik hat. Er selbst führte uns überall herum, und zeigte

uns

uns auch das geringste Detail. Zuerst wies er uns 3 Zimmer voll hölzerner Models, die wie Bücher in einer Bibliothek aufgestellet sind; theils sind die Figuren erhaben ins Holz gestochen, theils sind sie von Messing erhaben in das Holz eingesezt. Er versicherte uns, daß blos darinne ein Kapital von vielen 1000 fl. stecke; er hat 5=6 eigene Form = und Modelstecher, zu denen er uns ebenfalls führte, und man wies uns die Zeichnungen, nach welchen gestochen wird, die Holzplatten, die Werkzeuge zum Stechen und Schneiden, und die Handgriffe der Arbeit selbst. Wir bewunderten die Schönheit, Richtigkeit und Feinheit des Stichs. Nun giengs in die Druckerei, die wieder in mehrere Departements vertheilt ist und einige 100 Menschen beschäftigt; im ersten wird die erste Farbe und die simpelsten Figuren aufgetragen und so geht es durch so viele Druckerstuben durch, als der 21 Farben hat, die Verfahrungsart ist aber bei allem einerlei, der Drucker oder Druckerin (denn es sind meistens Weibspersonen) hat auf einem Tisch ein Stück baumwollen Tuch vor sich, wovon sie einen Theil abwickelt und auf den Tisch breitet; neben ihr steht ein kleines Mädgen oder Junge vor einem Gefäs, wie ein Sieb gestaltet, inwendig mit wollen Tuch überzogen, dieses stehet in einer Butte, die mit dem Unrath und dem Dicken von

der

der Farbe angefüllt ist, damit das obere Gefäß elastisch darinnen stehe; neben diesem Gefäß stehet der Farbentopf, in diesen stipt das Kind die, vest, und nach Art einer langen Bürste zusammengebundene Leinwand ein, und bestreicht allemal, während der Drucker den Model abdruckt, das Tuch im Sieb damit. Der Drucker druckt nur seinen Model auf das mit Farbe bestrichene Tuch im Sieb, so hängt sich soviel daran, daß er einmal damit drucken kann. Er paßt den Model genau auf die Stelle, wo der vorige Druck aufgehöret hat, legt ihn in gerader Linie auf, und schlägt gelinde mit einem hölzernen Hammer auf den Model, so druckt sich derselbe auf das weiße Zeuch ab. — Die sogenannte Zizkupferdruckerei ist ganz wie die Art, einen Kupferstich abzudrucken. S. Cunradi Technologie p. 271. Dieienige Zize, welche nur einfärbig werden sollen, werden auf diese Art gedruckt: die Platte, und so alles übrige, ist aber verhältnißmäßig gröser, als eine Kupferstichplatte, kostet auch einige 100 fl. Die Figuren werden noch feiner, als von den hölzernen Models. Drauf gieng es in die Farbe, wo mehrere grose, kupferne Färbekessels standen, iedes Stück Ziz wird in Krapp gefärbt, und dadurch erhalten erst die aufgedruckten Farben ihre Dauer, Festigkeit und Licht. Das, was schwarz werden soll, sieht in der Druckerei gelblicht aus, und ändert sich

erst,

erst, indem es durch den Krapp gezogen wird, in schwarz um, und so ist es fast mit allen Farben. Dieienige Stücke, welche weißen Grund haben sollen, werden hernach wieder gebleicht, und die Krappfarbe dadurch herausgebracht, die andern Farben aber halten sich in der Bleiche. Manchmal wird auch noch etwas hineingemalt, weil aber die gemalten Farben nicht gut halten, so geschieht dies nach der Bleiche, aber noch vor dem Glätten. — Die lezte Arbeit endlich am Ziz ist das Glätten. — Dazu ist wieder ein eigenes Zimmer, wo 10=12 Glätter zugleich arbeiten. Der Ziz erhält dadurch eben so eine Veränderung und Schönheit, wie den Diamant durchs Schleifen. Das Verfahren beim Glätten ist ausführlich beschrieben in Cunradi Technologie p 243. Grosen Vorrath von Zizen trafen wir nicht an, weil die Leipziger und Frankfurter Messen kurz vorher erst gewesen waren. Mit den feinern Arten giebt sich der Hr Matthias Schüle nicht ab, wie sein Oheim, der Hr. von Schüle, sondern er fabrizirt nur Mittelsorten, weil diese am häufigsten abgehen. Er rechnet, daß er 30=40000 Stück jährlich verfertigen läßt, und dadurch werden 3000 Menschen beschäftigt. Noch waren uns 2 Merkwürdigkeiten übrig, das Gemäldekabinet des Hrn. Domdechant, Baron von Reischach, und das Liebertische Haus, also auch diese versäumten wir nicht zu sehen.

Das

Das Gemäldekabinet ist nicht gros, aber ziemlich ausgesucht. Ein paar Stücke von **Rubens** und eines von **Kopezky** sind die vorzüglichsten und die einzigen von grosen und berühmten Meistern, ein paar Winterstücke, ein alter Mann und Frau und ein Fruchtstück von unbekannten Meistern sind ebenfalls vortreflich. — Das Liebertische Haus ist seiner Gröse, guten Geschmack in der Bauart, und innern Auszierung wegen sehenswürdig. Die obere Etage bewohnt Herr von Liebert, sie ist, den Saal ausgenommen, wie die untere Etage. Einige Nebenzimmer sind aufs kostbarste ausmeublirt, was aber die meiste Wirkung thut, ist eine Suite von 16 Zimmern durch die man hindurchsehen kann. Das allermerkwürdigste ist aber der sehr grose, hohe und prächtig ausmeublirte Saal; er ist königlich verziert, nur beinahe, nach allgemeinem Augspurger Geschmack, mit Verzierungen überladen; der **Plafond** ist von **Guglielmi** gemalet, die Seitenwände und Fenster mit erhabenem kostbar vergoldetem Schnizwerk verziert. Es sind darinnen 9 gläserne Lustres, 18 grose schön vergoldete Spiegel, 10 Kanapees mit rothem Seidenstoff überzogen und die Gestelle auch stark vergoldet, und unten und oben Camine, und 365 aufs geschmakvollste angebrachte Wandleuchter.

Da wir endlich den Mann erfahren hatten,

welcher

welcher die ledernen, vergoldeten Waldrappen macht, so giengen wir hin und besahen seinen Vorrath, weil aber nicht gearbeitet wurde, so behielten wir es uns vor, bei der Retour von München noch einmal bei ihm einzusprechen.

Augsburg gehört unter die grosen, ziemlich volkreichen und schön gebauten Städte. Die Domherren, Patrizier und reichen Kaufleute bewohnen grösstentheils schöne Palläste. Nicht nur das Aeusere der Häuser fällt gut ins Auge, sondern es ist auch ihr Inneres schön, reinlich und bequem eingerichtet; nur ist das Aeusere öfters mit Verzierungen von Stukkaturarbeit und Gemälden zu sehr überladen. Auch sind viele Häuser mit zu grellen, das Auge beleidigenden Farben, als grün, gelb, blau, angestrichen. Die Hauptstrasen sind breit, und laufen ziemlich in gerader Linie. Die besten Pläze sind der Korn- und Weinmarkt, wo auch die schönsten Häuser stehen. Die Stadt hat 3 = 4 Springbrunnen, mit bronzenen, gut gearbeiteten Figuren besezt; s. die Beschr. von Augsburg. Die Kirchen, besonders die katholischen, obgleich alt, sind doch dem äusern nach gut gebauet, und inwendig auf das kostbarste und prächtigste ausgezieret. — Die Stadt verliert viel, daß der Bischof, welches iezt der Kurfürst von Trier ist, nicht hier oder

in Dillingen residiret: er soll es zwar nach päbstlicher Verordnung von 3 Jahren zu 3 Jahren thun, allein es geschieht nicht.

Der Handel der Stadt hat zwar, gegen ehemals, sehr abgenommen, doch ist hier noch weit mehr Gewerbe und Nahrung, als in Nürnberg. Ihre Handlung erstrekt sich hauptsächlich nach Italien, und auch noch, auf besondere kaiserliche Konzession, ins Oesterreichische; die Wechselgeschäfte sind ein Hauptzweig desselben. — Das Patriziat hat nicht so viele Vorrechte, als in Nürnberg; der Bürger muß zwar auch sein Vermögen angeben, und wird darnach beschazt, aber er darf es nicht eidlich thun — also kann sich ieder schonen. Die Stadt hat zwar auch Schulden, aber keine so beträchtlichen, wie einige andere Reichsstädte. Die Patrizier sind auch hier Patrizier! Die Polizeyanstalten sind gut; die Strasen werden reinlich gehalten, und die Feueranstalten sind so würksam, daß man kein Beyspiel hat, daß ein Haus ganz abgebrannt wäre. Die Katholiken und Lutheraner leben ganz verträglich, doch sind sie auf ihre Rechte sehr eifersüchtig. Die Kontroverspredigten wurden ohnlängst verbotten. Der berühmte Merz ist halb blind, und hat seit 1 Jahr resignirt. Die Stadt selbst hat auserhalb keine Besizungen, sondern

das

das Gebiet ringsumher ist bischöflich und gräflich Fuggerisch. Durch eine Wasserkunst, der Wasserthurm genannt, wird in iedes Haus, durch besondere Röhren, das Wasser geführt. Die Lebensmittel sind ziemlich theuer, selbst Bier, Fleisch ꝛc. Die Passage ist stark, und 4=5 Gasthöfe sehr gut eingerichtet.

Sowol Manns= als Weibspersonen sind im Durchschnitt eher häßlich, als schön, und die reichsstädtische Tracht, besonders die geschmacklosen, goldenen Weiberhauben, tragen noch mehr zur Entstellung ihrer Gesichtszüge und Figuren bei. Die Nazion selbst aber ist höflich und gutmüthig, und die Sprache nicht so rauh, als in Unterschwaben.

München.

Weil wir in Augsburg das vorzüglichste Sehenswürdige gesehen hatten, aber noch Briefe abwarten mußten, so wendeten wir noch einige Tage zu einer kleinen Reise nach **München** an.

Diese Stadt ist nur 9 kleine Meilen von Augsburg entfernt. Wir reißten den Pfingstmontag früh um 5 1/2 Uhr aus, und waren schon vor 12 Uhr in München, also 18 Stunden in 6 gefahren. Die Weege sind auch im baierischen vortreflich, und weil unser Wirth den Tag vorher einen Laufzettel vorausgeschickt hatte, so fanden wir auf allen Stationen die Pferde zum Anspannen bereit; aber der Staub von den Kalksteinen, womit die Chaussee gemacht ist, war auserordentlich stark und flüchtig. Wir stiegen im schwarzen Adler, bei Albert, ab, wo wir recht gute Bewirthung fanden. Das Essen war gut bereitet, aber fast nirgends habe ich gefunden, daß an einem so

zahl=

zahlreichen Tisch so wenig gesprochen wurde, als hier. War es Furcht von politischen Dingen zu sprechen, oder war es Mangel an Stof? oder sprechen die Baiern nicht gerne? der Aufenthalt war zu kurz, um etwas darüber entscheiden zu können. Nach Tische liesen wir uns in der Stadt und im Hofgarten, wo eine grose Menge Menschen spazieren gieng, herumführen. Es ist ein gedrucktes Verbot angeschlagen, daß Niemand, selbst vor dem Churfürsten nicht, den Hut abziehen soll, um ganz ungenirt hier seyn zu können.

Um 5 Uhr begleitete uns Herr Albert in die Akademie oder Hofmusik, welche in einem grosen Saal des Schlosses gehalten wird. Se. churfürstliche Durchlaucht waren selbst zugegen, und der sogenannte Zirkel bestand aus mehr als 100 der ansehnlichsten Standespersonen, worunter sich auch der päbstliche Nuntius — der nicht so ausgezeichnet, als man es vermuthet hatte, ist aufgenommen worden, befand. Das Orchester war 50=60 Personen stark, und einige der vortreflichsten Virtuosen und Sänger liesen sich abwechselnd hören; aber zu bedauren war es, daß so wenige von der hohen Gesellschaft darauf Acht hatten, sondern ihre ganze Aufmerksamkeit am Spieltisch, auf Karten und Geld wendeten. Gegen 9 Uhr hatte die Akademie ein Ende.

Dienstags den 6. Jun. früh um 8 Uhr fuhren wir nach Nymphenburg ab, welches eine gute Stunde von München entfernt ist. Wir besichtigten das schön gebaute und weitläuftige Lustschlos, in dessen Innern wir aber doch grösstentheils mehr Pracht als Geschmack fanden. Chinesische Tapeten und Porzellan sind hier im Ueberfluß; die schönen Gemälde, die ehemals hier waren, sind alle in die Bildergallerie zu München gebracht; man zeigte uns einen Tisch, dessen Platte aus schönen, kostbaren und grosen Steinen à la mosaïque zusammengesezt ist, und 40,000 fl. gekostet haben soll. Das schönste und geschmackvollste im ganzen Schloß ist ein groser Saal, der erst in den 70iger Jahren ausgeziert und ausgemalt worden war. Die Stukkaturarbeit ist eine der zierlichsten und kostbarsten, die ich ie gesehen habe; sie und die Malerei scheinen hier mit einander gewetteifert zu haben. Der Plafond und die Seitengemälde sind in einem grosen und edlen Stil gearbeitet, und der Maler hat die Gröse seiner Figuren mit der Höhe und Gröse des Saals in ein richtiges Verhältniß zu sezen gewußt. Besonders ein Stück an der Decke ist bemerkens- und bewundernswerth, es ist ein Fuchs der einen Fasanen zwischen den Zähnen hält. Des Fasanen Kopf und Hals hängen von der Decke in die Luft herab, und diese beiden Theile sind von Stukka-

tur,

tur, aber übermalet; das Hintertheil des Fasans ist blos an die Decke gemalt, aber so täuschend, daß man nicht unterscheiden kann, ob dies auch Stukkatur ist. Der Fuchs ist ganz gemalt, nur die Nase ist Stukkatur, aber ebenfalls so künstlich, daß man sie für gemalt hält. Die Vergoldung ist schön und der Saal damit nicht überladen. In einem andern Zimmer ist ein Caminstück von Porzellan aus Paris mit niedlichen Figuren, welches 20,000 fl. gekostet haben soll.

Von der Hinterseite des Schlosses sieht man in den Garten, und von der Mitte desselben kann man die ganze Länge des Gartens übersehen. — Der Garten selbst hält eine gute Stunde im Umfang, und es ist Schade, daß er nicht im englischen Geschmack angelegt ist. Den grösten Theil nehmen lange und breite, mit schönen, grosen Bäumen besezte, Alleen ein, die aber unendlich ermüden, weil ihrer zu viele sind. Das schönste sind die Lusthäuser, die den Namen kleiner Schlösser verdienen, im modernsten Geschmack gebaut, kostbar und artig meublirt; sie heisen **Amoeneburg**, **Badeburg**, **Pagodenburg** und die **Eremitage**. Künstliche Springwasser sind in Menge angebracht: die Cascade nimmt sich vortreflich aus, und die Vexierwasser mögen manchen Spaß veranlassen. Wir sahen auch die

Wasserthürme, und der Aufseher sezte das Triebwerk uns zu Gefallen in Bewegung, um uns den Mechanismus desto begreiflicher zu machen. Ein Mühlrad treibt ein dreifaches Druckwerk, wodurch das Wasser in dicken Röhren bis oben hinauf in den Kessel, von welchem die Hauptwerke mit Wasser versehen werden, getrieben wird. Ein Irrgarten und Fasanerie vermehren endlich noch die Manichfaltigkeiten — und wir hatten genug zu thun, in 2 Stunden mit allem fertig zu werden.

Den Nachmittag liesen wir uns in der Münchner Residenz herumführen. Wir fanden grose und kostbar verzierte Zimmer, aber wenige so eingerichtet, wie es der Bequemlichkeit und dem heutigen, simpeln Geschmack nach seyn sollte. Verschiedene schöne Stücke von berühmten Meistern, z. B. Rubens, von Dyk ꝛc., waren in unsern Augen der entzückendste Schmuck: und haben wir iemals eine Summe Geldes, als übelangelegt, bedauert, so sind es die 300,000, oder, wie andere sagen, 500,000 fl., welche das berühmte Paradebette gekostet haben soll; Vorhänge, Decken, Spaliere, Einfassungen ꝛc., alles ist schwer mit Gold gestikt; die Decke oder Matraze ist so schwer von Gold, daß ich ein hohes Brautpaar, welches darunter schlafen müste, be-

dauern

dauern würde. Das sämtliche Gewicht des daran angebrachten Goldes und der Seide soll 24 Centner betragen. Kostbar ist das Cabinet der Miniaturgemälde; aber es gieng uns auch hier, wie mit so vielen andern sehenswürdigen und kostbaren Dingen, theils hat man nicht so viel Zeit, sie genau zu betrachten oder zu studieren, theils eilen die Aufseher, denen es alltäglich ist, zu sehr, theils wird man selbst, wenn man den lieben langen Tag nichts als gegukt hat, des Guckens herzlich müde. Man möchte sich 8 Tage Muse zu ihrer Besichtigung wünschen. Ein Stück über dem Camin, die Schöpfung, soll 14000 fl. gekostet haben. Zimmer mit chinesischen Tapeten sind häufig: einige sind mit Mosaik ausgelegt, und darunter ist dasienige das merkwürdigste, welches der Pabst während seines Aufenthalts in München bewohnt hat. Die zwei kostbarsten Stücke in der Residenz sind: die Kapelle und das Antiquarium. Die Wände und das Pflaster der Kapelle sind mit Mosaik ausgelegt, und edle Steine, als Jaspis, Porphür, feiner Marmor, Lapis Lazuli, Amethist ꝛc. dazu in grosen Stücken verwendet. Der Altar ist reichlich mit goldenen und silbernen Figuren und Geräthschaften, deren viele noch überdies mit Perlen besezt sind, versehen. Das allerkostbarste aber sind die Gefäse, worinnen verfaulte Knochen,

Häute und Lumpen von Heiligen, Reliquien genannt, aufbewahret werden; sie sind fast alle von geschmolzenem Golde und aufs reichlichste mit Perlen und Edelsteinen von ansehnlicher Grösse garniert. Alles, wohin man nur sieht, ist von Gold oder Silber, Edelsteinen, Sammet und Seide. Der iezige Kurfürst hat die Kapelle nach einem mäsigen Anschlag für 2,000,000 fl. übernommen, und die Juden sollen schon 8,000,000 dafür geboten haben. Das Antiquarium ist ein groser Saal, der eine reiche Sammlung vieler römischen und altdeutschen Kunstwerke enthält. Büsten von Kaisern, Urnen, Rüstungen und allerlei andere alte Mobilien sind hier in Menge und guter Ordnung aufgestellt. Kenner schäzen den Werth dieses Saals auf Millionen. Wir bedauerten nur, daß wir wegen Mangel der Zeit so flüchtig durcheilen mußten. — Um 5 1/2 Uhr giengen wir in die Comödie, wo das Stück Verstand und Leichtsinn recht gut vorgestellt wurde; doch aber nicht so meisterhaft gespielt, wie in Mannheim. Se. churfürstliche Durchlaucht waren auch anwesend, und wurden eben so sehr durch den blinden Feuerlermen erschreckt, als das zuschauende Publikum. Ein betrunkener Kerl fiel nemlich über die Bank herab; das Gerumpel, welches dadurch entstand, machte einigen Schrecken und auf einmal wurde Feuer gerufen. Nun

stürzte eines über das andere. Die Frauenzimmer blieben mit ihren langen Kleidern an Bänken und Sporen hängen und fielen; das Gedränge und die Verwirrung waren gleich stark; wir liesen uns aber nicht so sehr alteriren, und merkten alsobald, daß es ein blinder Lerm war. Als lezteres bekannt wurde, kam alles wieder zurück und das Stück wurde glücklich vollendet.

Mitwochs den 7 Jun. Morgens giengen wir in die Gemäldegallerie. Es ist ein ganz neues Gebäude dazu aufgeführet worden, welches aus 7 grosen Sälen besteht, in welchen die Gemälde nach den Schulen aufgehängt sind. Kennern braucht man nur zu sagen, daß die beßten Stücke von Raphael, Michel Angelo, Rubens, von Dyck, den 3 Breugels von der Werft, Rembrand, Mignon, Albrecht Dürrer, ꝛc. hier anzutreffen sind, und sie werden es begreiflich finden, daß wir einige Stunden hier mit Wonne und Vergnügen weilen konnten. — Auser den Gemälden sieht man daselbst noch eine grose künstliche und kostbare Uhr, von einem Münchner Künstler, die mit 14000 fl. bezahlt worden ist; und eine Abbildung der berühmten troianischen Säule, von eben dem Marmor und den andern Steinarten wie das Original, recht delicat gearbeitet, und die Hieroglyphen davon sind von gediegenem

Gold

Gold aufgeschmelzt. Der Kurfürst soll es Niemand gesagt haben, wie viel sie ihm gekostet habe. Also wahrscheinlich eine grose Summe. — Von da durchgiengen wir einige der Hauptstrafen der Stadt, und dann in die haute-lice-Fabrik.

Eigen ist es freilich, wie Nicolai auch schon bemerkt hat, daß das Fabrikarme Bayern, welches seine Einwohner nicht-einmal mit inländischen Strümpfen ganz versehen kann, mit so hohen Dingen, als haute-lice-Porzellanfabriken ꝛc. — den Anfang zur Industrie macht. Bei Hrn. Chedillon, einem Franzosen, der dem Kurfürsten schweres Geld kostet, sahen wir die Art der Verfertigung dieser kostbaren Tapeten. Der Aufzug ist wie bei dem gemeinen Weber, nur ist seine Stellung senkrecht, so wie bei ienem Horizontal, und bestehet aus dicken Fäden von feiner englischer Wolle; in diesen Aufzug werden nun genau nach dem vorhabenden Gemälde die Figuren mit Seide, nachdem vorher ein Contour auf den Aufzug ist gemacht worden, eingewürkt, und die Fäden mit einem knöchernen Kamm aneinander geschoben und angedrükt, und darinnen besteht die würklich grose Kunst: der Künstler hat nemlich eine grose Menge von Spindeln, die mit Seide von allen möglichen Schattirungen

gen aller Farben umwickelt sind, neben sich lie-
gen, und ie nachdem das vorhabende Gemälde,
welches er nachbildet, eine Farbe erfordert, sucht
er sie sich aus, und weis sogleich den neuen Fa-
den so geschickt anzuknüpfen, daß man es in den
Figuren gar nicht bemerkt, daß er eine andere
Farbe angeknüpft hat. Es erregt würklich Er-
staunen, wie man ein Gemälde so genau und
fein in Fäden nachbilden kann — und um das
Ganze recht zu schildern, muß man im eigent-
lichsten Verstande sagen, daß es eine gewebte
Malerei ist. — Das kostbare dieser Fabriken
bestehet darinnen, daß 1) die Arbeit äuserst lang-
sam gehet, und ein Mann mehrere Jahre zu ei-
nem grosen Stück nöthig hat, weil die Arbeit
wirklich Anstrengung erfordert, und im Winter
nur wenige Stunden daran kann gearbeitet wer-
den. 2) Daß die zum Weben erforderliche Sei-
de so kostbar ist, und die Kostbarkeit bestehet da-
rinnen, daß man sie von allen möglichen Schat-
tirungen haben muß. Der Künstler hat uns von
einer einzigen Farbe 20 Schattirungen in un-
endlich kleiner Verschiedenheit und unmerklicher
Annäherung an andere Farben gezeigt, und er
versichert, daß es äuserst schwer halte, sie zu be-
kommen, denn aus Frankreich läst man sie aus
Neid nicht auspassiren, und in Teutschland ver-
steht man die feine Färberei noch nicht so gut.

Wir

Wir haben einen Vorrath Seiden von mehrern 1000 fl. bei ihm gesehen. In der kurfürstlichen Residenz sind schon verschiedene Stücke statt Tapeten in den Zimmern angebracht; davon ein einziges, etwa so gros, wie ein groses Gemälde, auf 5=6000 fl. zu stehen kommt. Wahr aber ist's, man staunt ob einem solchen Werk von Menschenhänden! Die Hauptbestandtheile sind also feine Wolle, und der Eintrag ist Seide, und das Arbeiten selbst hat einige Aehnlichkeit mit dem Stricken und Weben.

Den Nachmittag liesen wir uns die Bibliothek zeigen, sie besteht aus der ehemaligen Hofbibliothek und der der Jesuiten, und hat 60=70,000 Bände. Gewundert habe ich mich, daß ziemlich viel neue — selbst Bücher der Protestanten, da waren, ia selbst Bayle, der in Ingolstadt so viel Spuck erregt hat. Die Zahl der Manuscripte ist sehr gros, aber ich habe kein einziges altes von Werth gesehen. Auch hier ist viel Kostbarkeit; prächtig ausgemalte und geschriebene und kostbar eingebundene Bücher, eine gute Zahl mit Gold und Silber dick beschlagen und mit edlen Steinen besezt. Darauf besahen wir zulezt die Akademiegebäude, den Saal wo die Herren Akademiker sizen, ihr Naturalien= und Münzkabinet, Maschinenkammer und die gipsenen Statüen, die

den Bildhauern zum Muster dienen. Des Abends besuchten wir das Theater noch einmal, wo Gianetta Montaldi und ein vortreffliches Ballet, der erste Schiffer, gegeben wurde. Musik, Akteurs und Tänzer gehören mit unter die sehr guten in Teutschland!

Donnerstag Morgens um 5 Uhr verliesen wir diese Stadt. Westenrieders Beschreibung enthält ein weitläuftiges Detail von ihr. Die wenigen Bemerkungen, die sich bei unsern Beschäftigungen über Stadt und Einwohner sammeln liesen, mögen folgende seyn: Daß dieselbe grösstentheils schöne und gut gebaute Häuser, ohne übermäsige Verzierungen, auch einzele prächtige Paläste, habe; daß die Strasen breit, hell, reinlich und gut gepflastert sind; daß die Bevölkerung ungemein stark sey, indem in etwa 3000 Häusern über 40000 Menschen wohnen, daher auch beständig alle Strasen so volkreich sind, als kaum in andern Städten an Markttägen. Die wenigen gemeinen Leute, die wir haben kennen lernen, schienen uns allen dumm und unaufgeklärt, sie verstanden nicht einmal unser reines Teutsch. Die Vornehmen, die wir in unserm Gasthofe sahen, fanden wir äuserst untheilnehmend und gleichgültig gegen Fremde, welches wahrscheinlich ihrer Unwissenheit zuzuschreiben ist, so, daß wir

noch

noch an keinem Ort so wenig Unterhaltung gefunden haben; auch untereinander selbst sprachen sie sehr wenig. Der Hofgarten, der aus lauter Alleen von wilden Castanienbäumen besteht, zwischen welchen einige Fontainen angebracht sind, und der ringsum mit Arkaden umgeben ist, stehet iedermann offen.

Die Lebensmittel sind theuer, und die Klagen der Bayern selbst über die unthätige Regierung sind laut. Die Einwohner beiderlei Geschlechts sind besser gestaltet, als in Augsburg. Die Tracht der Bauren ist sehr ausgezeichnet. Die katholische Bigotterie scheint hier noch ihren eigentlichen Siz zu haben; denn die sinnlosen Prozessionen fiengen am Pfingstdienstag noch um 6 Uhr morgends an, und dauerten bis gegen Abend fort.

Wir kamen noch zum Mittagessen nach Augsburg, wo wir einige Briefe vorfanden; um uns theils von dem schrecklichen Staub zu erholen, theils unsere Briefe zu beantworten, und die Journale fortzusezen, /blieben wir noch bis Freitags den 9ten Jun. Mittags für uns, nahmen blos durch Billets Abschied, und sezten unsere Reise nach Ulm fort. Auch diesmal hatten wir wieder, denn es hatte seitdem nicht geregnet,

den schrecklichsten Staub auszustehen, passirten einige österreichische Städte, als: Burgau und Günzburg; fanden Weege und Posten gut, die Landschaft fruchtbar und wohl angebaut, bemerkten, daß die Bewohner Vorderösterreichs in Sprache und Kleidung das Mittel zwischen den Schwaben und Schweizern halten — und kamen um 10 Uhr Abends im angenehmsten Wetter nach Bezahlung eines starken Thorgelds in die Reichsstadt **Ulm.** — Von unserm Aufenthalt in dieser Stadt und unserer weitern Reise in die Schweiz im nächsten Stück.

Fortsezung der Beschreibung einer Reise aus Franken nach Sachsen an einen Freund in N.

Siehe des 1sten B. S. 133.

Die Sitten eines heutigen Jenensers machen freylich mit denen, die Zacharia seinem Renommisten andichtete, und wie sie uns noch von manchem Alten geschildert werden, einen gewaltigen Abstand. Man scheint nun auch hier von jenem unseeligen Wahn, der seine Verfechter so

oft bald lächerlich und bald verächtlich und nicht selten unglücklich machte, allmählig zurückgekommen zu seyn, daß es nemlich Ehre bringe, sich durch rauhe Sitten, durch eine unmäsige und ausschweifende Lebensart, durch Vernachlässigung des äuserlichen Wohlstandes, durch Aufrechthaltung der sogenannten akademischen Freiheit und andere renommistische Tugenden auszuzeichnen und man fängt an einzusehen, daß es ungleich ehrenvoller sei, sich durch ein gesittetes, regelmäsiges und wohlanständiges Betragen, das iedes Alter und ieden Stand und besonders den iungen Mann auf Akademien so gut kleidet, und einen weisen Gebrauch akademischer Freiheit keineswegs ausschließt, die Achtung und Zuneigung vernünftig denkender Personen zu erwerben. Ein Renommist nach altem Schlage würde daher izt sein Glück hier sehr schlecht machen. Es könnte vielleicht seyn, daß einige Wenige ihn auf kurze Zeit anstaunten, und um seine Freundschaft (in dem Sinne, wie gewöhnlich dies Wort auf Akademien genommen werden muß) sich bewürben, allein der besser denkende Theil würde ihn immer mit ganz andern Augen ansehen, und der weise Mann, der innern Gehalt von trügerischer Aussenseite zu unterscheiden, und dadurch den wahren Werth eines Mannes zu bestimmen gelernt hat, wird ohnedies bei dem Anblicke so vieler

Lächer-

Lächerlichkeiten eines mitleidvollen Lächelns sich nie leicht erwehren können. Ich will iedoch dabei keineswegs läugnen, daß es demungeachtet nicht nur noch einen und den andern gebe, der iene berüchtigten rohen Zeiten wieder zurückwünschte, auch wohl es an Versuchen, sie wieder einzuführen, nicht fehlen lasse, daß noch bisweilen in manchen Winkeln weise Freude durch bacchantisches Rasen verscheucht werde, und an die Stelle schuldloser Erholung trete, (strafbarer Genuß) ia daß selbst izt noch nicht selten Auftritte vorfallen, die einem gerade anwesenden Fremden eben nicht die vortheilhaftesten Begriffe von der gepriesenen Umänderung der Sitten auf dieser Universität beibringen möchten; allein dies gilt doch immer nur von dem ungleich geringern Theile und gehört mit unter die Anomalien, die wir in der moralischen Welt so häufig antreffen. Allgemein wenigstens, so wie in den vormaligen Zeiten, könnte eine solche Denk- und Handlungsart nach der iezigen Lage der Sachen hier wohl schwerlich wieder werden. Die Geseze, die hier nun strenger sind, als man gemeiniglich auswärts glaubt, sind der stärkste Damm gegen alle etwanigen Ausbrüche derselben; auch denkt, wie gesagt, bereits der gröfere Theil der hier Studirenden anders; ia man scheint sogar schon wieder in ein anderes Extrem zu verfallen, und statt

der abgelegten Rauheit des Betragens eine gewisse Weichlichkeit anzunehmen, die, wenn sie weiter einreissen, und einen höhern Grad erreichen sollte, ebenfalls bedenkliche Folgen haben dürfte. Schon wendet mancher auf gewisse Kleinigkeiten mehr Sorgfalt, als der Würde eines männlichen Karakters ziemt, und vielleicht hören wir nun bald, daß ein Jenenser sich eben so niedlich puzen und einer Dame mit eben so vielem Anstand die Hand küssen kann, als irgend ein in diesen edlen Künsten vollendeter Stuzer. Ein alter Jenenser, so wie wir ihn uns gewöhnlich denken, dessen Sache so was freilich nicht war, müste neben einem solchen ausgearteten Nachkömmling allerdings einen sehr sonderbaren Kontrast machen. Ich überlasse es aber Ihrer eigenen Phantasie, mein Bester, sich das Bild von Beiden zu entwerfen und auszumalen. An Originalen dazu wird es Ihnen vermuthlich so wenig als mir fehlen. Indessen im Vorbeigehen nur ein paar Worte von diesen sonderbaren Geschöpfen, die iedoch, dem Himmel sei Dank, nicht so gar häufig unter uns anzutreffen sind, als mancher, der gegen sie zu Felde ziehet, sich vielleicht einbildet.

Ich kenne kein lächerlicheres, als einen Renommisten, aber auch kein verächtlicheres, als

einen

einen Stuzer. Beider Zweck ist an sich nicht zu tadeln. Der eine will gefürchtet seyn, der andere gefallen. Aber um dazu zu gelangen, wird der eine ein Wilder und der andere ein Weib. Als ob es keinen Mittelweg gäbe, der weit sicherer und geschwinder zu diesem Ziele führte; oder vielmehr, als ob nicht gewöhnlich gerade dieser Weg am ersten von dem genannten Ziele abführte? Sollte ich indessen zwischen den beiden seltsamen Karakteren wählen, so würde ich mich doch noch eher für erstern als für leztern erklären. Jener hat doch Kraft, und fehlt blos in zweckwidriger Anwendung derselben, dieser hingegen macht sich ein Verdienst daraus, überhaupt keine zu haben, oder, wenn er ia welche hat, sie zu verläugnen.

Der Jenaische Boden schien freylich iener Gattung moralischer Auswüchse bisher immer günstiger gewesen zu seyn, als dieser, und, alles genau erwogen, sollte man auch wirklich denken, daß, wenn ia Uebertreibung hier zu finden seyn sollte, iene immer besser als diese hier gedeihen würde, indessen wollen wir zur Ehre unsers Zeitalters und zum Besten dieser Universität hoffen (und ich dächte, aus guten Gründen könnten wir dies auch), daß weder die eine, noch die andere iemals mehr in einem hohen Grade hier statt

haben werde. Die den hiesigen Studierenden so oft, und bisweilen wohl nicht ganz mit Unrecht, vorgeworfne rauhe Lebensart wird wenigstens nicht leicht ie wieder den hohen Grad hier erreichen, den sie, wie wir wissen, in vorigen Zeiten dann und wann erreicht hatte. Ausserdem daß die Zeiten sich geändert, und auch auf dieser Universität bereits ein anständigeres Betragen eingeführt haben, scheint man auch besonders von Seiten der Regierung und Universitätsverwaltung auf diesen Umstand seit einiger Zeit vorzüglich Rücksicht zu nehmen. Ein Beweis hievon sind die vielen Verordnungen und Anstalten, welche seit kurzem (in Hinsicht der Sittenverbesserung der Studierenden) bekannt gemacht und getroffen worden. So wurde unter andern erst im verwichenen Jahre durch eine ausdrücklich deswegen niedergesezte (aus einigen hiesigen Professoren bestehende und auch in der Folge noch fortdauernde) herzogliche Kommission den Landsmannschaften, diesen so lächerlichen und schädlichen Verbindungen, die dem guten Rufe der Universität bisher immer so nachtheilig gewesen waren, und die, so viele Versuche man auch gemacht hatte, doch immer noch nicht ganz getrennt werden konnten, nach einer kurzen Untersuchung, bey der die schuldig Befundenen ungemein nachsichtsvoll behandelt wurden, ein Ende gemacht;

und

und seitdem ist's auch hier ganz stille davon: doch mag freylich immer noch einige Zeit dazu gehören, ehe das in geheim doch wohl immer noch (wiewohl nur schwach) fortwirkende Uebel aus dem Grunde wird gehoben werden können. Indessen ist freylich allemal schon viel gewonnen, wenn nur erst durch Furcht vor gesezlichen Ahndungen alles Aeuserliche, von dem man auf die Existenz einer solchen geheimen, gesezwidrigen Verbindung schliesen könnte, unterdrückt wird. Auch gegen die nicht minder thörichten und dem Wohl einer Universität ebenfalls sehr nachtheiligen Ordensverbindungen wurden zu verschiedenen malen mit nicht ganz unglücklichem Erfolge Verordnungen erlassen und Untersuchungen angestellt. Doch scheint diese Art von Verbindung, die hauptsächlich von einer benachbarten Universität, wo sie, so wie auch auf einigen andern teutschen Universitäten, troz des Verbotes, noch ziemlich gewöhnlich ist, hieher gebracht worden, bey weitem noch nicht auf so enge Gränzen, als iene, (von der sie im Grunde nicht sehr verschieden ist, und auch seit einiger Zeit fast an ihre Stelle treten zu wollen scheint) zurückgebracht zu seyn; wiewohl sich freylich die Mitglieder derselben ebenfalls sorgfältig in Acht nehmen, sich durch irgend etwas zu verrathen. Es ist leicht abzusehen, welche Vortheile für die Universität daraus ent-

springen würden, wenn durch zweckmäsige Veranstaltungen oder durch irgend einen glücklichen Zufall alle dergleichen strafbare Verbindungen vollends gänzlich ihre Endschaft erreichten. Wie vielen Unordnungen, besonders wie vielen Anlässen zu Verdrüßlichkeiten, die doch gewöhnlich immer damit verbunden sind, würde nicht dadurch vorgebeugt werden! Wirklich findet man auch, daß, seitdem den gedachten Verbindungen mit so gutem Erfolge entgegengearbeitet worden, Duelle, um derentwillen Jena von ieher so berüchtigt war, nun schon ungleich seltener hier sind, als nur noch vor einigen Jahren, wo besonders das Landsmannschaftliche Unwesen noch ziemlich weit getrieben wurde, und wo öfters kaum ein Tag vergangen seyn soll, an dem nicht welche, und zwar mehrentheils unter den Mitgliedern der verschiedenen Landsmannschaften selbst, vorfielen. Und fallen ja auch noch gegenwärtig dann und wann welche vor (denn ungeachtet der wiederholten strengen Verbote und Ahndungen, hat doch diese barbarische Sitte, dies Ueberbleibsel aus dem rohen Mittelalter, bisher hier so wenig als anderwärts gänzlich können ausgerottet werden; man müste dies auch wohl, wenn es iemals möglich seyn sollte, mehr von den Studierenden selbst, als von den Gesezen und den auf ihre Uebertretung gesezten Strafen hof-

fen)

fen), so geschieht dies fast immer nur von ehemaligen oder noch gegenwärtigen Mitgliedern solcher geheimen Verbindungen, oder sonst von einigen **Wenigen**, die sich weiter durch nichts rühmlicheres auszuzeichnen wissen; der ungleich gröfere Theil denkt von diesem unsinnigen Gebrauch, der zwar izt mehrentheils nur Spielerei ist, aber doch nicht selten auch sehr ernsthafte Folgen hat *) — sie wenigstens immer haben **kann**, bereits ebenfalls ganz anders. —

Sie sehen aus dem bisherigen, mein Bester, und werden es auch noch aus dem folgenden bemerken, daß ein Fremder, auch bey einem nicht allzulangen Aufenthalt auf dieser Universität, immer noch durch eines und das andere erinnert werden könne, daß er sich in Jena befinde; allein bey dem allen hat sich doch, besonders was den Ton der Studierenden betrift, in Vergleichung mit den vormaligen Zeiten, so vieles geändert, daß ich glaube, wenn einer unserer Alten, der seine akademische Laufbahn hier durchwandert hatte, oder auch nur einer, der etwa vor zehn Jahren hier studierte, wieder hieher käme, er sich schwerlich in dieser Rücksicht sogleich

*) Erst im J. 1784. wurde ein hier studierender Curländer, N. Beander, ein trauriges Opfer desselben.

wieder zurechte finden würde; und ich bin überzeugt, daß nunmehr Eltern ihre Söhne mit weit weniger Besorgnissen hieher, als auf manche andere Universität, schicken können. Der in vorigen Zeiten an den Neuangekommenen oft mit vieler Grausamkeit ausgeübte **Pennalismus** existirt izt kaum mehr dem Namen nach, und ein Neuankommender wird, wenn er nicht selbst schon Neigung zu Ausschweifungen mitbringt, nicht leicht Gefahr laufen, vorsäzlich darein verwickelt zu werden. Selbst die Leichtigkeit, mit der er sich hier Freunde und Bekannte machen kann, wird ihm, wenn er bey der Wahl derselben und bey seinem Betragen überhaupt nur einigermassen klug zu verfahren weis, mehr vortheilhaft als schädlich seyn.

Man hat den Jenaischen Studenten manches als Beweis eines rauhern Betragens angerechnet, was es doch in der That nicht ist. So wurde unter andern schon das Auge und das Ohr manches Fremden beleidiget, wenn ienes die Studenten während der Vorlesungen die Hüte aufbehalten sah, oder dies zu Anfange, am Schluß, oder auch wohl während derselben durch ein allgemeines Stampfen mit den Füßen Freude oder Beyfall über den Auftritt oder Vortrag des Docenten ausdrücken hörte. In beyden Fällen, die

für

für mehrere Beyspiele der Art gelten mögen, trift sie, wie mich dünkt, der Vorwurf einer Ungesittetheit nicht mit Recht. Wo soll bey der grosen Menge der Zuhörer, die meistentheils gedrängt beysammen sizen, Plaz genug zur Ablegung der Hüte herkommen? Würde dies nicht, da gewöhnlich alle Kollegia in Privathörsälen gelesen werden, die denn freylich nicht so geräumig, als etwa in öffentlichen hiezu bestimmten Gebäuden, angelegt seyn können, mit vielen Unbequemlichkeiten verbunden seyn? Und warum sollte denn auch das sehr willkührlich eingeführte Zeichen, indem wir dem andern durch Entblösung des Hauptes unsere Ehrerbietung bezeigen, überall gleich bedeutend seyn müssen? Giebt es nicht Gegenden und Orte genug, wo es gar nicht als Mangel guter Lebensart ausgelegt wird, den Hut nicht vor iedem, der einem auf der Strase begegnet, abzunehmen, da hingegen an andern Orten dies eine Todsünde gegen den Wohlstand seyn würde? Es heist auch hier: ländlich, sittlich. Wie manches, was im Anfange etwas auffällt, wird man nicht bald so sehr gewohnt, daß man am Ende kaum mehr daran denkt, daß etwas unschickliches damit verbunden sey! In diesem Falle mögen sich wohl iezt die mehresten von fremden Orten hergekommenen Professoren und Studirende, für welche diese Sitte anfangs et-

was auffallendes mochte gehabt haben, befinden. Es läßt sich auch diese kleine Unterlassungssünde um so eher entschuldigen, da ein so guter Grund dazu vorhanden ist; denn daß sie nicht auch auf= fer den Kollegien begangen, und daß iedesmal beym Auftritt und Weggehen des Docenten der Hut mit einer Verbeugung abgenommen werde, bedarf wohl kaum eines Erinnerns. Zudem gilt das Aufbehalten der Hüte auch nur von den gro= sen immer sehr stark besezten Hörsälen, in andern, wo nur eine geringe Anzahl Zuhörer und sonst noch Raum genug übrig ist, fällt es ohnedies mei= stentheils weg. Und was das Pochen betrift, (das freylich bisweilen so stark ist, daß man darauf vorbereitet oder schon daran gewöhnt seyn muß, wenn man nicht sehr dadurch überrascht und inkommodirt werden soll, und das man fast noch für ein Ueberbleibsel von iener Sitte unse= rer alten Deutschen halten möchte, vermöge der sie durch Zusammenschlagen der Waffen und Stampfen mit den Füßen und überhaupt durch ein starkes Geräusch ihren Beyfall zu erkennen gegeben haben *), so ist wohl wahr, daß man= ches delicate Ohr ziemlich dadurch belästiget werden könne; allein da die Absicht mehrentheils so gut ist, in= dem dadurch Freude über den Anblick eines geliebten

Leh=

*) Tacit. Histor. V. 17. und Germ. II.

Lehrers und Beyfall an seinem Vortrag ausgedrückt werden soll, da es so selten geschieht, gewöhnlich nur bey Eröfnung und Schluß der halbjährigen Vorlesungen, und während des halben Jahres nur bey besonderen Veranlassungen, und da es sogleich unterbleibt, wenn ein Docent auf irgend eine Art sein Misfallen daran äusert: so sehe ich nicht ab, warum dieser lebhafte Ausdruck des Affekts so sehr zu tadeln seyn sollte. Und wenn es auch hiebey bisweilen etwas zu laut zugienge, so geht es dafür bey andern Gelegenheiten, wo man es weniger erwarten sollte, um so stiller zu. So ist es z. B. vor Anfange der Kollegien, gesezt auch, es wären noch so viele Zuhörer da, gewöhnlich ganz stille; man spricht fast gar nichts, oder doch nur leise, und nur selten wird diese allgemeine Stille durch ein bischen Scharren, wenn sich etwa einer der Mitzuhörer durch irgend etwas vorzüglich auffallendes oder unschickliches auszeichnen, oder der Docent gar zu lange ausbleiben sollte, unterbrochen. Auch bey Tische und auf den mehresten Gasthöfen geht es gewöhnlich weit ordentlicher und ruhiger zu, als ich auf einigen andern Universitäten bemerkt habe. So fand ich auch an der **Kleidung** der Jenaischen Studenten bey weitem das auffallende nicht, das ich, nach der Beschreibung, die mir von Einigen davon gemacht worden war, und nach der

Erfah-

Erfahrung, die ich, was diesen Punkt betrift, auf andern Universitäten gemacht hatte, hätte erwarten sollen. Es konnte zwar nicht fehlen, daß mir nicht verschiedene vorkamen, die entweder in dem einen oder in dem andern zu viel thaten, und sich in meinen Augen bald durch übertriebenen Prunk lächerlich, und bald durch einen herabwürdigenden Aufzug verächtlich machten; bey den mehresten hingegen konnte ich bemerken, daß sie diese beyden Abwege glücklich zu vermeiden und sich ganz gut zu kleiden wissen; zwar etwas einfach, aber doch reinlich und anständig. Selbst die kleinen Lächerlichkeiten, mit denen sich auf einigen andern, zumal kleinern Akademien, mancher Neuangekommene, auch wohl mancher Alte, noch so viel zu brüsten weis, und wovon Hr. Nicolai vor 6 Jahren noch welche hier will bemerkt haben, z. B. die bunten Kokarden, übergrosen Hüte, hohen Federn, Kollette, ꝛc. sind entweder bereits längst hier abgekommen, oder waren überhaupt nie sehr gewöhnlich. Ich wenigstens habe keine mehr davon gesehen. Statt derselben sieht man etwa nur noch hin und wieder auf den Hüten, die freylich von ihrer vormaligen prodigiösen Grösse izt beynahe durchgängig ziemlich viel verlohren haben, schwarze Bandschleifen, schwarze oder weiße aufgenähete Federn, Reitiacken von verschiedenen

Far=

Farben, und zwar diese mehrentheils mit goldnen oder silbernen Epauletten versehen, die aber auch auf andern Kleidern, besonders Uniformen, getragen werden (doch sieht man von diesen, da sie eigentlich verboten sind, nicht sonderlich viele). Selbst die grosen Stiefeln, die vormals einen ächten Jenenser mit karakterisiren halfen, und oft so gros waren, daß mancher sie kaum erschleppen konnte, wurden nach und nach durch kompendiösere verdrängt, und schon vertreten bey Vielen zierliche **Bandschuhe**, in denen sich unsere iungen Herren zeither so wohl zu gefallen scheinen, die Stelle derselben. So sind auch die grosen **Raufdegen**, die ehedem, troz der wiederholten Mandate dagegen, so stark hier getragen wurden, und zu so vielen Händeln und Unordnungen Anlaß gaben, längst abgelegt worden, und man ist dessen nun schon so sehr gewohnt, daß wenn einer diese unbequeme und unnüze Art der Bewafnung izt wieder einführen wollte, er schwerlich, gesezt auch, es würde ihm nicht verboten, Nachfolger finden würde. Nur bey feyerlichen Auszügen und Begleitungen, die dann und wann noch gestattet werden, oder bey kleinen Reisen über Land werden bisweilen noch Degen oder sogenannte **Sieber** getragen, die aber nur von der Gröse der gewöhnlichen Officiersdegen sind. (Diese dienen daher gewöhnlich nur zum

Staa-

Staate; die eigentlichen Schläger, mit dreischneidigen Klingen, von blau angelaufnem Stahle, sind ungleich länger, laufen unten sehr spiz zu, und sind gewöhnlich mit Tellergrosen Stichblättern und weiten Handgriffen versehen: doch mögen diese fürchterlichen Dinger izt so ziemlich mehr Ruhe haben, als vormals, wo sie wenigstens der Gefahr einzurosten, wohl nicht leicht werden ausgesezt gewesen seyn. Man ficht übrigens in Jena gewöhnlich nur auf den Stoß, da es hingegen auf einigen benachbarten Universitäten mehrentheils auf den Hieb geht; doch war diese minder gefährliche Art, sich zu schlagen, in älteren Zeiten auch in Jena üblich.) Vor etlichen Jahren wollten einige, gereizt durch das Beyspiel einer benachbarten Universität, das Tragen hoher Federn auf den Hüten hier einführen; man fand aber von Seiten der Universität für gut, es zu untersagen; und seitdem unterblieb's auch. Erst neuerlich wurde zwar wieder ein kleiner Versuch deshalb gemacht, er lief aber ebenfalls fruchtlos ab. Und nun bedient sich dieses soldatischen Puzes nur noch dann und wann einer etwa bey einem kleinen Ritt über Land, oder wenn er sich sonst (auserhalb der Stadt) ein Burschikoseres Ansehen dadurch zu geben Lust hat. Bey Gelegenheit des Verbotes der Federbüsche wurden auch die offenen Hälse

und

und das Entblösen der Brust, womit manche einen grosen Misbrauch getrieben, und manches Auge dadurch geärgert hatten, nach dem Beyspiele anderer Universitäten, wo diese ärgerliche Sitte ebenfalls eingerissen war, verboten; und seitdem werden auch in diesem Stücke die Gränzen einer anständigen Bescheidenheit selten mehr überschritten. Vor ein paar Jahren wurde es unter den Studenten sehr gewöhnlich, sich das Haar rund abschneiden zu lassen, und es so, unbepudert und unparfumirt, ganz nach der Natur, zu tragen; manches iugendliche Gesicht mochte nun freylich sehr dadurch gewonnen, so wie hingegen manches andere wieder sehr verlohren haben; man ließ aber, zum Troste der ienaischen Friseurs, bald wieder damit nach, und nun hat daher diese Tracht, die auch in andern Gegenden Deutschlands Beyfall gefunden, mit dem Reize der Neuheit auch von ihrer Allgemeinheit hier sehr viel verlohren, und es müsten izt wohl mehr ökonomische oder physische Ursachen, oder auch wohl nur Caprice seyn, wodurch sich einer oder der andere noch bewegen ließe, etwa einen reichen Haarwuchs der Scheere Preis zu geben. Doch genug hievon. Sie sehen indessen, mein Theuerster, daß ich sowol die Kleidung der Jenaischen Studenten, als auch das sonstige Betragen derselben, wenigstens was die Beyspiele, die

ich davon angeführt habe, betrift, bey weitem nicht so auffallend und anstößig gefunden habe, als Beydes noch bisweilen von Manchem verschrieen wird. Eher als alles dies dürften wohl ausser den gewöhnlichen kleinen Untugenden, die die Studenten fast auf ieder Universität miteinander gemein haben, einige andere, die ich während meines Aufenthaltes in Jena bemerkt habe, z. B. das ziemlich freye und oft ärgerliche Betragen Mancher während des Gottesdienstes, der nächtliche Lärm, der, Troz der guten Aufsicht, noch bisweilen gehört wird; die grose Familiarität und Rauhigkeit, mit der Viele gegen Jenaische Bürger oder gegen andere auf irgend eine Art mit ihnen in Verbindung stehende gemeine Personen verfahren, und das natürlicher Weise daraus entstehende unziemende wechselseitige Betragen u. dgl. eine kleine Rüge verdienen. Doch gilt dies freylich ebenfalls nur von dem ungleich geringern Theile der hiesigen Studirenden. Einige andere kleine Flecken, die ich bey dieser Gelegenheit noch mit rügen könnte, gehören mit zu denienigen, die selbst aus dem Ideal einer gut eingerichteten Universität, so lange die Mitglieder derselben noch gewöhnliche Menschen seyn sollen, wohl nicht leicht ganz könnten vertilgt werden, und die daher der billig Denkende, zumal wenn sie, wie dies hier der Fall ist, nicht von sonderlich

lich wichtigem Einfluße sind, gerne über-sieht.

Von der Art und Weise, wie in Jena studirt wird, (z. B. von dem hier immer herrschender werdenden Fleiß, von der bisherigen Eingeschränktheit auf Brodstudia, von der aufkeimenden Lesebegierde ꝛc.) habe ich Ihnen schon oben etwas gesagt. Hier nur noch einiges wenige davon. Man schreibt gewöhnlich in den Kollegien nach. Ich finde dies, sobald es auf die rechte Art geschieht, und Worte von Sachen immer gehörig getrennt werden, ganz gut. In manchen Kollegien wenigstens ist diese Beyhülfe der Aufmerksamkeit und des Gedächtnisses kaum zu entbehren, besonders wird auch die Wiederholung eines Kollegiums, auf die ohne Zweifel noch mehr ankommt, als auf die Vorbereitung zu demselben, dadurch sehr oft nicht wenig erleichtert.

Da die Docenten mehrentheils einen freien Vortrag haben, und viele bey ihren Vorlesungen, besonders über die sogenannten Nebenwissenschaften, entweder gar kein Kompendium zu Grunde legen, oder sich doch nicht sehr daran binden, so ist auch um deswillen das Nachschreiben hier um so nothwendiger; es ist daher auch in den meisten Hörsälen für die dazu erforderlichen Bequem-

lichkeiten gesorgt ; und man ist dessen hier nun einmal so sehr gewohnt , daß man in einem Kollegium von irgend einiger Bedeutung selten einen sehen wird , der nicht vor sich sein Heft und in der Hand seine Feder habe. Daß indessen hiebei oft sehr zweckwidrig verfahren werde , so daß manche besser thäten , das Nachschreiben ganz zu unterlassen , als so ungeschikt dabei zu Werke zu gehen , darf ich Ihnen nicht erst sagen. So versteht sich auch von selbst , daß hier die nemlichen Fehler im Studiren begangen werden , die man wohl auch auf ieder andern Universität bemerken kann , z. B. , daß manche zu viele oder zu wenige Kollegia annehmen , oder bey der Wahl derselben einer verkehrten Ordnung folgen , oder , wenn sie auch in beydem nicht gefehlt haben sollten , ihre Kollegia doch nicht gehörig bearbeiten , u. s. w. Doch habe ich gefunden , daß die Kollegia im Ganzen hier gewissenhafter besucht und fleisiger bearbeitet werden , als auf mancher andern Universität , wo man sich gewöhnlich kein allzugroses Gewissen daraus zu machen scheint , mehrere Stunden eines Kollegiums auszusezen , oder dasselbe wohl gar geraume Zeit vor Verfluß des halben Jahres schon zu schliesen , oder wo man , gesezt , daß es auch ordentlich besucht würde , das seinige schon gethan zu haben glaubt , wenn man nur keine Stunde versäumt hat , ohne

zu bedenken, daß zur gründlichen Kenntniß einer Wissenschaft noch weit mehr gehöre, als blos einen, wenn auch noch so ausführlichen und guten, Vortrag darüber angehört zu haben. Man scheint überhaupt in Jena Kollegia vorzüglich zur Hauptsache beim Studiren zu machen, und es würde wenigstens in der äusern Einrichtung derselben der Fehler nicht gesucht werden müssen, wenn die Absicht, die gewöhnlich durch Kollegia erreicht werden soll und kann, hier nicht immer ganz erreicht werden sollte. Die mehresten Privatkollegia, besonders die vormittägigen, werden wöchentlich sechsmal gelesen, und da von ieder Stunde immer nur etliche Minuten abgerechnet werden dürfen, weil man, wegen der geringen Entfernung der Wohngebäude der Professoren voneinander, nicht lange braucht, um von einem Kollegium in das andere zu kommen, so sehen Sie leicht, wie viel dadurch für das halbe Jahr gewonnen wird, statt daß es auf verschiedenen andern Universitäten gewöhnlich ist, wöchentlich kaum vier- oder fünfmal zu lesen, und dann doch an ieder Stunde beynahe immer noch ein Viertelstündchen abzubrechen, wodurch freylich für das halbe Jahr manches Stündchen verlohren geht. So werden auch auf öffentliche Vorlesungen gewöhnlich zwo bis drey Stunden wöchentlich verwendet, da man anderwärts hiezu öfters kaum Eine rechnen darf.

Da ferner in Jena sowol im Sommer = als Winterhalbeniahre von früh Morgens bis spät Abends gelesen wird, da fast ieder Professor ein eigenes Pensum und zu demselben, besonders wenn es vorzüglich wichtig ist, mehrentheils schon eine festgesezte Stunde hat, und da bey der ziemlich beträchtlichen Anzahl der hier angestellten öffentlichen und Privatdocenten manches Pensum doch immer von mehr als Einem vorgetragen wird, so treten nicht nur selten Kollisionen ein, sondern ein Neuankommender kann sich auch sogleich einen Plan entwerfen, nach welchem er seine Studien während seines hiesigen Aufenthaltes einrichten will, ohne fürchten zu dürfen, der gehörigen Ordnung bey der Wahl seiner Kollegien in der Folge so viel vergeben zu müssen, als ers vielleicht auf einer andern, zumal kleinern, Universität müste, wo man öfters froh seyn muß, daß manches Kollegium nur zu Stande kommt, und daher manches sogleich im erstern Jahre hört, was erst in das leztere eigentlich gehört hätte.

Ferien sind gewöhnlich an Ostern und Michaelis, jedesmal zu drey bis vier Wochen, und ausserdem noch einige Tage an Weyhnachten und im Sommer; sonst aber fällt nicht leicht ein Tag aus; man würde daher bey der Zusammenrechnung der hiesigen Ferien mehr Mühe haben, ein

Vier=

Vierteljährchen herauszubringen, als anderwärts, wo man von den Anstrengungen des Geistes länger ausruhen zu müssen glaubt. Vor dem Eintritt der Herbst = und Frühlingsferien und zwar an einem bestimmten Tage, müssen eigentlich alle Kollegia geschlossen seyn: dadurch entstehen zwar bisweilen wegen des Verdoppelns oder auch wohl Triplirens der Kollegien gegen das Ende zu sowol für den Lehrer, als den Zuhörer, manche Unbequemlichkeiten, es wird aber dafür auf der andern Seite dem Nachtheil vorgebeugt, der daraus entstehen würde, wenn manche Kollegia weit in die Ferien oder auch in das folgende halbe Jahr hinein gelesen werden dürften, wobey natürlicher Weise immer ein groser Theil der Zuhörer, die entweder verreisen oder ganz abgehen, zu kurz kommen würde. Seit einiger Zeit scheint es auch gewöhnlich zu werden, selbst während der Ferien Vorlesungen zu halten. Wenigstens hat Hr. Hofrath Ulrich schon seit geraumer Zeit einen rühmlichen Anfang hiezu gemacht, und es wäre zu wünschen, daß er hierinnen recht viele Nachfolger bekommen möchte. Uebrigens scheint die Wohlfeile, die in Jena herrscht, auch sogar auf die Honorarien für die Kollegia Einfluß zu haben; sie sind ungemein billig, und betragen bey Kollegien, die anderwärts wenigstens mit 4 bis 5 Thalern honorirt werden, selten mehr als drey.

Es wird auch nicht leicht einem sein Gesuch, ein Kollegium **gratis** hören zu dürfen, abgeschlagen; die Anzahl solcher **Gratuiten** ist daher in manchem Kollegio ziemlich beträchtlich. Doch muß freylich, was hier abgeht, die **Menge** der Zuhörer immer wieder ersezen.

Allein nicht blos durch gute Einrichtung der Kollegien, sondern auch noch durch verschiedene zweckmäßige **Anstalten**, hat man, besonders seit neuerer Zeit, von Seiten der Akademie, den Studirenden ihren Aufenthalt hier so nüzlich als möglich zu machen gesucht. Dahin gehören vornemlich die Anstalten, welche neuerlich bey den verschiedenen **Fakultäten** getroffen worden, und hauptsächlich die Unterstüzung theoretischer Kenntnisse durch **praktische** zur Absicht haben. Ich will Ihnen nach Ordnung der einzelnen Fakultäten kürzlich Nachricht davon geben.

Das erste Institut der Art ist denn das, besonders unter der Aufsicht des Hrn. Geh. K. R. Döderlein stehende, **Prediger-Institut.** Die Mitglieder desselben predigen wechselsweise in der vor einigen Jahren neu eingerichteten akademischen Kollegienkirche, kommen nach geendigtem Gottesdienst zusammen, und beurtheilen die abgelegte Predigt. Nach geendigten Kritiken (die, um

mich

mich gelehrt auszudrücken, sowol das materielle, als das formelle des gehaltnen Vortrags betreffen, und freylich bisweilen ein bischen hinken) fügt denn allemal der Direktor, in dessen Beiseyn sie vorgenommen werden, auch sein eigenes Urtheil über die Predigt, so wie über die darüber ergangenen Kritiken, bey. Die Mitglieder müssen, wie sich ohnehin versteht, schon die vornehmsten theologischen Wissenschaften gehört haben, und theilen sich in zwo Klassen, wovon die in der leztern ihre Predigten nur einstweilen bey den somtäglichen Zusammenkünften der Mitglieder ablesen, die von der erstern hingegen sie in der Kollegienkirche wirklich ablegen. Es werden übrigens sowol Fremde als Einheimische in das Institut aufgenommen.

(Zu Anleitungen in katechetischen Uebungen, die iungen Theologen so sehr zu empfehlen sind, erbietet sich gewöhnlich Hr. Superint. Oemler, man macht aber von dem Anerbieten dieses in der That praktischen und durch mehrere Schriften hinlänglich bekannten Geistlichen nur selten Gebrauch).

Die der Rechtswissenschaft Beflißnen haben nicht nur Gelegenheit, sich schon in den Kollegien unter Anführung der hier lehrenden, berühmten Rechtsgelehrten (v. Shellwiz, Walch, Schmid,

Reichard, ꝛc.) die gehörigen praktischen Vorkenntnisse in ihrem Fache zu erwerben (unter andern hält der würdige Hr. Geh. Justizrath **Walch** schon seit mehreren Jahren alle Sonnabende eine eigene **Disputirstunde**), sondern sie können auch, wie seit etlichen Jahren schon verschiedene, nach geendigten Studien leicht den Acceß bey unterschiedlichen Landesgerichten erhalten. Doch genießen dieses Vortheils freylich mehrentheils nur Landeskinder.

Besonders hat die medizinische Fakultät verschiedene trefliche Anstalten aufzuzeigen. Dahin gehören vorzüglich: die 1779. errichtete, unter der Oberaufsicht des Hrn. Hofrath **Loders** (eines der Männer, auf die Jena stolz seyn darf) stehende **Hebammenschule** und **Entbindungsanstalt**; das von Hrn. Hofr. **Starke** 1781. errichtete **klinische Institut**, dessen Einrichtung derselbe in zwei Heften 1782 und 84. beschrieben hat; und besonders auch das erst neuerlich noch zweckmäßiger eingerichtete **anatomische Theater**. Das zu lezterm sehr schicklich bestimmte Gebäude wurde erst seit kurzem noch beträchtlich erweitert, und die Anzahl der Kadaver, die jährlich auf das Theater gebracht werden, kann man immer auf etliche 20 annehmen. In den Gefängnissen verstorbene Missethäter, Entleibte, und zweymal une-

ehe-

ehelich geschwängerte Weibspersonen, kommen vorzüglich darauf. Da Sie die Vorurtheile kennen, die der gemeine Mann über diesen Punkt hegt, so werden Sie leicht begreifen, wie sehr eine solche Anstalt auf ihn wirken muß; ob aber der für ihn so schauderhafte Gedanke, nach dem Tode in wer weiß wie viele Stücke zerschnitten, und so verstümmelt der Erde übergeben zu werden, auch mächtig genug sey, ihn in der Stunde der Leidenschaft von Vergehungen zurückzuhalten, und ob nicht vielmehr eben dadurch auch manche neue Sünde veranlaßt werde — dies ist freylich eine andere Frage, die iedoch dem, der den Menschen studirt hat, nicht schwerer zu beantworten fallen wird, als dem, der sie sich durch blose Erfahrung beantworten läßt.

Bey der philosophischen Fakultät hat Hr. Hofrath **Ulrich** schon seit mehrern Jahren das Verdienst, eine sehr nüzliche Anstalt zu unterhalten. Es werden nemlich alle Sonnabende Nachmittags in seinem Auditorio unter seinem Vorsize lateinische **Disputationen** über allerley philosophische Gegenstände gehalten, wobey sich gewöhnlich ein ziemlich beträchtlicher Theil der Studirenden als Zuhörer mit einfindet. Sowol Fremde als Einheimische können an der Anstalt Antheil nehmen, und haben weiter nichts zu thun, als sich bey

Hrn.

Hrn. Hofr. Ulrich deshalb zu melden, und Proben ihrer Geschicklichkeit abzulegen. Hr. Hofr. macht sich auch ausserdem durch seine Gefälligkeit ein eigenes Verdienst, indem er sowol durchreisenden Fremden, als auch Einheimischen, die gerne öffentlich auftreten möchten, sein Auditorium, das wegen seiner angenehmen Lage an einem Garten und wegen seiner Gröse und bequemen Einrichtung eines der schönsten in Jena ist, willig einräumt. Bey so vielen guten Anstalten, die Jena in litterarischer Hinsicht aufzeigen kann, habe ich mich gewundert, daß noch kein philologisches Seminarium hier angelegt worden ist, da doch diese überaus nüzliche Anstalt bereits auf verschiedenen andern Akademien angetroffen wird, und Hr. Prof. Schüz so ganz der Mann dazu wäre, ein solches Institut zu dirigiren. An Subiekten, wenn sie auch nur aus den Landeskindern, deren doch immer eine beträchtliche Anzahl hier studirt, genommen würden, sollte es, dächte ich, wenigstens nicht fehlen, und zu einem hinlänglichen Fond könnte ia wohl vielleicht auch Rath geschaffen werden. Da man von Seiten der Akademie bisher so thätig war, Jena's Flor immer mehr zu befördern, so hat der, dem die immer gröfere Aufnahme dieser Universität am Herzen liegt, wohl Grund zu hoffen, daß sowol diesem Mangel, als auch noch einigen andern, deren Abstel-

stellung der Jenaische Patriot entgegen sieht, mit der Zeit noch oder vielleicht nun bald werde abgeholfen werden. *)

Auser den genannten litterarischen Anstalten bey den einzelnen Fakultäten giebt es noch verschiedene andere, wovon ich Ihnen die vornehmsten ebenfalls kürzlich anführen will.

Ich habe Ihnen oben schon gesagt, daß man in Jena Gelegenheit hat, verschiedene gute, öffentliche und Privatbibliotheken zu benuzen. Von ienen sind besonders zwo bemerkenswerth, die eine ist in dem Kollegiengebäude aufgestellt, und besteht eigentlich aus der vormaligen Kloster- und churfürstlichen Bibliothek, einigen Privatbibliotheken (der Sagittarischen, Danzischen, Bosischen und Birknerischen) und besonders aus der Buderischen, welche leztere erst 1768. hinzugekommen ist, und einen Schaz in Ansehung des Staatsrechts und der Geschichte enthält. Die andere ist die vortrefliche Büttnerische; sie wurde erst 1783. von Göttingen hieher gebracht, und im darauf folgenden Jahre im Schlosse aufgestellt, wo sie unter Oberaufsicht des Hrn. Hofr. Loders

von

*) Erst vor kurzem soll in dieser Absicht wirklich ein Versuch gemacht worden seyn, aber nicht nach Wunsch geglückt haben.

von dem Bibliothekar, Hrn. Mag. Lenz, wöchentlich dreimal geöfnet wird. Sie enthält über 14000 Bände, und die seltensten Werke zur Naturgeschichte, Historie und Sprachkenntniß. Wer von den Studirenden sich dieser Bibliotheken benuzen will, darf nur etliche Zeilen von einem der Professoren vorzeigen, und es wird ihm ohne Anstand, was er verlangt, verabfolgt. Bei manchem wird auch das nicht einmal für nöthig gehalten.

Der akademischen Leseanstalt des Hrn. Mylius aus Baden habe ich ebenfalls oben schon erwähnt. Dies Institut, das der Denkart seines Urhebers so viel Ehre macht, hatte einen ganz geringen Anfang, wuchs aber schon innerhalb ein paar Jahren zu einer beträchtlichen Gröse an, und kann, wenn der Zuwachs verhältnißmäsig so fortdauert, mit der Zeit eine sehr weitläuftige und für die Universität sehr nüzliche Anstalt werden. Man erhält daraus, gegen einen geringen viertel- oder halbjährigen Beitrag, die besten, neuesten deutschen Schriften (besonders solche, die wegen ihres allgemeinen Inhalts beynahe vor iedem, ohne Rücksicht auf ein besonderes Fach, gelesen werden können, z. B. pädagogische, belletristische, philosophische Schriften, Reisebeschreibungen, ꝛc.), so wie auch die vorzüglicheren gelehrten Zeitungen. Sehr gemeinnüzig ist auch das von Hrn. Dr.

Schrö-

Schröter vor ein paar Jahren errichtete Journalinstitut, aus welchem man, ebenfalls um einen geringen Beitrag, unsere besten Journale, sowol vermischten, als insbesondere auch juristischen Inhalts, bekommen kann. Von diesen neueren Leseanstalten hat Hr. Mylius vor ein paar Jahren in etlichen Bogen selbst Nachricht ertheilt, und derselben verschiedene fromme Wünsche und gut gemeinte Vorschläge beigefügt, die seinem Herzen sehr zur Ehre gereichen, und besonders von manchem Studierenden beherzigt zu werden verdienten.

Das herzogliche Museum oder Naturalien-Kabinet ist gegenwärtig in acht Zimmern im Schlosse systematisch aufgestellt. Es hat in neuern Zeiten in allen Fächern, besonders aber in dem Stein- und Konchylienreich, einen ansehnlichen Zuwachs erhalten. Die Oberaufsicht darüber hat Hr. Hofr. Loder und die Unteraufsicht Herr Mag. Lenz, der auch bey seinen Vorlesungen über die Naturgeschichte Gebrauch davon macht.

Zu den Anstalten, die zum Besten der Studierenden, besonders der weniger Bemittelten, getroffen worden, gehören, auser verschiedenen Stipendien, vorzüglich auch die hiesigen Freitische in dem sogenannten Konviktorium. Es

werden

werden in demselben täglich gegen anderthalbhundert Personen, **Mittag und Abends**, an eilf Tischen, gespeiset. Ein groser Theil ist ganz frey, die übrigen aber, die sogenannte Zahlstellen haben, und auch Fremde seyn können, zahlen wöchentlich 6 Gr. (also iährlich 13 Thlr. oder 2 Karolin). Die Kost ist ganz gut, der Speisesaal geräumig und helle, und überhaupt die gegenwärtige Einrichtung in Vergleichung mit der vormaligen um vieles besser: allein meinem Bedünken nach könnte dabey doch immer noch manches, das ein bischen ins pedantische fällt, füglich wegbleiben, und dann wünschte ich auch, daß die etwas herabwürdigende Nebenidee, die ein groser Theil der übrigen Studirenden noch immer mit dem Begriff eines **Konviktoristen** zu verbinden pflegt, sich endlich einmal ganz verlieren möchte. Dies wird aber gröstentheils von dem Betragen abhängen, das von Seiten der Benefiziaten in Zukunft beobachtet werden wird, und das freylich demienigen, wodurch dies Vorurtheil wahrscheinlicherweise veranlaßt worden ist, so ziemlich entgegengesezt seyn muß. Ich habe indessen auch unter diesem Theile der Studierenden sehr gesezte und liebenswürdige Leute kennen lernen, und es würde daher, wie sich ohnehin versteht, unbillig seyn, auf alle auszudehnen, was vielleicht kaum von dem grösern Theile bisher ge-

golten

golten hat. Es ist schon etlichemale in Vorschlag gebracht worden, die einzelnen Konvikttische an einzelne Speisewirthe zu vertheilen, oder statt dessen den Benefiziaten das Geld zu geben, und es ihnen solchergestalt frey zu stellen, bey wem sie speisen, und ob sie sich, wie z. B. in Göttingen, das Essen auf das Zimmer bringen lassen oder in Gesellschaft speisen wollten; allein verschiedener damit verbundenen Schwierigkeiten wegen ist die Sache bisher noch unterblieben, wiewohl ich nicht absehe, warum die angeblichen Schwierigkeiten so schwer zu heben seyn sollten, sobald hinlänglicher Grund zu einer solchen Veränderung vorhanden wäre.

Von gelehrten Gesellschaften dauert bekanntlich die lateinische und deutsche noch immer fort, und ich sollte nicht denken, daß einem durch Talente, Fleiß und Sitten sich vorzüglich auszeichnenden Mitbürger der hiesigen Akademie sein Gesuch, in eine derselben aufgenommen zu werden, abgeschlagen würde.

Im Winter 1784. verband sich, hauptsächlich auf Veranlassung und Betrieb des gedachten Hrn. Mylius, eine ziemlich beträchtliche Anzahl hier studirender Jünglinge zu einer Gesellschaft, deren Hauptabsicht dahin gieng, sich durch litterarische und andere Unterhaltungen die langen

Winterabende zu verkürzen. Es wurde zu dieser Absicht ein eigener Saal gemiethet, in welchem sich die Mitglieder dieser geschlossenen Gesellschaft an bestimmten Tagen Abends versammelten, und sich beeiferten, die Stunden hier so nüzlich und angenehm als möglich hinzubringen. Man deklamirte, las eigene Aufsäze vor, plauderte dann mitunter wieder ein bischen, oder klimperte auf einem im Saal stehenden von Hrn. Mylius angeschaften Flügel, und veranstaltete an gewissen Tagen ein kleines Konzert. — Schon war man darauf bedacht, irgend einen grosen Mann zu erkiesen, der sich an die Spize der Gesellschaft stellen sollte; schon gab man Preißfragen auf, und sezte dazu einen für eine solche Gesellschaft schon ziemlich nahmhaften Preiß aus; schon wiederhallten von dem neuen gelehrten Klub die Zeitungen, als mittlerweile das Ende des Winters herbei kam, und nun auch die Gesellschaft allmählich wieder auseinander gieng. Es sollte zwar die Anstalt auch noch in dem darauf folgenden Sommer, wiewohl etwas verändert, fortdauern, allein es fanden sich nun allerlei Schwierigkeiten, und es kam daher weder in demselben, noch in einem der folgenden halben Jahre, wieder etwas der Art zu Stande. Zu bedauern war es indessen immer, daß diese Anstalt, die anfangs so viel für die Folge zu versprechen schien, so schnell

wieder eingieng; allein der Grund, auf dem sie ruhte, war auch wohl zu einer längern Dauer nicht fest genug.

Liebhaber des Zeichnens finden in Jena eine eigene Anstalt, durch deren Benuzung sie es in dieser vortreflichen Kunst (die doch ia keiner, der ihr nur irgend einen Theil seiner Muse widmen kann, verabsäumen sollte) gewiß zu einer nicht geringen Vollkommenheit bringen können. Es ist nemlich hier eine eigene, öffentliche Zeichenschule oder Akademie, die schon unter Amaliens (dieser grosen Kennerin und Schäzerin der Künste und Wissenschaften) obervormundschaftlicher Regierung gestiftet worden, die aber nun ungleich mehr in Flor zu kommen scheint, seitdem bey derselben an die Stelle des vormaligen Zeichenmeisters, des Hrn. Schenk, seit ein paar Jahren, mit vermehrtem Gehalt, Hr. Oehme angestellt ist, zu dessen Empfehlung ich nichts weiter zu sagen brauchen werde, als, daß er in der Krausischen und Heinsiussischen Schule gezogen worden, und derselben Ehre mache. Seine öffentlichen und Privatstunden werden von der Jenaischen Jugend und besonders von den Studierenden häufig und mit vielem Nuzen besucht. Hr. Oehme ist übrigens noch ein iunger Künstler, der sowol zeichnet als mahlt, und in

Beydem schon mehrere Blätter geliefert hat, die dem Kenner gewiß Vergnügen machen werden. —

Die bisher von mir erwähnten Anstalten zielten zunächst mehr auf den Nuzen der Studirenden ab; nun noch etwas weniges von einigen andern, die mehr das Vergnügen derselben zur Absicht haben. Ich werde dann hievon zugleich Gelegenheit nehmen, von den Vergnügungen der Jenaischen Studenten überhaupt ein paar Wörtchen zu sagen.

Da die Anzahl der Studirenden nun wieder so beträchtlich ist, und unter diesen (so wie natürlicher Weise auch unter den hiesigen Professoren und andern Honoratioren) sich doch immer manche Kenner und Liebhaber der Musik befinden, so können Sie schon ohne mein Erinnern vermuthen, daß sowol bey privat als öffentlichen Zusammenkünften in Jena fleissig musicirt werde.

Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde der Grund zu einem akademischen Konzert gelegt, das bis izt noch immer fortdauert. Seine gegenwärtige Einrichtung ist aber von der vormaligen sehr verschieden. Ehedem wurde es immer auf dem akademischen Rosenkeller gehalten; weil aber hier sowol das Hauptzimmer nicht geräumig genug war, und es auch an den

nöthi-

nöthigen Nebenzimmern fehlte, so wurde es vor etlichen Jahren, hauptsächlich auf Betrieb des verdienstvollen Hrn. Hofr. **Loders**, in das herzogliche Schloßgebäude verlegt, und somit obigen Mängeln abgeholfen. Vordem nahmen blos Mannspersonen an dem Institut Antheil, allein seit der schon unter der vorigen Regierung getroffenen neuen Einrichtung ist die Gesellschaft gemischt. Gegenwärtig ist auch der Anfang des Konzerts nicht mehr, wie vormals, Sonnabends um 7 Uhr, sondern Nachmittags um 5., und währt bis gegen 8 Uhr; das Orchester ist grösstentheils mit blosen Liebhabern besezt, und Hr. Landschaftskassier **Heiligenstedt** Direktor davon. In einigen Seitenzimmern des Konzertsaales sind Spieltische; andere sind zur Unterhaltung für einzelne Gesellschaften während der Pausen bestimmt. Es wäre zu wünschen, daß recht viele Studirende an dieser Anstalt, die vielleicht in der Folge noch immer vollkommener wird, Theil nähmen; indem man hier nicht nur mit einem geringen Aufwande sich ein sehr würdiges und iedem Manne von Empfindung und Geschmack schäzbares Vergnügen erkaufen kann, sondern auch dabey an Ausbildung der Sitten immer sehr gewinnt, und gewisse gesellschaftliche Tugenden wenigstens hier glücklicher entwickeln kann, als in dem einförmigen Kreise alltäglicher Bekannten.

Liebhaber der Musik finden übrigens auch in Jena ein eigenes Institut, aus dem sie gegen einen jährlichen geringen Beitrag, ich denke von zween Thalern, die besten neuesten Musikalien für alle Konzertinstrumente, und, wenn ich nicht irre, besonders auch für das Klavier, erhalten können. Hr. Kand. Stieda legte es vor etlichen Jahren an, und ließ zugleich auch die besten Schriften, die über die Musik vorhanden sind, mitzirkuliren. Es wäre zu wünschen, daß auch diese Anstalt in der Folge hier immer besser gedeihen möchte, und daß überhaupt solcher gemeinnüziger Anstalten auch anderwärts immer mehrere würden.

Eigentliche **Redouten** oder **Maskeraden** giebts in Jena nicht. Wer sie besuchen will, muß nach **Weimar**, oder noch weiter. Statt derselben werden bisweilen **Bälle** angestellt, wovon gewöhnlich einer der Studirenden Entrepreneur ist. Tags zuvor werden von diesem ordentlich alle Honoratioren eingeladen, und die Gesellschaft, die sich dann bey dem Ball einfindet, fällt gemeiniglich ziemlich zahlreich aus, ungeachtet freylich auch immer viele von den Eingeladenen nicht erscheinen. Mir hat diese Anstalt, so unzufrieden auch vielleicht Einige damit seyn möchten, immer ganz wohl gefallen, und ich dächte,

wer

wer nur irgend etwas auf Vergnügungen wenden kann, und überhaupt an dergleichen Lustbarkeiten Geschmack findet, dürfte sichs nicht leicht gereuen lassen, ein paar Thälerchen auf ein Vergnügen verwendet zu haben, das nicht nur an sich schon sehr anständig und anziehend ist, sondern bey dem sich auch, besonders für den iungen Weltmann, immer manches lernen läßt.

Komödien giebts in Jena ebenfalls nicht. Selbst von Studierenden sind schon lange keine mehr aufgeführt worden. Da aber Weimar Jena so nahe liegt, und es daselbst fast beständig welche giebt, so kann, wenn ia diese Art der Zerstreuung bey dem einen oder dem andern Bedürfniß geworden seyn sollte, dasselbe leicht befriediget werden. Doch muß man sich freylich sehr zu mäßigen wissen, wenn dies Vergnügen, zumal wiederholt genossen, nicht ziemlich kostspielig werden soll. Bisweilen kommen auch herumziehende Trupps nach dem Gränzort Zwäzen (einem Flecken, etwa eine halbe Meile von Jena entlegen), und das Theater ist dann gewöhnlich eine Scheune, oder irgend ein geräumiger Plaz in einem Gebäude. Sie können sich leicht vorstellen, was von solchen Zöglingen der Kunst zu erwarten sey; doch treibt die Neugierde immer nicht Wenige herbei, das Spektakel mit anzusehen.

Eine der vorzüglichsten Lustbarkeiten, zu der sich gemeiniglich ganz Jena drängt, und woran besonders die Studierenden starken Antheil nehmen, ist das jährliche Vogelschiesen, das mehrentheils auf den ersten August fällt. Diese Lustbarkeit ist zwar in Sachsen überhaupt gewöhnlicher, als bey uns, allein in Jena scheint man sich vorzüglich zu beeifern, sie unterhaltend zu machen. Und wirklich lassen sich auch die paar Tage, die darauf verwendet werden, ganz vergnügt hinbringen. Etliche Tage vorher werden sämtliche Studierende, nach den verschiedenen Landsmannschaften, durch eigene Schreiben zum Schiesen eingeladen; es nehmen auch immer viele Antheil daran, und gemeiniglich sucht man es auch so einzuleiten, daß ein Student König wird, weil die Bürger (oder nach der studentischen Sprache: Philister) die damit verbundenen Kosten scheuen. Dies ist dann auch wohl der einzige Tag im Jahre, wo die Jenaischen Studenten fast alle auf einem Haufen beysammen zu sehen sind, denn schwerlich wird auch dann noch einer so sehr Anachoret seyn, gesezt auch, er wäre es das ganze Jahr hindurch gewesen, der sich nicht auch unter das Gedränge mischte, und somit sein Scherflein zu dem allgemeinen Jubel ebenfalls beytrüge. Uebrigens ist die ganze Lustbarkeit, sowol wegen der angenehmen Lage

des Plazes, wo sie angestellt wird, als wegen der Mannichfaltigkeit der Unterhaltung, die man daselbst antrift, und überhaupt schon wegen der allgemein herrschenden Fröhlichkeit, die, sobald sie nicht in Ungebundenheit ausartet, der Menschenfreund immer mit so viel Vergnügen bemerkt, sehr anziehend und unterhaltend.

Die übrigen Vergnügungen der Jenaischen Studierenden sind im Grunde die nemlichen, wie auf andern Universitäten, und wenn sie von diesen verschieden sind, so ist es nur in so ferne, als der Ort selbst, nach seiner individuellen Beschaffenheit, davon verschieden ist. Da in Jena nie ein hoher Grad des Luxus herrschte, und hingegen ein gewisser Allgemeinfleiß hier von ieher einheimisch war, und beydes bis izt wenigstens hier immer noch statt findet, so ergiebt sich schon hieraus, daß sich überhaupt von zeitvertreibenden Vergnügungen der Jenaischen Studierenden eigentlich so viel nicht sagen lasse. Indessen doch einiges Wenige davon.

Von einigen öffentlichen Anstalten zur Unterhaltung für die Liebhaber der Musik habe ich Ihnen vorhin schon etwas gesagt; daß denn nebenher auch mancher auf seinem Zimmer mit seinem Klavier oder mit seiner Flöte oder Violin

manches Stündchen vertändele, versteht sich ohnehin, besonders giebt es auch auf den Gasthöfen und Schenken in- und auserhalb Jena öfters Musik. Man muß aber schon ein verwöhntes Ohr haben, oder überhaupt nie für die Zaubertöne einer reinen Musik empfänglich gewesen seyn, wenn man an den Mistönen der **Marsyasse**, die sich gemeiniglich hier hören lassen, Geschmack finden soll. Doch ist ihre Bestimmung aber auch mehrentheils nur Begleitung eines Trinkliedes oder eines Tanzes, und diese mag denn auch, in Ermangelung einer bessern Unterhaltung, immer ganz wohl dadurch erfüllt werden. Dergleichen Tänze sind aber keineswegs einladend, und fodern ebenfalls einen eigenen Geschmack, wenn man Vergnügen daran finden soll. Die Tanzenden sind dabey entweder blos Studenten, und dann müssen es in der That sehr passionirte Tänzer seyn, wenn sie das Langweilige dieser Art zu tanzen nicht bald fühlen sollen, oder die Tanzgesellschaft ist gemischt, und dann sind die Tänzerinnen mehrentheils, ie nachdem der Zufall es will, bald derbe **Maritornen** des Orts oder des Hauses, wo getanzt wird, bald feine Stadt-**Nymphen**, die sich herausgeschlichen haben, um etwa ausserhalb der Stadt, wo man sie weniger kennt, in ihrem Flitterstaat einmal ein bischen zu figuriren, wobey freylich immer erst ein groses

Theil Delikateſſe beſiegt, oder die Anwandlung von luſtiger Laune ziemlich ſtark ſeyn muß, wenn einer, der nur etwas fein empfindet, ſich entſchließen ſoll, mit ſolchen Schönen ſich ein Weilchen herumzutreiben. Und da überdies bey ſolchen Gelegenheiten nicht ſelten Verdrüßlichkeiten entſtehen, ſo iſt dies für Viele, zumal für den friedliebenden Theil der Studirenden, ein Grund mehr, an dergleichen Luſtbarkeiten keinen Antheil zu nehmen. Für dieienigen aber, die die Jenaiſchen Schenken, ſowol in der Stadt ſelbſt, als in den umliegenden Dörfern und Mühlen, überhaupt gerne beſuchen, iſt freylich, auſſer dem Biere, und einem rigoröſen Hoſpiz, die denn doch immer die Hauptſache bleiben, eben der Umſtand, daß mehrentheils daſelbſt muſicirt und getanzt wird, dasienige, was ihnen dieſe Zufluchtsorte gegen die Langeweile ſo anziehend macht. Findet indeſſen dieſe gehoffte Art der Unterhaltung nicht ſtatt, ſo bleibt denn wohl nichts übrig, als ſeine Zuflucht zum Spiele zu nehmen, wobei es iedoch gewöhnlich mehr volle Mägen, als leere Börſen giebt; denn da in Jena ſo gut, als an einem andern gutpolicirten Orte, Haſardſpiele an öffentlichen Orten verboten ſind, und überhaupt auch die Wenigſten ſelbſt gerne hoch ſpielen, ſo wird, damit doch um etwas geſpielt werde, vielleicht auch, um nicht aus der Uebung zu kommen, deſto

mehr getrunken, ie weniger gezahlt wird. Man kennt und gebraucht überhaupt diesen, gedankenleere Seelen immer so glücklich ausfüllenden, Zeitvertreib in Jena, sowol bey Gelagen als bey Assembleen (welche leztere iedoch nicht sehr häufig sind), so gut als anderwärts, und besonders werden Studenten (ich meyne freylich hier immer hauptsächlich nur die vom gemeinen Schlage) weder auf ihren Zimmern, noch auf den Gasthöfen, lange beysammen sizen, ohne zu den Karten zu greifen. So schlecht, im Ganzen genommen, die Gasthöfe in Jena bestellt sind, so werden sie doch immer fleissig besucht. Auf einigen derselben befinden sich **Billards**; man trifft daher hier auch immer zahlreiche und mehrentheils auch **honnette** Gesellschaft an; die übrigen sind gröstentheils nur gemeine Schenken, wo in verhältnißmässig kleinen, dumpfigen und berauchten Stuben Studenten und Bürger untereinander sizen, und sich gemeinschaftlich bestreben, ihren edlen Endzweck, die Zeit zu tödten, und ihrer (freylich selten **überflüßigen**) Baarschaft los zu werden, zu erreichen.

Wenn Sie über dies ganze Kapitel, worüber ich mich, so leicht ich's auch könnte, nicht weiter verbreiten will, mit einem ächten, zumal schon etwas **alten**, Jenenser (freylich nicht in der be-

sten

sten Bedeutung des Worts) zu sprechen kommen, so wird er nicht aufhören können, Ihnen von seiner in Jena geführten Lebensweise und von den Vergnügungen, die er sich daselbst gemacht, vorzuerzählen, und Ihnen z. B. zu sagen, wie er in den Jenaischen Wirthshäusern herumgewandert sey, und seine Niederlage bald im Ballhause oder auf der Rose, und bald auf dem Engel oder im Fürstenkeller, aufgeschlagen habe; wie oft er auf die Rasen: oder Oehlmühle, oder nach Löbstädt, Ziegenhayn, Winzerle, Ammerbach ꝛc. gekommen sey, und wie abscheulich er sich da immer erlustiget habe, wie er getanzt, was Zeug gehalten, wie viele Krüge Ziegenhainer oder Ammerbacher er beim Lustig geleert, und zu welchem Grad von Vollkommenheit er es in diesem Spiele gebracht habe; wie oft er Präses oder Subpräses bey einem Hospiz gewesen, und wie oft er mit Studenten und Handwerkspurschen (oder in seiner Sprache: Knoten) in Verdrüßlichkeiten gerathen sey; wie er geritten, gefahren, gewirthschaftet ꝛc.: allein Sie werden, mein Lieber, dann auch wohl sogleich wissen, wen Sie vor sich haben, und werden leicht vermuthen können, zu welcher Klasse von Studierenden der gehört haben müsse, der Ihnen von seinem Aufenthalte in Jena sonst nichts zu erzählen weis, als wie er sich während desselben in den Schenken oder

sonst nach seiner Weise die Zeit zu vertreiben gesucht habe, und das in einer Sprache, aus der ich, als ein Pröbchen, zu Ihrer Erbauung, nur einige, und dazu noch ganz milde, Ausdrücke entlehnt habe. Ich werde indessen kaum nöthig haben, hier zu wiederholen, daß Sie das, was ich so eben von den Jenaischen Studierenden, in Rücksicht auf ihre Vergnügungen, gesagt, grösstentheils ebenfalls nur auf einen geringen Theil derselben ausdehnen dürfen; ehmals mag wohl die von mir erwähnte Art, sich zu divertiren, bey Mehrern und in höherm Grade statt gefunden haben, allein izt hat sich, wie gesagt, dies so ziemlich geändert, und die Mehresten suchen nun die ihnen zu ihrem Aufenthalt in Jena, freylich meistentheils nur kärglich, zugemessene Zeit durch weise Vertheilung zwischen Arbeit und Erholung gewissenhaft zu nüzen, und finden leztere, wenn andauernde Anstrengung des Geistes sie ihnen zur Pflicht macht, mehr im Schooße der Natur, am Arm eines Freundes, in einer unterhaltenden Lektüre, in einem zerstreuenden Spiele, oder in irgend einer Lieblingsbeschäftigung, z. B. zeichnen, mahlen, musiciren u. dgl., als in andern Arten von Zerstreuungen, die mehrentheils Kopf und Herz leer lassen, und, statt zu stärken, insgemein nur mehr ermüden.

Von

Von Jena, in politischer Hinsicht, kann ich Ihnen, da es meine Absicht nicht mit sich brachte, hierauf vorzüglich meine Aufmerksamkeit zu richten, so viel nicht sagen; indessen doch, der Vollständigkeit wegen, und weil Sie es verlangen, etwas weniges davon.

Jena ist ziemlich stark bevölkert. Beträgt gleich die Zahl der sämtlichen Einwohner nicht, wie man gewöhnlich annimmt, 6000, so darf man doch wenigstens 5000 annehmen. Nach einer 1784. vorgenommenen Zählung betrug nemlich die ganze Summe 4366., hiezu die darinnen nicht mitbegriffenen Studirenden, Gesellen, Bediente, Knechte und Mägde ꝛc. gerechnet, so kommen, wenn auch an der durch die Zählung herausgebrachten Summe etwas abgehen sollte, doch immer über 5000. heraus, zum wenigsten wird man auf die Innstadt allein immer über 3000 Einwohner rechnen dürfen, und da diese aus 381. Wohnhäusern besteht (die ganze Stadt enthält deren nicht mehr als 791.), so kann man auf jedes derselben die Mittelzahl von wenigstens 8 Personen annehmen, welches, zumal da die Häuser selbst nicht von grosem Umfange sind, doch immer, in Vergleichung mit andern Städten, viel sagen will.

Bey Vergleichung der Geburts = und Sterbelisten ergiebt sich, daß die Bevölkerung in Jena in neueren Zeiten merklich abnimmt. Was auch der Grund dieser auffallenden Verminderung, die doch in den leztern 20 Jahren schon 1200 Menschen, also im Durchschnitt iährlich nicht weniger denn 60 betrug, seyn mag, ob etwa verminderte Anzahl oder Fruchtbarkeit der Ehen, oder die in unserm luxuriösen Zeitalter überhaupt immer gröser werdende Sterblichkeit oder sonst irgend eine zufällige, bisher unbekannte, vielleicht in Verbindung mit mehrern andern, vorzüglich wirkende Ursache; so ist allerdings sehr zu wünschen, daß diesem Uebel bald möchte abgeholfen werden; denn, wenn das mehrere Jahre noch verhältnißmäsig so fortdauern sollte, so wäre in der That nicht abzusehen, wo das endlich hinauswollte, und die Stadt müste diesen Verlust an Eingebohrnen bald oder spät sehr nachdrücklich fühlen.

Man hat bekanntlich den Jenaischen Bürgern von ieher Mangel an Industrie vorgeworfen, und erst neuerlich sagte Hr. Nicolai von ihnen, daß sie sich von den Studenten, wie Elias einst von den Raben, ihr Futter zutragen liesen. Wirklich verhält sich auch ein groser Theil derselben bey der Nahrung, die ihnen aus ihrer Verbindung mit den Studierenden zufließt, so

ziemlich

ziemlich leidend; es möchte daher die Nicolaische Vergleichung so ganz unpassend nicht seyn. Konsumtion und Geldumlauf wird zwar durch sie allerdings auch befördert, und vielleicht kommt durch die Studenten, die Jena beherbergt, mehr Geld ins Land, als wenn der Ort mit noch so fleisigen und geschikten Manufakturisten und Künstlern besezt wäre, allein es ist doch leicht abzusehen, welches Verdienst leztere vor ienen immer voraus hätten, gesezt auch, daß sie durch ihren Fleis die Summen, die durch iene, aber freilich mehrentheils ohne sonderliches Zuthun derselben, eingebracht werden, bei weitem nicht erwerben könnten. Die mehresten Jenaischen Bürger sind Professionisten und gemeine Handwerksleute; diese sind denn gemeiniglich zufrieden, wenn sie nur so viel haben, als sie für sich und die Ihrigen nothdürftig brauchen; man findet daher selten einen Wohlhabenden unter ihnen. Bei Vielen ist es schon so herkömmlich, daß, so wie Geld eingeht, gefaullenzt und geschmaußt wird, und das so lange, bis es alle ist; dann wird denn wieder gearbeitet und gefastet, bis der Himmel wieder etwas beschehrt. Manufakturen und Fabriken von Bedeutung dürfen Sie also in Jena nicht suchen, ungeachtet ich nicht absehe, warum sie sich mit der akademischen Verfassung des Orts nicht wohl sollten vereinigen lassen. Erst kürzlich wurde von

einem gewissen Hrn. Hülßner auf eigene Kosten eine Bleiche und Leinenfabrik angelegt, welche Anstalt in der Folge für die Stadt wichtig werden kann. Buchdruckereien sind in Jena 5, und Buchhandlungen 4, leztere haben aber freilich den starken Absaz nicht, den sie haben würden, wenn Leipzig nicht so nahe wäre. Das Jenaische Militair besteht aus zwo Kompagnien Garnison, die zwar einen ziemlich Invalidenmäsigen Aufzug machen, sich aber gleichwohl schon mehrmals bei Tumulten, besonders durch ihre langen Springstöcke, den Studenten fürchterlich zu machen gewußt haben. In Jena ist unter andern der Siz einer sogenannten Oberaufsicht, des gemeinschaftlichen Hofgerichts, eines Konsistoriums, und noch verschiedener anderer kommissarischen Kollegien. Das hiesige Gymnasium ist von geringer Bedeutung.

Die Jenaischen Policeianstalten, z. B. die Leitung des Leuterbaches durch die Stadt, die Brunnenanstalten, das Numeriren der Häuser ꝛc., kennen Sie mehrentheils schon aus Hrn. Nicolai; ich brauche mich also nicht dabei aufzuhalten. Das Pflaster könnte freilich besser seyn; allein in wie vielen andern Städten giebt es nicht ein noch schlechterers? In Jena wird doch wenigstens immer daran ausgebessert. Erst kürzlich wurde

eine

eine sehr zweckmäsige **Feueranstaltordnung** erlassen, und vielleicht werden nun auch bald Anstalten zu einer **nächtlichen Beleuchtung** der Stadt gemacht; wenigstens ist die Sache neuerlich verschiedenemale in Vorschlag gebracht worden. — „Ob es in Jena wirklich so **wohlfeil** sey, als man gewöhnlich sagt?„ — Ja, mein Lieber, besonders wird es für einen Studirenden nicht leicht eine wohlfeilere Universität geben. Die nothwendigsten Ausgaben, z. B. für die Wohnung, Kost, Kollegia, Holz, Wäsche ꝛc., betragen hier ungleich weniger, als anderwärts, und da die Gelegenheiten zu Vergnügungen nicht sehr häufig sind, so wird der Aufenthalt für einen Studirenden um so minder kostspielig. Der Verlust am Gelde ist, da bekanntlich hier der 22 fl. Fuß herrscht, für die hier studirenden Reichsländer sehr geringe, und wird durch die fast durchaus hier herrschende Wohlfeile wieder ersezt. „Aber die Jenaische Kost?„ — Damit ists bei weitem nicht so arg, als man's bisweilen macht. Ein delikat gewöhnter fränkischer Magen dürfte freilich an der Zubereitung der Speisen anfangs manches auszusezen haben; allein man gewöhnt sich doch bald daran. Man kann ia übrigens auch wählen; gefällt es einem bei einem Speisewirth nicht, so probire man es bei einem andern, wo die Speisen vielleicht mehr nach vater-

ländischer Weise zugerichtet werden. Auch mit dem Jenaischen Wein ists so gar arg nicht. Einem Werthheimer Gaumen dürfte er freilich ein bischen krazen; allein einem andern, minder verwöhnten, wird er ganz baß behagen, und mäsig getrunken, wird er auch nicht leicht schaden. Wenigstens ists nicht so arg damit, als es, wie ich mich noch von meinen Universitätsjahren erinnere, einst ein Professor in seinem Kollegium machte, daß man nemlich in Jena die unruhigen Kinder durch die Bedrohung: „schweig, sonst mußt du Wein trinken, „ zum Schweigen brächte. Das Wasser könnte besser seyn, dafür trinkt aber auch fast alles Bier, wovon man fast so vielerlei Arten hat, als es Ortschaften um Jena herum giebt. So viel indessen, mein Theuerster, auf Ihre Fragen. Leben Sie indessen recht wohl. Ich bin ꝛc.

Auffatz

über die

königl. pohln. Oekonomien und Cammerstücken, so viel deren sind, an wen sie verpachtet, oder, durch wen sie administriret werden, und, was sie ohngefähr jährlich eintragen sollen, für den König August II. verfertiget.

Nahmen der Oekonomien.	Nahmen derer Pachter oder Administratoren.	Was sie jährlich eintragen sollen.		
		Rthlr.	sgl.	
Salzberge zu Wieliczka und Bochnia.	Cammerrath Steinhäuser.	132000	—	—
Wielkorzondi und Niepolomice.	Obriste Mier.	14000	—	—
Zambor.	Hr. Cammerherr v. Blumenthal.	17000	—	—
Sendomir.	Hr. Graf Ossolinski und Kicinski.	6000	—	—
Marienburg.	Müller.	26666	20	—
Grodno.	Hr. Graf Ossolinski und Reckenberg.	12000	—	—
Brezsc und Kobryn.	Kicinski.	8400	—	—
Bialowiz.	Perrin.	600	—	—
Olita.	Puzina.	1300	—	—
Mohilow.	Hannemann.	10000	—	—
Roggenhausen.	Golz.	2000	—	—
Szavel.	Litthauische Schatzmeister.	6315	—	—
		Rthlr. 236281	20	—

Nahmen der Oekonomien.	Nahmen derer Pachter oder Administratoren.	Was sie jährlich eintragen sollen.		
	Transport Rthlr.	236281	20	
Ratengelder und Pfundkammer.	Hr. Graf von Wackerbarth.	5648	—	—
		18000	—	—
Cronzölle.	Fürstin Lubomirska.	30000	—	—
Litthauische Zölle.	Hr. Gen. Feldmarschall.	15000	—	—
Kozenice.	Gen. Münnich.	—	1 —	1 —
Tiegenhoff.	ist verpfändet.	—	1 —	1 —
Terchow.	ist zu Marienburg geschlagen.	—	1 —	1 —
Olkucz.	—	—	1 —	1 —
Garberie.	—	—	1 —	1 —
Churländische Schuz-Gelder.	—	—	1 —	1 —
Staroſtey Spisz.	—	—	1 —	1 —
Staroſtey Trowiz.	Hr. Palatin von Masuren.	—	1 —	1 —
Verbesserung der Zölle durch Niederlagen.	—	—	1 —	1 —
Münz-Wesen.	—	—	1 —	1 —
Holzwaldungen, als:	—	—	1 —	1 —
Bau- und Brenn-Holz.	—	—	1 —	1 —
Bretter, Latten und Schindeln.	—	—	1 —	1 —
Potasche.	—	—	1 —	1 —
Pech.				
—		S. 304929	1 20	1 —

Nahmen der Oekonomien.	Nahmen der Pachter oder Administratoren.	Was sie jährlich eintragen sollen.	
		Rthlr.	fgl. 1 =
Honig, Wachs, und Wachsbleiche.	—	—	— 1 —
Jagd = Profite.	—	—	— 1 —
Fuchs = Wolf = und Bärenhäute.	—	—	— 1 —
Neuburgische Güter.	Hr. Landeshauptmann von Wobeser.	—	— 1 —
Vacante Starosteyen.	—	—	— 1 —

Remarquen

über

alle die vorher specificirten Oeconomien und Cammerstücke, was bey ein und andern vor Beschaffenheit, daß nicht nach dem Aufsatz der ausgeworfenen iährlichen Geldsummen auf selbige sicher Staat zu machen gewesen, noch solche bey der Casse wirklich eingegangen sind, wobey zugleich in unterthänigsten Vorschlag gebracht wird, wie in Zukunft diese Revenüen vermehret, und die Depensen bey der königl. Tafel, auch Bezahlung der Domestiquen, Stall- und Bauamts, bestritten werden können.

Salzberge zu Wieliozka und Bochnia.

Dieser iährliche Fond ist dem Cammerrath Steinhäuser zu Bezahlung seines Vorschusses, des königl. Stalls und Bauamts, und andern darauf haftenden alten Schulden und Assignationen, überlassen worden, dergestalt, daß er vor $\frac{120}{m.}$ Tonnen Salz, so Ihro königl. Maiest. ihm iährlich zum Verkauf accordiret, die drey erstern Jahre à $\frac{132}{m.}$ Rthlr., die darauf folgenden aber à $\frac{144}{m.}$ Rthlr. bezahlen solle, wobey Ihro königl.

Maiest.

Maiest. Sich iedoch, vermöge des Contracts, zugleich allergnädigst declariret und anheischig gemacht, die Baukosten, sowol über als unter der Erden, ingleichen die Pensiones und Quatembergelder an dem obigen Quanto decourtiren zu lassen. Im Fall also nun das völlige Salzquantum der $\frac{120}{m.}$ Tonnen iährlich consummiret würde, würden Ihro königl. Maiest. dennoch nicht die völlige Summe von $\frac{132}{m.}$ oder $\frac{144}{m.}$ Rthlr., sondern nach Abzug obiger Posten nur ohngefehr bis $\frac{110}{m.}$ Rthlr. oder $\frac{120}{m.}$ Rthlr. erhalten können.

Nachdem aber bey ieziger Beschaffenheit des Königreichs Pohlen, da selbiges dermalen vom Volk sehr entblöset, in Ungarn kein pohlnisches Salz mehr einzuführen erlaubet wird, in Schlesien das Monopolium introduciret, und anstatt, da vormals 30 bis 40000 Tonnen iährlich dahin transportiret worden, iezo nur 14000 Tonnen abgenommen werden, im Reich auch noch vieles Salz aus der Kunigunda hin und wieder lieget, und über dieses viele tausend Tonnen russisch und Seesalz, wider die Constitutiones, hereingeführet werden, eine pure Unmöglichkeit, ein so hohes Quantum iährlich von 120000 Tonnen Salz consummiren zu können, so werden Ihro königl.

Maiest. um so ein grösser Remanent bey Ende des Contracts zu bezahlen haben.

Wie aber im Gegentheil nach des Cammerrath Steinhäusers bis daher gethanen unterthänigsten Vorschlägen, wenn nemlich das pohlnische Salz nach Sachsen verführet, nicht weniger in Litthauen und Preußen introduciret, dargegen aber die Einfuhre des russischen und Seesalzes ernstlich verbothen, und darüber gehalten würde, nicht allein obiges Quantum von $\frac{120}{m.}$ Tonnen, sondern noch ein weit mehrers iährlich debitiret werden könnte, als wodurch diese Revenue um ein vieles vergröffert würde, so will der Cammerrath Steinhäuser diese bereits zu verschiedenenmalen gethane Propositiones hierdurch nochmals unterthänigst wiederholt haben, auch dabei fernerweit vorstellen, daß, im Fall obige Vorschläge prakticable zu machen wären, oder nicht, Ihro königl. Maiestät dennoch weit mehrere Avantage von der Administration der Salinen, als fernerer Verpachtung derselben, nach Endigung gegenwärtigen Contrakts, zu gewarten haben würden.

Wielkorzondi und Niepolomice.

Obwol der Obriste Mier von diesen beiden Oekonomien iährlich 14000 Rthlr. zur Casse hätte bezah-

bezahlen sollen, so ist es dennoch nicht erfolget, sondern er hat auf die Jahre 1715. 1716 und 1717. an Defalquen 7000 Rthlr., und in andern Zurechnungen 3161 Rthlr. 25 Gr. accordiret erhalten, nicht weniger prätendiret er im Jahr 1719. vor Baukosten, Brandschaden und dergleichen bei 3000 Rthlr., welches also zusammen eine Summe von

13161 Rthlr. 25 Gr. beträget, so er weniger an die Casse bezahlet, als er hätte bezahlen sollen.

Denn sind von Ihro königl. Maiestät verschiedene Grundstücke, als Mühlen und dergleichen, ausgebethen, und von diesen Oekonomien weggegeben worden, so aber billig wiederum darzu gezogen werden sollten.

Es will auch nöthig seyn, auf die dortige Wildnisse und Holzungen genaue Aufsicht zu haben, indem sowol durch die Arendatores, als Jäger, darinn viel Schaden verursacht werden kann, auch könnten die Jäger gar füglich aus der Mastung und umgefallenen Holze, so sonst liegen bleibet und verfaulet, salariret, dasienige aber, so ihnen sonst bei der Casse zu bezahlen wäre, menagiret werden.

Zambor.

Zambor.

Ueber dasienige, so die Trabanten aus dieser Oekonomie iährlich ziehen, und bis $\frac{10}{m.}$ Rthlr. beträget, soll der Herr Cammerherr von Blumenthal 17000 Rthlr. an Pacht zur Generalkasse bezahlen, auf Iugement des Schazes aber sind ihm auf die Jahre 1715. 1716 und 1717. an Defalquen, und inclusive des adelichen und erstoffenen Salzes, 32675 Rthlr. passiret worden, nicht weniger prätendiret er de Ao. 1719. vor die 2 Schlüssel Kupneow und Lesnia, so zu der Oekonomie gehören, er aber nicht genossen, 5399 Rthlr. 5 Gr. 4 Pf., so zusammen

38074 Rthlr. 5 Gr. 4 Pf. beträget, welches die Casse weniger empfangen, als sie hätte bekommen sollen.

Diese Oeconomie ist sonsten an sich selbst sehr groß, und hat viele Dorfschaften, so, daß das Pachtquantum fast allein von den Einkünften der Unterthanen zu erheben, und solche vor diesem inclusive des Salzes, und der noch dabey gewesenen Staroftey Trowiz, so von Ihrer königl. Maiest. an den Hrn. Palatin von Masuren gegeben, und iährlich an die 10000 Rthlr. einträgt, dem königl. Schaze aber bis 40000 Rthlr. bezahlet hat. Ihro königl. Maiest. würden auch vielleicht mehrern Nuzen daraus zu hoffen haben, wenn

Sie

Sie selbige administriren, oder, in Consideration des wenigen Pachts, die Salzcocturen ganz eingehen ließen, hingegen die Landschaften, wohin das Zamborische Salz verführet wird, mit Dero Cracauer = Salz versorget würden, um so viel mehr, da dasienige, was etwa, wegen Abgang des Zamborischen Salzes, an dem Pacht dieser Oeconomie zurückbleiben und abgehen wird, durch den Verkauf des Cracauer gedoppelt ersezet werden dürfte, in mehrerer Betrachtung, wenn auch nur bey Ende des iezigen Contracts auf denen Masovischen Cammern ein Remanent von 4000 Tonnen verbleiben sollte, solches ein weit mehrers austragen würde, als Ihro königl. Maiest. aus der Zamborischen Oeconomie iährlich einzunehmen hätten.

Auch wäre nöthig, daß, wegen derer von dieser Oekonomie abgekommenen Schlüssel und Woytostwo, eine commissarische Untersuchung angestellet, und solche wiederum darzu gebracht würden.

Sendomir.

Von dieser Oekonomie hat Nahorecki iährlich 6000 Rthlr. zur Casse bezahlen sollen, es sind ihm aber gleichfalls auf die Jahre 1715. 1716 und 1717. an defalquen 3000 Rthlr. accordiret worden; nicht weniger ist er 3100 Rthlr. schuldig verblieben, so er iedoch ebenfalls nicht bezahlen

len, sondern wegen Bauung einiger Schiffe dem Schaze zurechnen will, und der Casse also zusammen

6100 Rthlr. abgehen, ohne zu gedenken des Schadens, so dieser Nahorecki in denen königl. Wäldereien verursachet, welcher auch ein ziemliches importiret.

Marienburg.

Der Viceoekonomus Müller hat iährlich von dieser Oekonomie 26666 Rthlr. 20 Gr. zur Casse zu bezahlen gehabt, so er aber keinesweges prästiret, sondern vielmehr inclusive dessen, so der Herr Woywode von Culm bekommen, und andern Pensionen auf die Jahre 1715. 1716. und 1717. 27447 Rthlr. 20 Gr., auf die Jahre 1718. und 1719. aber 28500 Rthlr., und also zusammen an defalquen

55947 Rthlr. 20 Gr. erhalten, und der Casse statt baaren Geldes zugerechnet. Von dieser Oekonomie sind ebenfalls verschiedene Güter und Hufen weggekommen, welche durch eine Commission zu untersuchen und wiederum darzu zu bringen seyn werden.

Grodno.

Der von Rechenberg und Perrin haben von dieser Oekonomie iährlich bezahlen sollen $\frac{12}{m.}$ Rthlr., nach des von Golz gemachten Disposition aber

haben

haben sie auf die Jahre 1715. 1716. und 1717. 8451 Rthlr. an defalquen erhalten, und da der von Rechenberg im abgewichenen 1719. Jahr mit Tode abgegangen, so bleibet er über dieses noch 7620 Rthlr. schuldig, hat also die Casse

16071 Rthlr. zu wenig empfangen, weil aber der Herr Graf Ossolinski mit dem von Rechenberg zugleich diese Oekonomie arrendiret gehabt, würde selbiger nicht unbillig zu Bezahlung derer leztern 7620 Rthlr. anzuhalten seyn.

Nicht weniger ist in den dasigen Wildnissen Potasche gebrennt, und die Holzungen, dem Verlaut nach, genuzet, der Casse aber davor à parte nichts berechnet worden.

Es solten auch die Baukosten, so daselbst aufgewendet worden und über 14000 Rthlr sich betragen, genau untersuchet und examiniret werden.

Brezsc und Kobryn.

Der vormalige Arendator dieser Oekonomien, Hr. Graf Puzina, hat iährlich davon zur Casse bezahlen sollen 8400 Rthlr., es sind ihm aber auf die Jahre 1715. 1716 und 1717. 16300 Rthlr. an Defalquen accordiret worden, auch ist der Pachter Ekielond über dieses pro Ao. 1718. dem Schaze 1300 Rthlr. schuldig verblieben, welches zusammen beträget eine Summe von

17600

17600 Rthlr., so der Casse abgegangen, und dahero ein gar weniges an selbige bezahlet worden.

Bialowiz.

Diese Oekonomie giebt iährlich das ihrige richtig ab.

Olita.

Hievon soll der Pachter, Hr. Graf Puzina, iährlich 1300 Rthlr. bezahlen, er bleibet aber dennoch pro Ao. 1718 und 1719.

650 Rthlr. bey der Casse schuldig.

Mohilow.

Diese Oekonomie hat vormals der Jude Speyer arendiret gehabt, und auf die Jahre 1715. 1716 und 1717. davon bezahlen sollen iährlich 12000 Rthlr. Weil aber solche durch die Confoederirten gänzlich ruinirt worden, ist er der Casse

27073 Rthlr. 29 Gr. 6 Pf. schuldig geblieben. Zudem sind viele Schlüssel, Dorfschaften und andere Grundstücke von solcher Oekonomie weggekommen, auch werden die Unterthanen zusamt dem Kawak durch übermäßige, und mehr als sonst gewöhnliche, Belegung derer Czopowe und Szetezne, auch von dem umliegenden Adel sehr gedrückt und mitgenommen, und dahero höchst

nöthig.

nöthig, daß durch eine abzuschickende Commis-sion eine genaue Untersuchung angestellet, die Pertinentien wieder herbey, auch denen Unterthanen auf eine oder die andere Art einige Erleichterung verschaffet würde.

In dieser Oekonomie wird sehr viel Flachs und Hanf gebauet; wenn man nun die Gelder zur Erkauffung einer Quantität von dergleichen Materialien emploirte, und nachgehends nach Preussen verführete, würde daraus ein groser Vortheil zu gewarten seyn, und die Revenüen dieser Oekonomie um das alterum tantum vergrößert werden.

Roggenhausen

hat den Pacht bey der Casse iährlich an 2000 Rthlr. richtig bezahlet.

Szavel.

Der litthauische Schazmeister hat dem Schaze iährlich 40000 Pf., oder 6315 Rthlr. aus dieser Oekonomie zu bezahlen versprochen, welches also von Ao. 1715. bis 1719. inclusive eine Summe von 31575 Rthlr. beträget, dargegen aber sind die Offiziers der litthauischen Armee darauf, und zwar jährlich mit 5000 Rthlr. assigniret worde, welches in 5 Jahren aber nur eine Summe von 25000 Rthlr. ausmachet, und hätte daher die Casse annoch

6575 Rthlr. bezahlt erhalten sollen, es ist aber nichts hievon eingegangen, auch ist noch die Frage, ob die Officiers der litthauischen Armee das ihrige richtig erhoben, und würde daher nöthig seyn, deswegen eine kommissarische Untersuchung anzustellen, auch den litthauischen Schazmeister zur Bezahlung des Rests an die Generalcasse anzuhalten.

Ratengelder und Pfundkammer.

Diese sind von Ihro königl. Maiest. an den Hrn. Grafen von Wackerbarth à parte zu berechnen überlassen worden.

Cronzölle.

Solche haben Ihro königl. Maiest. der Fürstin Lubomirska überlassen.

Litthauische Zölle

Haben Ihro königl. Maiest. dem Hrn. Generalfeldmarschall, Grafen von Flemming, ad dies vitae überlassen.

Kozenice.

Diese Oeconomie hat voriezo der Generalmajor Münnich in Besiz, und ist von diesem wiederum an Tüllemann pro 1000 Rthlr. verpachtet worden, es wird aber von ihm nichts zur Casse bezahlet; vorher hat solche der Hauptmann

Berrin-

Verringer administriret, anstatt aber, daß er davon etwas hätte bezahlen sollen, hat man ihm zu deren Unterhaltung, und die Oeconomie in besseres Aufnehmen zu bringen, weil durch die Confoderirten viel Schaden geschehen, annoch aus der Casse supplementiren müssen.

Weil aber diese Oeconomie sich in dem Stande befindet, nicht allein das Bedürfniß dem kön. nigl. Stalle an Hafer und Heu größtentheils zu fourniren, sondern auch über dieses an allerhand Victualien, Federvieh, Butter ꝛc. Wildpret und Fischen, einen Ueberfluß hat, und die Lieferung davon zur königl. Küche, nicht weniger des nöthigen Holzes vor die Hofstadt, geschehen könnte, als wären hierunter hinlängliche Anstalten vorzukehren.

Tiegenhoff

ist verpfändet.

Terchow

ist eine Starostey, so zu Marienburg geschlagen, und dem Vicevekonomo Müller mit verpachtet worden.

Olkucz

Sind die Erzbergwerke, und so reich, als sie in keines Herrn Lande zu finden sind, sie zeigen

sich zu 2 bis 3 Claftern breit, als wie die Steinbrüche, führen Glanzerzt bey sich, welches, nebst einer großen Quantität von Bley und Glät= te, ein ziemliches an Silber, und, nach gemach= ter Probe, auch etwas Gold bey sich hat.

Diese Bergwerke hat der Cammerrath Stein= häuser im Sept. 1718., nebst einigen mitgenom= menen Bergwerksverständigen aus Freyberg, ge= nau untersuchet, und befunden, daß die beiden Stollen gänzlich verfallen, und die Werke durch die vielen darinnen befindlichen Wässer ersoffen.

Nun würden zwar zur Reparirung derselben 90 bis 100000 Rthlr. erforderlich, iedoch aber auch, wenn die Werke in guten Stand gebracht, in kurzer Zeit daraus hinwiederum mit großer Avantage zu ziehen seyn, und wäre Schade, wenn diese Bergwerke also fernerhin unbebauet liegen bleiben sollten.

Der Cammerrath Steinhäuser und der Obri= ste Mier haben zwar im Jahr 1718. diese Deco= nomie pachten wollen, weil ihnen aber das Schazgerichte solche nicht vollkommen mit allen königl. Antheilen und Kuxen übergeben, noch weniger sie in die Possession derselben sezen kön= nen, sie aber bei dergleichen Ungewißheit sich der besorgenden Gefahr zu exponiren, noch in

ande=

anderer Particulierpersonen Antheile ein so groses Quantum zu stecken, bei sogestalten Sachen, nicht resolviren können, so ist solches bis daher unterblieben, wiewol sich nach der Zeit der Hr. Woywode Ribinski offeriret, in den Contract zu treten, und das accordirte Quantum an Ihro königl. Maiest. zu bezahlen, dabei aber auch durch einen Reichstagsschluß es in die Wege richten wollen, daß denen sämtlichen Gewerken proponiret werden sollte, ob sie zu diesem Bergwerksbau das ihrige pro rata zugleich mit beizutragen gesonnen? widrigenfalls sie ihres Antheils daran verlustig seyn, und solches dem königl. Schaze anheim fallen sollte, beruhet also nur auf Ihrer königl. Maiest. Resolution, ob Dieselben dem Hrn. Woywoden solche zu überlassen allergnädigst geruhen wollen.

Nicht allein die Bergwerke, sondern auch die Stadt Olkucz selbst, so aniezo totaliter ruiniret, würde dadurch wiederum in gutes Aufnehmen zu bringen seyn, besonders wenn Ihro königl. Maiest. und die Republique auswärtigen Bergleuten Erlaubniß geben, sich daselbst häuslich nieder zu lassen, und ein freies Exercitium Religionis zu treiben.

Im übrigen will iedermann versichern, daß, wenn sothane Bergwerke nur einmal wiederum in

einen bessern Stand gesezt worden, iährlich nach Abzug aller Unkosten, das alterum tantum des Aufwands daraus, nebst göttlichen Seegen, zu hoffen seyn würde.

Garberie

ist die Salzsiederei zu Wieliczka und Bochnia.

Weil aber das von Ihrer königl. Maiest. dem Cammerrath Steinhäuser iährlich akkordirte Quantum Steinsalz von $\frac{120}{m.}$ Tonnen, aus bereits oben angeführten Ursachen, nicht konsumiret werden kann, so wird iezo kein Salz daselbst gesotten, sondern das Salzwasser, welches man mit grosen Kosten zu Konservirung der Werke, daß sie nicht ersauffen, aus denen Bergen herauf ziehen muß, weggegossen.

Dieses Wasser führet eine so starke Sohle bey sich, als kein anderes Salzwasser hat, und wenn Ihro königl. Maiest. die Veranstaltungen dahin treffen zu lassen geruhen wollten, daß in Dero Königreich Pohlen aller Orten alles fremde, als nämlich brandenburgisches, russisches und Seesalz einzuführen verbothen, hingegen aber aus dem Wieliczker Salzwasser Salz gesotten, und das Land damit versorget würde, würde dem königl. Schaze dadurch bis etliche Tonnen Goldes

an

an Revenüen zuwachsen, zu geschweigen, daß viele auswärtige Länder, auch Sachsen selbst, mit diesem gesottenen Salz provedirt werden könnten.

Im Fall aber die Einfuhre nach Sachsen nicht geschehen sollte, würde man dennoch durch eine Vertauschung des pohlnischen mit dem österreicher und brandenburgischen Salz, und zwar, daß von diesem ein gewisses Quantum nach Sachsen geliefert, im Gegentheil aber wiederum so viel pohlnisch Salz von Schlesien und brandenburgisch Preussen abgenommen würde, den debit vergrößern können.

Churländische Schuzgelder.

Wer solche seit Ihrer königl. Maiest. glorwürdigsten Regierung erhoben, und wie viel selbige eintragen, ist dem Cammerrathe Steinhäuser eben nicht so genau bekannt, iedoch ist an dem, daß zu Zeiten des höchstseligen Königs davor an den Schaz eine gewisse Summe bezahlet worden.

Um aber desfalls in sichere Erfahrung zu kommen, und damit auch Ihrer königl. Maiest. teutsche Herren Ministri genugsame Information haben, was nemlich zu denen königlichen Tafelrevenüen eigentlich gehöre, so dürfte nicht undien-

lich seyn, wenn Ihro königl. Maiest. das ganze pohlnische Archiv von dem Schazschreiber Kicinski abnehmen, in Deroselben teutschen Kanzley perlustriren und davon Abschrift behalten lassen wollten.

Staroſtey Spisz.

Diese Staroſtey hat vor diesem, so viel man davon informiret ist, bis 1000 Dukaten zu dem königl. Schaz bezahlet; ob aber seit Ihrer königl. Maiest. glorwürdigsten Regierung davon etwas eingegangen, oder ob Ihro königl. Maiest. sothane Einkünfte an andere überlassen oder verschenkt, ist dem Cammerrath Steinhäuser nicht bekannt, wäre also zu untersuchen, und diese Revenüe wiederum herbey zu bringen.

Staroſtey Trowiz.

Diese haben Ihro königl. Maiest. an den Hrn. Palatin von Masuren überlassen, und demselben geschenket.

Verbesserung der Zölle durch Niederlagen.

Wenn in Lissa und Fraustadt eine Stapelgerechtigkeit aufgerichtet würde, daß kein Vieh, wie es auch Namen habe, mehr über die Gränze getrieben werden dürfte, diejenigen aber, so dergleichen aus Pohlen abholeten, den Zoll nach

einer

einer gewissen, auf iedes Stück Vieh gelegten Taxe, bezahlen müsten, würden sich nicht allein die Zölle zwei, drei, und viermahl mehr verbessern, sondern auch, weil Deutschland des Pohlnischen Viehes nicht entübriget seyn kann, Geld nach Pohlen gebracht werden, diese beiden Städte dadurch ins Aufnehmen, das ganze Commerzium aber in bessern Flor kommen, die Consumtion Fremder, viel einbringen, auch der Zoll von denen ausländischen Waaren richtig bezahlt werden müssen.

Die Herren Pohlen selbst würden dadurch weit mehrere Avantage und Nuzen zu hoffen haben, als wenn sie das Vieh auffer Landes führen, in Betracht, daß sie, wenn sie ihr Vieh nach Schlesien treiben, erstlich viele Unkosten auf Futter und Zehrung, weil daselbst alles viel theurer als in Pohlen ist, aufwenden, 2) denen schlesischen Einwohnern, so den Verkauf vor andern haben, das Vieh um eine gewisse Taxe überlassen, 3) auf die Bezahlung vielmahl einige Zeit warten, und dabei ihr Geld verzehren müssen, da hingegen alles dieses nicht zu besorgen, wenn sie das Vieh in Pohlen verkaufen; der Käufer muß es um einen civilen Preiß sogleich baar bezahlen, vor Futter und Zehrung sein Geld in Pohlen zurück lassen, auch nachgehends den Zoll davon richtig abgeben.

Münzwesen.

Wenn Ihro königl. Maiestät mit consentement der Republique selbst Münze schlagen liessen, würde daraus nicht ein geringer Vortheil entstehen, zumal wenn die Bergwerke ins Aufnehmen gebracht, und das Silber um den constitutionsmässigen Preis zur Münze geliefert werden müste.

Was die iezige Zeit in Pohlen Gäng- und Gäbemünze, so Ihro königliche Maiestät in Preussen, und andere in Tymfen und Szostaken schlagen lassen, anbetrift, so findet sich unter einer Mark nicht mehr den 5. Loth fein Silber, das andere aber ist lauter Zusaz, wodurch also denenselben ein großer Nuzen zuwächset.

Bey Münzung der Schillinger würde nicht weniger das alterum tantum zu gewinnen seyn.

Ueberhaupt aber wäre dieses Münzwesen genau zu examiniren, und eine Egalite des pohlnischen mit dem säsischen zu treffen, daraus sich denn der Nuzen vor Ihro königl. Maiestät ganz klärlich zeigen würde.

Holzwaldungen.

Ihro königl. Maiestät haben bis hieher alle Wildnüsse aufs beste menagiret, so aber Dero hohen Interesse ganz zuwider, und denselben

viel

viel convenabler seyn würde, wenn mit Auswärtigen Contracte geschlossen, ihnen Schiffe und ander Bauholz geliefert, Bretter, Latten und Schindeln gearbeitet, Potasche und Pech gebrennet, nicht weniger Brennholz geschlagen, und im Lande hin und wieder verkaufet würde.

Ein solches nun um so viel eher zu bewerkstelligen, müste man einige Entrepreneurs suchen, auch denen Ausländern solches durch Zeitungen bekannt machen, nicht zweifelnd, daß sich dergleichen schon finden sollten, zumal wenn ihnen die Versicherung zugleich gegeben würde, daß sie sich alles Schuzes und Protection zu versprechen haben könnten.

Honig, Wachs und Wachsbleiche.

Weil in denen Wildnüssen, in specie in Litthauen, und in denen Neuburgischen Güthern, sich sehr viel Honig befindet, so würde denen Jägern, so die Obsichten darüber haben, anzubefehlen seyn, daß sie, nebst ihren Buschknechten und einigen zugegebenen Leuten oder Unterthanen aus denen Oekonomien, solchen sammlen, und an den Oekonomum in der Oekonomie gegen Bezahlung etwas wenigen abgeben sollen, diesem aber würde zu ordonniren seyn, daß er den Honig separire, sodann das Wachs ausschmelze.

Wachs-

Wachsbleichen anlege, das Wachs verkaufe, oder in natura zur königlichen Silberkammer zu Lichtern und Fakeln liefere, vor das Verkaufte aber das Geld der Casse à parte berechne.

Nicht weniger wäre von dem Honig Meth zu machen, welcher in Pohlen in großer Menge debitiret wird.

Jagdprofite.

Denen sämtlichen Jägern aller Orten sollte eine gewisse Anzahl Fuchs = und Wolfsbälge, auch Bärenhäute zu liefern auferleget werden, womit entweder ein Commercium etabliret, oder solche den Jägern selbst um einen gewissen Preiß angeschlagen, und eines Theils statt ihrer Besoldung angerechnet werden könnten, welchenfalls die königl. Casse denselben um so viel weniger zu bezahlen haben würde.

Auch müsten die Jäger dahin angehalten werden, nach Beschaffenheit der Orte, wo Ihro königl. Maiest. Sich befinden, das benöthigte Wildpret, an allerhand Sorten, zur königl. Küche zu liefern.

Ueberhaupt aber wäre die Veranstaltung zu treffen, daß dieienigen Oeconomien, so an der Weichsel gelegen, oder in der Gegend, wo Ihro königl. Maiest. Hoflager sich befindet, die benö-

thig=

thigten Victualien zur königl. Küche, an allerhand Fleisch, Federvieh, Fischen, Eier, Butter, Mehl, Bier u. dgl., wie nicht weniger die Fourage an Hafer, Heu und Stroh, zum königl. Stall, um einen gewissen Preiß und Taxe, liefern und herbeischaffen müsten, gestalten solches die höchstsel. Könige in Pohlen gleichfalls iederzeit also gehalten, und vieles dadurch menagiret werden dürfte.

Neuburgische Güter.

Was diese bisher eingetragen, ist dem Cammerrath Steinhäuser nicht bekannt, weil der Hr. Landeshauptmann von Wobeser solche in Administration hat.

Vacante Starosteyen.

Ob Ihro königl. Maiest. die Revenüen von den vacanten Starosteyen, so lange selbige nicht vergeben werden, zu Dero Schazeinkünften ziehen zu lassen geruhen wollen, wird zu Dero allergnädigsten Resolution anheim gestellet.

Ferner, und über dieses wäre

1) hauptsächlich darauf zu sehen, daß bey iedesmaligem angehenden Pacht oder Administration, ieder Oekonomie, dem Pachter oder Administratori ein gewisses Inventarium von Getreide,

Pfer-

Pferden, Rind = Schaaf = und Federvieh, Schiff und Geschirr u. dgl. übergeben würde, vermöge welchen er verbunden seyn sollte, bey Endigung seines Pachts oder Administration, alles in solchem Stande hinwiederum abzugeben und zurück zu lassen.

Dieses würde zum Aufnehmen derer Oekonomien vieles beytragen, ie mehr solche bis daher ruiniret worden, wenn die Pachter bey Ende ihres Pachts alles und iedes mitgenommen, auch zuweilen nicht einen Nagel in der Wand gelassen.

Und ob zwar noch bis iezo in keiner Oekonomie ein Inventarium vorhanden, so wäre dennoch die Veranstaltung zu treffen, daß ieder Administrator und Arendator dergleichen bey Endigung seines Contracts zurück lassen müste, welches ihme denn nach einer gewissen Taxe bonificiret, und dem Contracte in Zukunft mit inseriret werden könnte, wie denn auch bey Verpachtung derer Oekonomien besser seyn wird, die Pachtzeit lieber auf mehrere als wenigere Jahre zu extendiren.

2) Nächst diesem würde auch nicht undienlich seyn, wenn von dem Schaze bei einer ieden Oekonomie ein Gegenschreiber bestellet würde, welcher von der Beschaffenheit derselben und dazu gehörigen Ländereien, Dorfschaften und

Grund=

Grundstücken genaue Erkundigung einziehe, und sich informire, dabei auf des Arendatoris Haushaltung gute Aufsicht habe, von Zeit zu Zeit seinen Bericht nebst Anmerkungen, in was vor Zustand sich die Oekonomie befindet, was bei selbiger zu verbessern, und wie denen einreisenden Schäden in Zeiten vorzukommen, einschicke und raportire, wodurch denn der Schaz nach und nach von allen Sachen genaue Kenntniß bekommen würde. Ein solcher Gegenschreiber aber dürfte jährlich ein sehr weniges kosten, und sich viel ehrliche Leute, auch abgedankte Offiziers, finden, welche dergleichen Officium, um nur ihre Lebenszeit hinzubringen, gerne und willig übernehmen werden.

3) Zuvorangeführter Einrichtung nun, und damit alles, was etwa von Ihro königl. Maiestät von denen Oekonomien verschenket, oder durch negligence derer Administratorn oder Arendatorn davon abgekommen, und die avulsa wiederum herbeigebracht, auch denen Unordnungen, so dabei eingeschlichen, abgeholfen, nicht weniger selbige in einen bessern Stand gesezet werden mögen, würde unumgänglich nöthig seyn, eine Generalkommission, wie zu Zeiten des höchstsel. verstorbenen Königs Johannis III., daß solche nemlich nichts koste, niederzusezen, welche denn eine Untersuchung

chung der sämtlichen zur königlichen Tafel gehörigen Oekonomien, samt deren Pertinentien, anstelle, alle Schlüssel, Starosteien, Ländereien, Dorfschaften und Grundstücke, so vor diesem dazu gehöret, wiederum herbei bringe, die Unordnungen, so in Beschwerungen der Unterthanen mit vielen oneribus vorgehen, abschaffe, und in Summe sämtliche Oekonomien und Cammerstücke in einen solchen Stand und gute Verfassung bringe, daß nicht allein die Depensen bey der königl. Tafel, ingleichen des Stalls und Bauamts, davon bestritten, sondern auch die Bezahlung der Pensionen, nach dem Reglement, iederzeit richtig erfolgen mögen.

Auffaz

Aufsaz

wie die

königl. Oeconomien de Ao. 1718. durch drei auf einander folgende Jahre verpachtet worden, wie viel deren sind, was sie jährlich eintragen, und an die pohlnische Generalkasse, zu Bezahlung der Pensionen und Besoldungen, nach dem in Fraustadt Ao. 1718. gemachten Reglement, bezahlen sollen, als:

	Rthlr.	sgl.	Pf.
Wielkorzondi und Niepolomice -	14000	—	—
Zambor - - -	17000	—	—
Sendomir - - -	6000	—	—
Marienburg et Terchow -	26666	20	—
Grodno - - -	12000	—	—
Brezsc et Kobryn - - - -	8400	—	—
Bialowiz - - -	600	—	—
Olita - - -	1300	—	—
Mohilow wird vom Obristlieut. Hannemann administriret - - -	9276	—	—
Roggenhausen - -	2000	—	—
Szavel - - -	6315	—	—
Summa Einnahme	103557	20	—

Kozenice hat der General Münnich, und giebt nichts.

Olkucz ist zwar an den Obristen Mier und Cammerrath Steinhäuser verpachtet, aber nicht in Possession gegeben worden, weil das Schazgericht nicht einmal anzeigen können, welche Kuren Ihro königl. Maiest. zugehören.

Dagegen sind nach dem in Fraustadt Ao. 1718. gemachten Reglement, aus obigen Revenuen an ein und andere zu bezahlen gewesen, als:

Rthlr.	sgl.	Pf.	
7000	—	—	an die Offiziers der Cronarmee werden aus der Oekonomie Brezsc bezahlt.
5000	—	—	An die Offiziers der Litthauischen Armee werden aus der Oekonomie Szavel bezahlt.
47094	22	—	an die Ministros und Pensionäres.
	—	—	an die Kammerherren
	—	—	an die Kammeriunker.
11069	—	—	an die Räthe, Sekretärs und Kanzleibedienten.
	—		
3149	10	—	an die Capelle.
6729	22	—	an die Domestiquen.
2200	—	—	an die Baubediente und Arbeiter.
4912	—	—	an die Musikanten.
3107	21	—	an die Jägerey.
1032	—	—	an die Schifsbediente.
91294	15	—	Summa der Ausgabe.

Nun ist die Einnahme 103557. Rthlr. 20 sgl. Die Ausgabe aber nicht mehr, als 91294 Rthlr. 15 sgl., so, daß man hätte glauben sollen, daß die Einkünfte hinlänglich genug seyn würden, alles, was bey der Generalkasse angewiesen worden, zu bezahlen; es ist aber dabey in Consideration zu ziehen, daß

1) der Pacht nicht bey allen Oekonomien mit 1. Januar, sondern bey einigen 1. April, bey an-

andern aber erst 1. Jul. des 1718. Jahres, seinen Anfang genommen.

2) Sind verschiedene Oekonomien wegen erlittenen Wasserschadens und andern Umständen, wie Eingangs bey einer ieden specifice angemerket, Defalquen accordiret worden, so, daß demnach unmöglich gewesen, bey Ermangelung und Zurückbleibung der Gelder, nach dem Reglement, alles in den zwey nach einander folgenden Jahren 1718 und 1719. zu bezahlen und abzuführen, wie denn aus beygefügten Tabellen sub C. et D. was sowol die Einnahme, als Ausgabe gewesen, mit mehreren zu ersehen seyn wird.

Generalextract

dessen,

was Ihro königl. Maiest. bey Dero Generalkasse an Pensionen und Besoldungen von Ao. 1715 bis ult. Decemb. 1719. zu bezahlen restiren, und was Dieselben auf eben diese Zeit annoch aus den Oekonomien an rückständigen Pachtgeldern zu fordern haben.

Vermöge der Tabelle Lit. A. verbleiben Ihro königl. Maiest. an Pensionen und Besoldungen von Ao. 1715 bis ult. Decemb. 1717. zu bezahlen die Summa von

Rthlr. 121399. 8. 5.

Transp. Rthlr. 121399. 8. 5.

Daß so viel Rückstand verblieben, verursachet die mehr als dieses betragende extraordinaire Ausgabe, und was, auser dem Reglement, vor andere Depensen bezahlet worden.

Vermöge Tabelle Lit. C. verbleiben Ihrer königl. Maiest. an Pensionen und Besoldungen auf die Jahre 1718 und 1719. noch Rest Rthlr. 62570. 5. 9.

Summa Rthlr. 183969. 14. 2.

Dagegen hätten Ihro königl. Maiest. annoch zu erhalten aus denen Oekonomien, vermöge Tabelle B. von Ao. 1715 bis 1717. Rthlr. 254104. 23. 6.

Ferner von Ao. 1718 und 1719., nach der Tabelle sub D., inclusive der Cautionsgelder Rthlr. 59644. 5. 4.

Summa Rthlr. 313748. 28. 10.

Wie nun von diesen leztern Rthlrn. 313748. 28. sgl. 10 Pf. nichts, oder nur etwas weniges, bey der Casse eingehen dürfte, gleichwohl aber die Pensionalisten und Domestiquen um Bezahlung ihrer rückständigen Pensionen und Besoldungen ansuchen, so wird zu Ihrer königl. Maiest. allergnädigsten hohen Ueberlegung unterthänigst anheim gestellet, ob Dieselben zu deren Befriedigung einen

an=

andern Fond ausfündig machen zu lassen, oder aber solche gänzlich, oder zum Theil, zu cassiren geruhen wollen, damit die Generalcasse einmal in eine richtige Ordnung gebracht würde; widrigenfalls, und wenn dieses nicht auf eine oder die andere Art reguliret werden sollte, dürften zwar wohl einige ihre rückständige alte Forderungen erhalten, dagegen aber wiederum neue Reste anwachsen, und allezeit über die pohlnische Casse Klage geführet werden.

Wollten auch Ew. königl. Maiest. in hier nachstehendem, und im Jahr 1718. in Fraustadt gemachten Reglement einige Aenderung treffen, und ein und andere Besoldungen einziehen, so dürfte vielleicht hiedurch die Casse auch einigermasen soulagiret werden.

Ueber das

Graf Schönbornische Betragen gegen seine Unterthanen, bey Gelegenheit der Vermählung seiner Tochter mit dem Grafen von der Leyen, zu Pommersfelden oder Schloß Weisenstein. 1788.

Sie werden durch einige unserer neuen und ältern Reisebeschreibungen ohne Zweifel mit dem vortreflichen Schloße **Weisenstein**, auf einem sanften Hügel in einer lustigen Wiesenebene, dicht am Dorfe **Pommersfelden**, so bekannt worden seyn, wie es die Gegend und das herrliche Gebäude verdient. Aber schwerlich sind Sie auch mit den frohen Tagen bekannt, die der Graf **Schönborn**, bey Gelegenheit der Vermählungsfeier seiner Tochter an den liebenswürdigsten Grafen von der **Leyen**, Hohen und Niedern geschaffen hat. Je gewöhnlicher es wird, daß die Grosen in der Welt alles nur für sich oder im **Auslande**, wo sie keiner ihrer **Unterthanen** beschreien kann, geniesen; ie seltener sie diesen, für so viel Frohnen, Steuern und Abgaben, noch einen frohen Tag machen, desto lauter sollte es gesagt werden, wenn dann und wann ein sparsamer Fürst oder Graf, am Geburts- oder Trauungstage seiner Kinder,

auch

auch dem Volke, durch irgend einen gestatteten Genuß, zu erkennen giebt, daß er es nicht stief behandle. Ein solcher Graf ist Schönborn, in dessen Ländereien man sich nur kurze Zeit darf aufgehalten haben, um sich zu überzeugen, daß er weiser Regent für dieselben sey. Denn ich habe in keines Grafen Lande den Wohlstand, die Ordnung, die richtige Vertheilung der Geschäfte unter die Dienerschaft, in keines weniger Unzufriedenheit mit Dienern und Herrschaft bey den Unterthanen, und dagegen in keines mehr wissenschaftliche Kenntniß und Menschenliebe bey dem Herrn selbst gefunden, als bey dem wirklich selbstregierenden Grafen Schönborn.

Er residirt meistentheils in Wiesentheid und in dem einige Stunden mehr gegen Schweinfurth hinliegenden Gaybach; zur Winterszeit aber gewöhnlich in Mainz, wo er, so wie auch in Aschaffenburg, seine eignen Höfe hat. Beide vorher genannte Orte haben ein lustiges Ansehen, mehrere schöne Gebäude, unter denen sich doch Wiesentheid durch die leztern am meisten auszeichnet. Gaybach hat aber eine desto schönere Bibliothek, die einer grosen Stadt Zierde seyn würde. Denn auser vielen grosen herrlichen Werken in einem schönen Gebäude, hat sie auch eine beträchtliche Anzahl alter Classiker in Handschriften, die noch

gar nicht benuzt sind. Und doch ist ihrem Besizer eine Willfährigkeit zum Darreichen so eigen, wie andern Mißgunst zum Behalten. — Lebt der Graf noch lange, und tritt sein Erbe in seines Vaters Fußstapfen, so sehe ich schon im Geiste in Wiesentheid ein artiges Städtchen aufleben. Das Schloß fällt nicht sonderlich in die Augen, desto geschmackvoller ist aber dessen Innerliches, und anmuthig der beträchtlich grose Garten am Schloße. Ich fand in ienem eine vortrefliche Handbibliothek, mit der ich mir oft sehr gütlich gethan habe; sie enthielt alles, was Italien, Frankreich, England und Deutschland schönes in der Litteratur erzeugte; fand die neuesten und besten Musikalien und Instrumente, denen aber auch die Bedienten des Herrn, zum Theil wahre Virtuosen, vollkommen gewachsen waren; fand treffliche Kupferstiche, fand — was mehr als dies alles ist, einen Besizer, dessen ansehnliches Aeussere schon seinen innern Gehalt ankündigt, einen Kenner von dem allem, einen Freund der gesunden Vernunft, einen Verehrer der Religion seiner Kirche, iedoch fern von allem Mönchsunsinn und Intoleranz gegen anders Denkende. Selbst unter seiner Handbibliothek fand ich die Berliner Bibliothek und andere Schriften vernünftiger Protestanten und unter seinen Unterthanen fühlen es Lutheraner und Juden gleich wenig, daß ihr

Herr

Herr der römischen Kirche angehöre. Selbst die Kinderzucht, die ich in dieser Familie wahrgenommen habe, war nicht die **weichliche**, die man an so manchem grosen und kleinen Hofstaat zu finden pflegt, wie die pädagogische Chronika davon schreibt.

Doch, ich wollte Ihnen diesmal ia nicht die Vorzüge dieses Hofes, sondern nur die zweckmäsige, edle Generosität schildern, mit der er, besonders nach dem Vermählungstage seiner vortreflichen Tochter, der nunmehrigen Gräfin von der Leyen, der der Gott der Ehen keine Art von Ehefreuden versagen müsse, eine beträchtliche Menge Menschen von allerlei Ständen vergnügt hat. Am Vermählungstage selbst bin ich nicht zugegen gewesen, ich kann Ihnen also weiter nichts von diesem sagen, als daß der eben so menschenfreundliche als gelehrte Coadiutor, Herr von Dahlberg, Onkel des Bräutigams, die Trauung selbst vollzogen habe. Dahlberg ist zur Stunde noch der herrliche, gefällige Mann, wie Sie ihn als Stadthalter von Mainz kennen; nicht finster, wie sonst die Metaphysiker, aber bei weitem auch nicht von dem Ernste fern, den seine hohen Würden von ihm heischen. Mich bracht erst ein gedrucktes Invitationsbillet zu einem freien Masquenball, das ich in Erlang

erhalten hatte, etliche Tage nach der wirklichen Trauung dahin, und noch muß ich sagen, daß mich diese Excursion unter allen, die ich ie gemacht habe, am wenigsten reuet. Es war der herrlichste Abend, herrlich, wie ihn die Natur in einer an sich schönen Gegend nur immer feiern kann, als ich in den weiten, erleuchteten Schloßhof trat. Ich eilte ins Schloß selbst, und fand zu meinem wahren Entzücken die berühmte Treppe, die sie noch aus Nikolai kennen werden, mit mehrern hundert Wachslichtern erleuchtet, und überaus geschmackvoll mit Quirlanden behängt. Ich wuste Anfangs nicht, solt' ich auserhalb dieser entzückenden Region stehen bleiben, oder der aus dem prächtigen Marmorsaale entgegen lockenden Musik, der sich die Masquen in starken Zügen zudrangen, näher treten. Ich trat mit in den Saal, und fand hier und in den Nebenzimmern in allem gegen 500. Menschen versammlet, die insgesamt hohe Freude glüheten. Zween Chöre Musik spielten abwechselnd so schön, wie ich sie nur in Dresden einst gehört habe; die Herrschaften mischten sich selbst in die tanzenden Reihen, fern von der spanischdummen Steifigkeit, mit der ie zuweilen der kleine hohe Adel wie vom Satan besessen zu seyn scheint, und dann durch seine Convulsionen sich und andere Menschen mit langer Weile peinigt. In den Nebenzimmern waren

ren Spieltische für allerlei Partien bereitet, es konzentrirte sich aber alles auf dem Pharotisch, wo iedoch so mäsig gespielt wurde, daß wol schwerlich iemand Ursache haben mochte zu bereuen, sich ihm genähert zu haben. Die Versammlung selbst bestund aus dem seltsamsten Gemische. Personen von allerlei Ständen aus Erlang, Nürnberg, Bamberg, Würzburg, und dem Steigerwalde überhaupt. Adeliche und Nichtadeliche, Studenten und Professoren, Regierungsräthe und Advokaten, lutherische und katholische Geistliche, und Mädchens und Damens, frisch und schön, wie sie der gesunde Steigerwald und seine benachbarten Städte nur immer liefern können; doch fand ich keine darunter, die an Schönheit die Gräfin Braut übertroffen hätte. Verzeiht mir dies Geständniß, ihr Schönen auf und um den Steigerwald; ich hab es zum Theil selbst von Euch am Balltage gehört und hier — wo mit hoher Schönheit noch höhere Tugend und Sittsamkeit so glücklich vereint ist, darf Wahrheit am wenigsten verschwiegen werden. — Ich stund gerade an ein paar Capucinern, als der regierende Graf sie fragte: nun, Capuciner, wie gefällt es Ihnen hier? „O Ihr Excellenz! — “ und die Freudefülle machte sie sprachlos; sie schlugen die Hände zusammen, als wollten sie sagen: Deus nobis haec otia fecit. Der Weltweise Dahlberg

berg gieng einigemale den Saal auf und ab, als sammelte er Stof zu einer neuen Theorie, über den vernünftigen Gebrauch irdischer Ergözlichkeiten. Ich schlich ihm nach, wie ein miniatrirender Geistlicher, und berechnete im Stillen die hohe Summe von Glückseligkeit, die er einst noch weit umher über unser deutsches Vaterland würde verbreiten helfen. Ich hätte dem stillen Weisen gerne die Hand dafür gedrückt, daß er bey seinen grosen Angelegenheiten doch den Kreis der Fröhlichen nicht flohe. — Und wie wurden denn diese Gäste insgesammt bewirthet? Freund, dies übertraf alle Beschreibung. Die besten Rhein- und Frankenweine, samt Bourgonie und Champagner, stunden iedermann, so viel er wollte, auf ieden Wink bereit, daß manche oft müsten gewunken haben, können Sie daraus schliesen, weil alleine 200 Bouteillen Champagner sind geleeret worden. So lüstern war auch hier der Deutsche nach fremdem Gut, daß er dem Anscheine nach selbst den köstlichen Hochheimer vergeßen zu können schien. Hier an diesen milden Ausflüssen der Gastfreundschaft wurde alte Feindschaft vertrunken, und neue Freundschaft geschworen; hier wurde dem gräflichen Hause Gottesseegen erbeten, und hier dem neuen Ehepaar ewige gegenseitige Liebesergiesungen, so rein und unverfälscht gewünscht, wie hier unverfälscht der Preis gegebne Wein floß.

Man-

Mancher, dem ein solcher freier Masquenball eine der seltensten Erscheinungen auf Gottes Erde war, schien zwar etwas tief in das poculum hilaritatis geblickt zu haben; doch sah ich, auser etlichen Advokaten und einem Candidaten des heil. Ministeriums, die insgesamt sich für Freude mehr trunken gepiaudert, als trunken getrunken hatten, keinen Taumelnden, und in dem ganzen frohen Creise kein Vieh. Ich bin einst bei der Jubelfeier der Universität Würzburg zugegen gewesen, und hab' in der Stille oft die schönen Anstalten des Fürstbischofs bewundert, und seine landesväterliche Theilnahme an den wissenschaftlichen Auftritten geseegnet; aber geärgert hab' ich mich über das geizige Benehmen seiner Kellerbedienten an gewissen feierlichen Tagen, wo keinem zuschauenden Fremden, der nicht selbst an den grosen Tafeln sizen durfte, und doch nach einem Pröbchen lüstern war, auch nur ein Trunk an der Quelle des Bacchus von seinen Dienern abgereicht wurde, ohnerachtet sie selbst ganz ohne Scheu bewiesen, daß sie dieses Gottes ächte Söhne wären. Eine solche Filzigkeit der Bedienten war hier in keinem Stücke auch nur im mindesten merklich. Denn was ich von der Milde der abgereichten Weine sagte, das gilt auch von allen, bei solchen Festins nur immer schicklichen Arten der Erfrischungen, die in der Qualität,

wie

wie in der Quantität, aller Anwesenden Wünsche weit übertrafen. Selbst das Betragen der dabei aufgestellten Bedienten war so anständig, daß ich ihren Herrn weder an diesem, noch an ihrer Kleidung verkennen konnte. Noch am Morgen nach 5 Uhr fragte der Graf selbst bei ihnen an, ob auch iedermann zur Genüge empfangen habe, da noch ein beträchtlicher Vorrath bei einigen Artikeln vorhanden war. Noch am Morgen um 5 Uhr sasen einige der liebenswürdigsten Jungfern am Coffee- und Theetisch. Alles war generös und mit Geschmack geordnet, alles in dem kostbarsten Service abgereicht, niemand brüsquirte, niemand wurde brüsquirt; kurz, niemand verfehlte seinen Zweck, sich anständig im hohen Grade zu vergnügen.

Doch, ich will aufhören, Ihnen eine Lustbarkeit zu schildern, bey deren Lobpreisung ich bey Ihnen leicht in den Verdacht kommen könnte, als hätt' ich bey dem Genuße derselben zu stark participirt. Aber nein, denn, wie Sie wissen, lieb ich nicht Tanz, Wein und Weiber, aber desto mehr, vermöge meiner sympathetischen Gefühle, eine Groupe froher Menschen. Früh um 6 Uhr schwanden allmählig, nachdem man die prächtige Sonne aus dem Schloße hatte aufgehen sehen, die Ballglieder und ieder Fremde zog wie-

der heim in sein Land. Ich blieb in einem benachbarten Dorfe, um auch den heutigen Tag mitzufeiern, der für die **Unterthanen** des Grafen recht eigentlich bestimmt war. Alle, die auf der Höhe des Steigerwalds zu Hause waren, versammelten sich gegen Mittag in ihrem Dörfgen, unter der Anführung ihrer Schultheisen, mit ihrem Gewehr, und zogen um 2 Uhr in das Schloß, wo sie vor den gesamten herrschaftl. Personen paradirten, von ihnen gnädigst empfangen, und dann stattlich unter freiem Himmel, bey gehöriger Herrichtung der Tische mit Speise und Trank traktirt wurden. Dies soll unter allen Feierlichkeiten für die Herrschaft die angenehmste gewesen seyn; daß sie es für die Unterthanen war, sagten mir ihre Mienen, ihr Jubel. Auch die Juden waren nicht davon ausgeschlossen, sondern hatten sich aller möglichen Theilnahme an diesem frohen Tage zu erfreuen. Was hier dem obergebürgischen Volke geschah, widerfuhr auf gleiche Weise auch dem ienseitigen in Wiesentheid, Gaybach ꝛc. Wie viel dies alles gekostet habe? dies konnt' ich, troz alles Nachfragens, nicht erfahren; der Grund ist leicht einzusehen, warum es so verborgen blieb; der Graf that dies alles, nicht, um zu glänzen, sondern nur, um genießen zu lassen, und da pflegt man die Rechnungen nie gerne dem

Publi=

Publikum gleich nach dem Genusse in die Hände zu geben. Es hatte der Graf sich, der Ordnung wegen, eine Grenadiercompagnie aus Bamberg erbeten; allein auch diese schien nur hier zu seyn, um für ihre gute Absicht belohnt zu werden.

Da ich ziemlich von dieses Herrn Landen entfernt bin, und mich in keiner andern Beziehung zu ihm und den Seinen befinde, als in der allgemeinen, in der ich mit iedem deutschen Reichsgrafen, als deutscher Reichsbürger, stehe; da ich selbst seine schönen Bibliotheken, die ich ehehin, da ich ihm einige Jahre etwas näher lebte, von ihm ungesehen, nur in seiner Abwesenheit, besuchte, und schwerlich ie mehr werde besuchen können, so werden Sie mich sicher von aller Parteilichkeit, von allen interessirten Absichten bei diesem Briefe freisprechen; zumal, da er nicht fürs Publikum, sondern für Sie, als einige Schadloshaltung für den Ball, und zugleich als Warnung, künftighin — wills Gott! keinen mehr zu versäumen, geschrieben seyn soll.

Aus-

Auszug aus einem Briefe von Venedig. 1788.

Unter den venetianischen Bibliotheken, die ich etwas benuzte, sind die Markusbibliothek, die im Kloster S. Gioanne a Paolo, im Kloster S. Michaele di Murano, im Kloster di Gesuati und zu S. Maria della Salute, und die, wegen der raren Werke aus den ersten Zeiten der Buchdruckerei und einer aus mehr als 1400 Bänden bestehenden Manuscriptensammlung, merkwürdige Schweyerische, die vorzüglichsten. — Von der Veronesischen und Parmischen Bibliothek ist kein Katalog heraus, wohl aber von der Klosterbibliothek zu S. Michaele di Murano, den ein dortiger Mönch, Mitarelli, in einem grosen Foliobande publicirt hat. Einen von den Handschriften der Bibliothek im Kloster S. Gioanne a Paolo hab' ich selbst gesehen: er ist in 6 Octavbändchen gedruckt, aber von weniger Brauchbarkeit, weil er auser den Titeln nicht die geringste Notizen enthält. — In der Markusbibliothek kam ich auf einen wichtigen Codex des Phocius aus dem eilften Jahrhundert, der nicht allein wegen dieses Schriftstellers sehr wichtig ist, sondern auch, weil unter den Stücken, welche vom Aristides handeln, ver-

schiedne Reden desselben, meistens am Rande, mit ungedruckten Scholien, abgeschrieben sind, welche mit der Handschrift gleiches Alter zu haben scheinen. Sie zu lesen ist aber eine Arbeit zum erblinden. Ich habe mir die Mühe gegeben, die Panathenaica damit zu vergleichen, und verschiedene Varianten gefunden, die vieles Licht über manche schwere Stelle derselben verbreiten. — So sind auch in der Markusbibliothek verschiedene, noch ungedruckte, Commentaren und Scholiasten über den Plato und Aristoteles; verschiedenes vom Olympiodor und andern, die ich aber aus Mangel der Zeit wenig benuzen konnte. Es wäre der Mühe werth, daß unsre teutsche Gelehrte einen iungen Mann nach Venedig schickten, um die Markusbibliothek durchzusehen, wie es die Engländer machen. An einem Orte, wo der Fremde alles, selbst auf Befehl der Regierung, haben kann, was er will, könnte ein Mann, der mit dem Lesen und Gebrauch der Handschriften umzugehen weis, weis, wo und was er suchen muß, und den ganzen Tag in der Bibliothek bleiben könnte, in einem Vierteliahre erstaunlich viel thun, und manches liefern, was der Mühe und der Kosten wohl lohnen möchte, die sich auch nicht über 150 Thaler, ohne die Reisekosten, belaufen können. Solt' es denn nicht möglich seyn, einen teutschen Fürsten, die doch

so

so manche unnöthige Ausgabe machen, zu diesem Aufwand zu disponiren? Morelli hat mir grose Dienste gethan, da er mich mit Sachen bekannt machte, die im Catalogo, wo so viel wichtiges ausgelassen ist, nicht stunden. — Diese Gefälligkeit fand ich ehehin in Rom nicht. In der Vaticana ist Monsignor Reggio der erste Bibliothekar und Aufseher über die Handschriften; ein wahres pecus campi, tiranniſirt die Bibliothek aufs äuserste, und giebt nur mit der gröſten Mühe und nach vieler Grobheit etwas heraus. Selbst der Wille des Cardinalbibliothekars, Zelada, vermag ihn nicht von seinem Eigensinn zu bringen. Er versteht nichts von den ihm anvertrauten Schäzen, und ist in beständiger Furcht, seine Unwissenheit blos zu stellen, oder etwas herauszugeben, was der santa chiesa nachtheilig seyn könnte; um die sich doch niemand bekümmert, dem es um andere Schäze der Literatur zu thun ist.

Aus Prag im Mai 1788.

In Prag scheint es mit der dasigen lutherischen Garnisongemeinde wieder auf die Neige zu gehen, indem die von dem dasigen lutherischen Prediger gesammelten Gelder nicht hinreichend sind, ein Bethaus zu erkaufen, und Pfarrer und andere Diener zu besolden. Die Officiers musten sich bisher von ihrer monathlichen Gage, zur Bestreitung iener Abgaben, abziehen lassen, und diese sind nun im Kampfe gegen die Türken beschäftigt. Der Kaiser sprach iedoch bey seiner lezten Anwesenheit in Prag sehr gnädig mit dem dasigen Garnisonprediger, Schmidt, der ein Baireuther und sehr beliebt ist, und erkundigte sich nach der Stärke seiner Gemeinde. Laudon hatte ihn predigen hören, und dem Kaiser selbst von seinen Predigertalenten, mit denen Menschenkenntniß aufs glücklichste verbunden ist, gesagt. — Die gesammelten Gelder zu einem Bethaus sind meist aus England, und zwar von dasigen Kaufleuten. Man weis zwar aus Zeitungen, daß der pragische Prediger dahin reisete, und mit treflichen Empfehlungen versehen war; allein man weis nur halb, wie er unglücklicher Weise, und

ganz ohne sein Verschulden, in die Hände Gordons gerieth, der eine sehr schwärmerische Aufforderung zur Milde gegen die armen Lutheraner in Prag in die Landeszeitungen sezen lies, und heftig gegen Catholicismus eiferte. Dieser Brief bewirkte, daß man gegen Herrn Schmidt eingenommen wurde, und daß wenigstens der sächsische Gesandte, der viel würde gethan haben, nichts mehr für ihn thun konnte. — Hier darf kein Seminariste mehr in die lutherische gottesdienstliche Versammlung, wie sonst häufig geschah, und auch über die Lectüre dieser iungen Männer wacht ein sorgfältiges Auge, das sie gegen kezerischen Sauerteig verwahret. Allein so lange Royko in Prag lehrt, so lange dieser schreibt und seine Bücher gelesen werden dürfen, wird auch das Eindringen der lichthellen Wahrheit in die Herzen der Jugend nicht gehemmt werden können. —

Aus Triest, vom Jahre 1787.

Daß wir eine öffentliche Kirche mit Thurm und Glocken haben und eine eigene Pfarrei, wie die Dominans, ausmachen, wird Ihnen bereits bekannt seyn. Unser iezige Pfarrer heist Arnold, ist aus Baireuth gebürtig, und hat in Erlang un-

ter seinen grosen Protectoren Seiler und Succow studiert. Er ist von allen Nationen, wegen seiner Welt- und Menschenkenntniß, edlen Charakter und Amtsführung, geliebt und geehrt. Die Soldaten allhier und in Görz, wie auch die Gemeine in Fiume, wird durch unsere Erlaubniß gleichfalls von ihm versehen. Unsere Kirche war zuvor die sogenannte Rosariokirche, auf dem Plaz, wo Herr Lochmann wohnte. Sie war höchst baufällig und finster, ist aber durch die vorgenommene Reparatur so schön ausgefallen, daß sie nun als die allerschönste Kirche, nach der Ihnen bekannten Jesuiterkirche, geworden ist. Mit Ankauf und Reparatur kostet solche 18000 fl. Auch die Reformirten haben sich eine eigene Kirche gekauft, nemlich die kleine Jesuiterkapelle, ihrer grosen Kirche gegenüber, kann aber mit der Unsrigen in keinen Vergleich gestellt werden, sowol was Größe, Lage und Helle betrift. Die neue Stadt ist bereits angebauet bis an die Brücke am Dorrente, wo man ins neue Lazareth gehet; dann wieder über unsern Gottesacker hinaus, so daß wir keinen Todten mehr unterhalb begraben dörfen. Daher haben wir den obern Theil des Gottesackers an uns gekauft, hergerichtet, und schon sind mehrere Personen auf solchem beerdiget. Das Capuciner- und Minorittenkloster, das barmherzige Brüderspital, die Kirche la Madonna

del

del More, sind alle an die Meistbietenden in sehr hohen Preisen verkauft und zu Häusern bestimmt. An der Dorrentenmauer hinauf sind lauter Häuser gesezt, so daß sie eine Stadtmauer formiren, und über den Dorrente vornüber stehen auch schon Häuser, die eine Vorstadt ausmachen. Vielleicht kommt man mit der Zeit gar hinaus zu unsern Weingarten. Aus dem Armenspital ist eine Caserne für 3000 Mann Soldaten gemacht. In Summa, alles ist verändert, sogar die Landstrase, welche izt hinter Belvedere hinauf und über Obtina und Sussanna nach Wien gehet, statt über Passovitta und Carnial. Die Waag oder das Mauthamt soll auch in die Salinen versezt und noch einmal so gros gebaut werden.

Unser Haven ist diesmal immer mit mehr Schiffen, Barken und Kähnen besezt, als iemals; sie möchten sich leicht auf 400 belaufen. Ueberhaupt scheint der Kaiser seine Summen gar nicht umsonst auf diese Stadt und Hafen verwendet zu haben. —

Mainz, 1787.

Da ich aus Darmstadt nach Mainz kam, so brachte mich der Weg auf das, zu nächst über der Stadt, auf einer sanft sich erhebenden Wand, gelegene, Lustschloß Favorite. Der Garten, an dessen einem Ende das Hauptgebäude stehet, ist von beträchtlicher Grösse. Seine Mauer bespielen die Rheinwellen, und seine obersten Gebäude können sich in der Mitte des Stroms spiegeln. Von diesen kann man auch weit in des Mains ruhige Mündung hinein sehen und auf die Landspize, so von beiden Strömen bis zum Ersäufen gewässert wird, und wo einst Schwedens Gustav soll eine Vestung haben anlegen wollen. Schöner als ein Castell, das freylich über die beiden Ströme gebieten könnte, sind noch zur Stunde die grünen Gesträuche auf dem erquickendsten Boden. Aus dem Hauptgebäude der Favorite, dessen innere Reize täglich mehr verschönert werden, fällt der Blick gerade auf den Wasserschaz, wo der Main und der Rhein aufeinander dringen. Das Auge weilt gerne dabei, und folgt nur unwillkührlich ihrem Hinabströmen ins Rheingau, gerade als ob die Wellen, deren eine die andere neidisch verschlingt, auch ieden Blick des Forschers mit verschlän-

schlängen. Doch, was versuch ich denn die dasige prachtvolle Aussicht mit der Feder zu malen; eine Aussicht, die sicher mit unter die schönsten Deutschlands gehört, und die auf der über der Favorite erhöheten Carthause noch bezaubernder wird. Auser dem Hauptgebäude des Gartens, das iedoch von keiner sonderlichen Bedeutung ist, zeichnet sich noch ein blaugemalter, mit übergoldeten Köpfen geschmückter Salon aus, in den man aus einer ebenen, durch Bäume beschatteten Promenade tritt. Nur hier sah ich einige Personen, aber kein lebendiges Geschöpfe im ganzen Garten gegenwärtig.

Die Cascade und Fontaine mochten wohl nicht im besten Stande seyn. Ueberhaupt scheint man Kunstwerke dieser Art, zu denen auch noch die Grotten gehören, gegenwärtig in Teutschland etwas aufzugeben. Wo sie nicht die Natur selbst gemacht hat, gefallen auch die, wo Nachäffung am künstlichsten ist, doch nur selten. Ueberdies erfordern sie mehrere Reparaturen, als kaum ein lebendiges Werk der nüzlichsten Art. Sollten die Reichen für die Unkosten, die ihnen iene Kunstgeschöpfe verursachen, nicht lieber, wenigstens einmal in ihrem Leben, in die Schweiz, Tyrol, oder sonst wohin, reisen, um dort lieber die natürlichen und eben deswegen so über alle Be-

schreibungen schönen Cascaden, Fontainen und Grotten zu sehen? In Teutschland haben wir ia doch nur einen Weisenstein und Winterkasten, und an diesen hat Cassels Carl die ersten 19 Jahre dieses Jahrhunderts mit mehr als ein tausend Händen gebaut. — Ich war kaum auf der Favorite ausgestiegen, so stund der Churfürst vor mir. Unter einigen Fragen, die er, nach dem gnädigsten Complimente, an mich that, war auch diese: was für ein wissenschaftliches Fach ich am liebsten und auch gegenwärtig bearbeitete? Mein Bekänntniß war: teutsche Geschichte. Er lobte meine Wahl, und sezte hinzu: daß zwar schon vieles in diesem Fache gethan, aber bey weitem nur noch das wenigste bearbeitet sey; es habe immer zu sehr an Hülfsmitteln gefehlt. Mit Ueberzeugung konnt' ich erwiedern: daß die Mainzischen Gelehrten mit ienen mehr, als tausend andere, versehen wären, da ihnen die reichhaltigsten Bibliotheken und Archive, durch eines so vortreflichen Fürsten patriotische Milde, zu allen Stunden offen stünden. Das Gespräch wurde bald allgemeiner, und lenkte sich auf Gegenstände, die ich in seiner Residenz nun bald würde zu sehen bekommen. Auch hier war es mir merklich, daß dieser menschenholde Fürst eine für das Sanfte und Erhabne in der Natur sehr empfängliche Seele habe, die sich besonders mit

schönen

schönen Aussichten gütlich zu thun weis. Deswegen liebt er auch sein Aschaffenburg und die Wohnung auf dem Schönenbusch so väterlich; doch, dieser ist ia auch sein Geschöpf, ein Geschöpf seiner spätern männlichen Jahre, bei denen man es in der Liebe so leicht übertreibt. Endlich verlies er mich mit den fürstlichschönen Aeuserungen, daß er sich freue, mich hier gefunden zu haben, daß ich wohl leben, und insbesondere meine Reise mit vielem Vergnügen vollenden möchte! — und so sezte ich meinen Stab im Garten weiter. Ich hatte diesen Herrn schon vor ohngefähr 8 Jahren in Bamberg, wo er seinen Hrn. Bruder, den Fürstbischof, consecrirte, gesehen, und er machte damals, ganz natürlich, tiefen Eindruck auf meine Seele. War es wohl bei einer Feierlichkeit mit so viel Pomp, für mich die erste dieser Art, anderst möglich? Aber tiefern Eindruck machte doch seine kurze Unterredung, der er mich diesmal würdigte. Mehr als damals erzbischöflicher Kirchenglanz, als Weihrauch, Gold, Silber, Lichter und Meßgewande, samt allen Sängern und Sängerinnen ꝛc., würkte hier aufs Herz gnädige Sinnesäuserung. Doch fiel mir, als ich ihn hier wieder sah, der brüderliche Wunsch, den nach der Consecrationshandlung damals Trompeten- und Pauckenschall begleitete, wieder mit aller Lebhaftigkeit ein: „lebe lange, sey ewig glück-

glücklich!„ und Bambergs und Würzburgs Thäler hallten diesen Wunsch damals im Kanonendonner nach. Aber kaum verlohr sich dieser frohe Wiederhall in Thälern, so nahmen Bambergs und Würzburgs Sünder ienes, im Dom zu Bamberg so feierlich gebetete: lebe lange, gegen hunderte von Pasquillen zurück, die in Frankenlands Geschichte eine merkwürdige Erscheinung bleiben werden, wenn auch alles das vom guten, väterlichen Fürstbischof wahr seyn sollte, was die Chronika von ihm schreibet. Sicher ist es, daß der Churfürst, ob ihn gleich seine Gesundheitsumstände minder aktiv in Regierungsgeschäften seyn lassen, doch noch so sehr Regent ist, als sein Herr Bruder; sicher, daß der erstere dem leztern körperlich sehr ähnlich sieht, ob er gleich nicht, wie dieser, die ausgezeichnet grose Habichtsnase hat, nicht das lange Gesicht, nicht die ganz blasse Hypochondristenfarbe, wohl aber dasselbe feurige, feste Auge, das allen Erthals, und besonders diesen drei lezten aus dem Stamme, eigen ist; wohl auch die ziemliche Leibeslänge und vielen körperlichen Leiden; nur sind sie bei iedem anderer Art; aber beide leiden an den Eingeweiden. Man darf den Churfürsten nur sehen, so wird auch Mitleid gegen den grosen Edlen rege. Seine Leiden matten ihn ab, und entziehen ihm so manche Lebensfreude. Schade, daß er sich der Luft, sein Land immer

genauer

genauer kennen zu lernen, nicht mehr so, wie sonst, überlassen kann! desto gröser ist aber der Antheil, den er im Cabinet an den iezigen, so merkwürdigen, Weltbegebenheiten nimmt. Allein, wird es auch viel frommen in einer Periode, in der man sich schon mit Totaltheilungen beschäftigen will, wobei die Geistlichkeit ihre Portion nur auf einer Goldwage bekommen, und der, im nöthigen Fall, selbst das Schwerd den Ausschlag geben soll? O es ist böse Zeit, der Papst und die Bischöffe seufzen und Laien agiren! — Da ich in der Favorite einmal der Carthause so nahe war, so that ich noch ein paar Schritte aufwärts, und ich befand mich in dem schönen, seiner Lage und Bauart wegen durchaus schönen Closter des trübsinnigen Orden. O guter cöllnischer Bruno, so schön sah schwerlich dein steiles französisches Felsennest, Cardusia, aus, wo du dich einst im 12. Jahrhunderte nach Benedicts strenger Regel, die dein Zeitalter bis zum Barbarischen ausdehnte, angesiedelt hast! Ich fand nur 2 Personen in dem grosen Gebäude, das auch zu einer bischöflichen Residenz nicht zu klein wäre. Die Kirche ist unstreitig der herrlichste Theil in demselben. Niemand wird ohne Bewunderung die mit Silber eingelegte Kunstarbeit an den Ständen, wo sonst die Ordensglieder ihre horas abzuwarten pflegten, betrachten, und fast möchte man es bedauern, daß

in

in all den schönen tapezierten Zimmern, wo sonst Prälaten meditirten, nun Buchdrucker handthieren. Der Creuzgang hat eine Menge, Klafter hohe Gemälde, die biblische Geschichten enthalten; sie sind von einem mainzischen Meister, Joseph Melbert, aus den 50iger Jahren, aber nicht im besten Geschmack. Den lezten Gottesdienst hielten die Mönche am 9. October 1781. Die Ankündigung ihrer Entlassung war einigen willkommen, einigen Donnerstimme. Die Favorite bekommt nun weitere Ausdehnung auf die Closterländereien, aus denen des Churfürsten Geist alles zu machen im Stande ist. Das Gebäude selbst ist für etliche 20 Buchdruckerpressen, und für das, was dazu gehört, räumlich genug. Diese Metamorphose macht unstreitig dem Orden wenig Schande. Was ist billiger, als daß man da, wo ursprünglich Bücher sollten abgeschrieben werden, nun mit leichterer Mühe sie zu tausenden abdruckt?

Gleich nach meiner Ankunft in der Stadt besuchte ich auch verschiedene Staatsmänner, Gelehrte u. s. w., unter denen billig der Weihbischof, Herr Valentin Heimes, geheimer Staatsrath und Staatsreferendarius der geistlichen Geschäfte ꝛc., der erste war. Ein geprüfter, feiner Mann, von ohngefähr 40 Jahren, der seinem Posten Ehre macht. Er nahm mich mit einer

Art

Art auf, die mir gleich wegen des Abschieds bange machte. Denn er bewies nicht nur durch seine gastfreundschaftliche Bewirthung, daß er mich für nichts weniger als einen Kezer halte, sondern noch besonders durch seine edlen freimüthigen Urtheile, die er getrost gegen mich äuserte. — —

Ueber die Universität äuserten einige Laien gegen mich, daß der Churfürst schwerlich seine grosen Absichten damit erreichen würde, weil er den Lehrern zu viele Pfründen anweise, bey denen sie sich, auch ohne viele Anstrengung im mündlichen und schriftlichen Vortrage, dennoch sehr gütlich thun und ganz behaglich auf die faule Haut legen könnten. Es sollen wirklich schon einige diese süsse Ruhe erschmeckt und ihren Federn aus epikureischem Drang gestreckt haben. Möchten solche mehrere strecken, und nur Hoof, Pfeiffer, die beiden Brüder, Frank, Hartleben und noch einige wenige, nie durch diesen schriftstellerischen torpor gelähmt werden. Merkwürdig ist allerdings das Vakuum, welches man durch einige literärische Jahrhunderte in dem reizendsten Striche des Frankenlandes findet. Schon ein Theil der hohenlohischen Lande, die bey weitem an physikalischer Güte weder Würzburg noch Mainz beikommen, haben doch seit einem Jahrhunderte viel mehrere tüchtige Schriftsteller, als iene beide, selbst mit

Bam=

Bamberg, kaum haben. Hier ist es zu zweckwidrig, die am Tage liegenden Gründe davon anzugeben. Merkwürdig ist es, daß unter allen Wissenschaften in den genannten katholischen Staaten, keine zur Zeit besser gedeihet, als Mathesis, Chymie und Physik, und keine weniger, als Theologie. Indessen, Dank der Vorsehung, daß sie diesen Gang zur fränkischen und rheinischen Aufklärung wählte. Die Köpfe der geistlichen und weltlichen Ministers mussten von ieher erst durch iene Wissenschaften aufgeklärt und vom Mönchswahn gesäubert werden, ehe sie beherzt und kraftvoll genug wurden, Schulen und Universitäten, und von da aus die ganze Volksmasse zu verbessern. Biblische Exegese ist in Würzburg und Mainz, ob gleich auf beiden Universitäten häufig von ebraicis und graecis gesprochen wird, noch die Sklavin der römischen Dogmatik; was diese will, muß iene sagen, und daß sie viel fodert, ist bekannt. Noch gilt bei dem römischen Dogmatiker in Mainz die alte Beweisart, aus Vulgata, nur mit Vorlesung der ebräischen Worte; noch das fürchterlich heilige Ansehen der Tradition, der Concilienschlüsse, und mit unter auch der neuern päpstlichen Ausspruche. Freimüthiger gehen die Juristen und Canonisten zu Werke, und die Historiker laviren. Doch nahm es mich sehr Wunder,

daß

daß der Professor der Kirchengeschichte, Jung, ein Exiesuite, den Professor Rayko in Prag, darum so verschreien konnte, weil er die Concilienausspräche, die doch in ihren Folgen so oft der Fluch Gottes traf, etwas auf ihren wahren Werth herabzuwürdigen suchte. Jung hatte eine artige Bibliothek, viele alte Sachen, die er einst aus Jesuitersammlungen erbeutet haben mag, und mancherlei neue protestantische Schriften. Er ist ein angenehmer Mann, fein, wie ein Jesuit vom ächten Schlage seyn muß, und von frischem, gesundem, dicklichem Aussehen, wie die meisten katholischen geistlichen Gelehrten, die, fern von Ehestandsfreuden, ordinär nur des Geistes Geschäfte treiben. Besser noch als Jung gefiel mir der berühmte Publiciste, Frank, der unstreitig, nebst seinem Bruder, dem Canonisten, Mainz am meisten Ehre macht. Frank ist noch nicht 40 Jahre und besizt Greisenkenntnisse. Ich fand ihn auf dem Leseinstitut, das unter die vorzüglichsten aller bisher errichteten, ganz unstreitig gehört. In einem dazu gemietheten Hause findet man alle Tage und Stunden nicht nur die vorzüglichsten Journale und Zeitungen, sondern auch Leser vom Candidaten an, bis zum Minister; Soldaten und Kaufleute; am Hirn versengte Schöngeister, und kerngesunde denkende Köpfe. Nie sah ich eine schönere Sammlung von

inn = und ausländischen Landkarten, Prospecten u. s. w. als hier; schwerlich wird eine Bibliothek in Deutschland so viele englische und französische Karten besizen, als dies Institut. Schade, daß die neuern dazu noch nicht angeschaft sind. Mein Besuch war zu kurz, als daß ich ganz mit dem Innern des Instituts hätte vertraut werden können; was ich aber sah und hörte, war auch werth, nachgeahmt zu werden. Unter die vorzüglichsten neuen Einrichtungen der Bibliotheken gehört wohl diese, daß alle und iede Bücher in einen Universalcatalogus getragen, und alle Closterbibliotheken mit der Universitätsbibliothek in diesem Catalogo vereiniget werden. Doch gilt dies von den Closterbibliotheken nur in Rücksicht der rarsten Werke. Diese aufzuspüren, muste ehehin der protestantische Bibliothekar, Dieze, eine Generalvisitation in den Clöstern vornehmen, bei deren Anfang freilich die Mönche stuzten, aber dann desto williger die Schlüssel abgaben, als sie sahen, daß es nicht Bedürfnisse des Leibes, sondern nur des Geistes wären, die ihnen allmählig genommen werden sollten. Ich würde nur abschreiben müssen, wenn ich alle neuere Anordnungen bei der Universität angeben wollte; sie liegen gedruckt am Tage, und noch ists nicht entschieden, wie viel nach dem schönen Risse aufgebauet werden möchte. Sollt' aber auch alles

wieder

wieder ins Stecken gerathen, welches doch weder unter dieser, noch künftigen Regierung zu besorgen seyn möchte; so ist die Mainzer Universität schon dadurch glücklich, daß sie Besoldungen für ihre Lehrer, Hofnungen für ihre Zöglinge, und Bücher für Beide hat. Freilich ist die herrliche Lage der Stadt, ihr Klima, ihr Ueberfluß an Lebensmitteln, ihr Reichthum an Ergözlichkeiten ꝛc. sehr verführerisch für den Gelehrten; allein, es werden sich doch immer einige fleisige Denker dagegen ermannen, sollten es auch nur solche seyn, die entweder aus Ehrliebe, oder aus Noth, für andere denken und schreiben.

Auszüge

aus

den besten Reisebeschreibungen.

Briefe über Kalabrien und Sizilien.

Erster Theil.

Reise von Neapel bis Reggio in Kalabrien.

Von

Joh. Heinr. Bartels,

Assessor der königl. Societät der Wissenschaften zu Gött. und Mitglied der Akad. der Volscer zu Velletri.

Götting. 1787. 428 S. 8.

Erster Brief.

Einleitung.

Hr. B. machte die insgemein für eben so beschwerlich als gefährlich ausgegebene Reise durch das uns bisher fast noch ganz unbekannte Kalabrien, in Gesellschaft eines jungen Engländers, in den Monaten August, Sept. und Oct. des

Jahrs

Jahrs 1786. Seine Absicht war dabei, nach seiner Angabe, hauptsächlich folgende: theils wollte er nemlich selbst untersuchen, woher es doch käme, daß eine so glückliche Provinz, als Kalabrien, so ganz von ihrer Höhe herabgesunken sei; theils wollte er ein Augenzeuge von den durch das schreckliche Erdbeben vom Jahre 1783. in Kalabrien bewirkten Verheerungen und Veränderungen seyn, und theils auch sich selbst überzeugen, ob die Sage, daß die Kalabresen so übelgesinnte und räuberische Leute wären, gegründet sei, oder nicht. Bei dem leztern Puncte hält sich Hr. B. etwas länger auf. Er sezt die Ursachen des herrschenden Vorurtheils gegen die Kalabresen, und besonders des Hasses der Neapolitaner gegen dieselben, theils in die Unkunde des Landes und seiner Einwohner, und theils in eine absichtlich verbreitete Unwahrheit, wobei aber auch andere Ursachen nicht ausgeschlossen werden, z. B. daß die Kalabresen durch die vielen in vorigen Zeiten von ihnen verübten Raubereien und Mordthaten den bösen Ruf, in welchem sie bei ihren Nachbarn stehen, selbst mit mögen veranlaßt haben; ferner die Ueberlistungen, die der auf die Kunst zu betrügen so eifersüchtige Neapolitaner bisweilen von den Kalabresen in Neapel, wohin dieser seine Waaren bringt, erfahren muß u. s. w. Herr B. durchreiste nicht

ganz Kalabrien, sondern nahm seinen Weg von Neapel nach Sizilien über Salerno, Kastrovillari, Kosenza, Nikastro, lo Pizzo, Monteleone, Seminara, Bagnara, und Reggio. Doch ehe die Reisebeschreibung selbst anfängt, werden einige geographische, historische und statistische Nachrichten von Kalabrien vorausgeschickt, wovon das Wesentliche etwa folgendes seyn mag.

Zweiter Brief.

Geographie.

Das diß- und ienseitige Kalabrien (Calabria citra et ultra) machte bekanntlich einen Theil des vormaligen Großgriechenlands aus (unter welchem Namen der ganze südliche Theil von Italien, der izt dem neapolitanischen Scepter unterworfen ist, begriffen war.). Ursprünglich hies der Strich Landes, den wir izt Calabrien nennen, Bruttium; nachmals führte es eine Zeitlang beide Namen zugleich, bis seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts sich der alte Name Bruttium verlohr, und in Kalabrien verändert wurde. In Ansehung der Gränze ist unser heutiges Kalabrien von dem alten Bruttium wenig verschieden. Von diesem wird nämlich von den alten

Geogra-

Geographen am Tyrrhenischen Meere der Laofluß und am Jonischen entweder Metapont oder der Syris (izt Sinno), als Gränze angegeben, und von diesem ist es (wiewol die Gränze hier noch erst berichtigt werden muß) gegen Norden und Westen die Provinz Basilicata, von der es durch die Flüsse Nerino und Kalandro getrennt wird, gegen Osten und Süden das Jonische Meer, und gegen Westen das Toscanische, welche beide Meere sich beim Faro di Messina vereinigen, wo sie Sicilien von Kalabrien eben so abrissen, wie sie vielleicht einst Kalabrien bei Katanzaro, Squillace oder andern schmalen Stellen von den übrigen Provinzen abreissen werden. Die Halbinsel von Kalabrien liegt vom 37° 46′ bis zum 40° 3′ nördlicher Breite. Die gröste Länge des Reichs am Jonischen Meere ist vom Calandrofluß bis zum Cap di Spartivento, und die Ausdehnung desselben rechnet man auf ohngefehr 160 ital. Meilen. Die andere Länge vom Laofluß bis zum Cap Cenide am Tyrrhenischen Meer beträgt 180 ital. Meilen. Der Umfang dieser beiden Provinzen wird verschieden angegeben, von einigen auf 730000 Schritte, von andern auf 544 Meilen. Die Breite der Provinz läßt sich, da sie bald breiter, bald schmäler ist, im Allgemeinen nicht bestimmen; was ihr von Westen her durch das Meer entrissen wird, ersezt sie sich immer gegen

Osten wieder; besonders ist vom Fluß Koscile an bis zum Cap Rizzuto beständiger Wachsthum. Beim Cap d'Alice ist die Breite des Landes am grösten, und beträgt 60 ital. Meilen; hingegen wird es durch den Golfo von Squillace und di St. Eufemia zu einer Enge von 18 Meilen zusammengepreßt. Die Reihe hoher Apenninen, die sich längst demselben hin erstreckt, schüzt es indessen gegen das Einbrechen der Meeresfluthen. Die Gränze eines Kalabriens gegen das andere ist ebenfalls noch nicht genau bestimmt. Nimmt man nördlich den Fluß Nieto als Trennungspunct an, so hat Kalabria ultra von Nordost bis Südost 100 ital. Meilen in der Länge, und Kal. citra 60 (vom Kalandro an gerechnet); nimmt man südlicher den Berg Nerbo als Gränze beider Provinzen an, so bleibt für K. ult. 90 ital. Meilen, und etwas über 60 für K. cit.; nimmt man aber westlich das Cap Suvero als Gränze an, so bleibt für K. ult. ungefehr 84 und für K. cit. 66 Meilen.

Kalabrien wird durch eine Menge hoher Gebürge von dem Neapolitanischen abgesondert, deren Spizen hin und wieder selten schneeleer werden. Besonders breiten sich die hohen, wellenförmig übereinander geworfenen unabsehbaren Gebürge nach der Provinz Basilicata zu über den

ganzen

ganzen obern nordwestlichen Theil von Kalabrien aus, und nur nordöstlich verlieren sich die Berge in reizende Hügel und grose schöne Thäler und Ebenen. Allein die Menge aus der Höhe herabströmender Flüsse bildet hier viele Seen, die die schöne Pläne in einen ungesunden Sumpf verwandeln. Diese Bergreihe zieht sich dann nach verschiedenen Richtungen durch die ganze Provinz hin. Ein Berg thürmt hier auf dem andern, und bildet eine schaudervolle Aussicht in die tiefen Thäler, durch die das Wasser, das aus den hohen Gebirgen herabstürzt, hinbraußt. Ohngefehr an der Grenze beider Provinzen verändert sich allmählig die Oberfläche Kalabriens; die über die ganze nördliche Provinz ausgestreut gewesene Gebirgmenge zieht sich allmählig in Eine Bergreihe zusammen, die quer (doch nicht gerade mitten) durch die Provinz Kal. ultra läuft, und die reizende Pläne am Tyrrhenischen Meer bildet, die durch das leztere Erdbeben so sehr verwüstet worden.

Die Ebene am Jonischen Meer ist weniger groß und reizend, und wird häufiger von den die Gebürge herabströmenden Gewässern beunruhiget, als die Ebene am Tyrrh. Meer, wiewol diese auch sehr viel durch sie leiden muß, so viel sie übrigens auch zu ihrer Fruchtbarkeit beitragen mögen.

Der Reiz dieser beinahe ununterbrochenen Plaine wird durch die hin und wieder zerstreuten fruchtbaren Hügel und einzelen Berge noch um vieles erhöht. (Doch giebt es auch ganze Strecken, wo sich gar keine Spür von Bergen findet, und worunter sich besonders eine auszeichnet, die 40=50 ital. Meilen lang und 18=20 breit ist, und vorzugsweise la Piona genennt wird.) Das Meer längst derselben ist voll von Schiffen, die ihren Reichthum nach Neapel verführen, zwischen welchen Fischerkähne umherschwimmen; denn die Fischerei ist einer der vorzüglichsten Handelszweige in hiesigen Gegenden. Die vorzüglichsten Flüsse sind in Kalabria citra am Tyrrhenischen Meer der Lao und Nerino, und am Jonischen, ausser dem Kalandro, der Rakkanello, Koscile, Krathis, Busento und Trionto; und in Kal. ult. der Nieto am Jon. Meer, und am Tyrrh. der Metouro und Metramo. Keiner davon ist schiffbar. Ausserdem giebt es noch eine Menge kleiner Bergströme, die bisweilen ganz vertrocknen, oder sich auch muthwillig bald hie bald dorthin wälzen.

Ehe wir zu der Geschichte des Landes fortgehen, müssen wir noch einige, beiläufig vom Verf. beigebrachte, Nachrichten und Bemerkungen, die den Vesuv und die Pontinischen Sümpfe betreffen, nachholen. Hr. B. befand sich eben am

Rande

Rande der fürchterlichen Bokka, als in einem kleinen, kaum 6 Fuß tiefen, Thal unter ihm, vier bis fünfmal in fünf Minuten, mit fürchterlichem Gekrache, eine neue Ladung glühender Steine ausgeworfen ward. Vorher erbebte die Erde gewöhnlich dreimal, man hörte ein tobendes Gebrüll in derselben, es rollte im Innern die Masse untereinander, als lößte sie sich auf, und dann drängte sich auf einmal der fürchterlich schöne Feuerstrom mit donnerndem Getöse aus dem für ihn zu engen Schlunde. Er bemerkt hiebei, daß die häufiger oder seltener wiederholten Auswürfe wohl blos von dem mehr oder mindern Zufluß der Feuermaterie unter der Erde abhängen mögen; oft scheint sie sich zu iagen, als wollte die hintere die vordere ereilen, und kaum stieg die Feuersäule gen Himmel, so tobte die Erde schon wieder, und noch früher, als die erste in einem feurigen Steinregen herabfiel, stieg schon wieder eine andere Feuersäule empor. Sonderbar aber ists, daß der Berg zuweilen den Zuschauer gleichsam zu täuschen scheint. Das Gekrache in der Erde gieng vorher, sie erbebte; aber die Masse hatte noch nicht Macht genug, sich aufzubringen. Es erschienen nur einige glühende Steine, die aber nicht hoch stiegen, und ein verhältnißmäßig geringes Geräusch machten. Es muß dies allerdings bei dem Dunkel der Nacht ein herrlicher,

erschüt-

erschütternder Anblick seyn, wenn sich so ein aus der Erde hervorbrechender Feuerstrom, gefärbt mit den Schattirungen des Regenbogens, einige 100 Fuß hoch, in den Lüften, gleich einem Fächer, ausbreitet, und in einem glühenden Steinregen über das ganze Thal, das den offnen Schlund umgiebt, niederfällt.

Was die Austrocknung der Pontinischen Sümpfe betrift, die mit der sumpfigten Ebene in Calabria citra eine grose Aehnlichkeit haben müssen, so glaubt Hr. B., daß sie, da die Meeresfläche nicht höher sey, als die sumpfigte Ebene, bei hinlänglichem Vorrath von Geld und ausdauerndem Muthe, und wenn der Pabst nicht durch den Tod in seinen Arbeiten unterbrochen würde, gar wohl noch könnte zu Stande gebracht werden. Ihre ganze Länge beträgt ungefehr 28 ital. Meilen. Durch diese ließ der Pabst einen geraden Kanal hinziehen, der einen grosen Theil des herabströmenden Wassers auffieng, und ihn bei Terracina ins Meer führte. Dadurch gewann er einen schönen geraden Weg, der auf der alten Via Appia durch die Pontinischen Sümpfe hinläuft, und einen grosen Theil fruchtbaren Landes. Aber zur völligen Austrocknung müßte erst unmittelbar an dem Fuß der Berge noch ein grofer Kanal hingezogen werden, der das Wasser,

ehe

ehe es sich über die Plaine verbreitet, auffange, und durch andere Kanäle ins Meer leite. Erreicht Pius VI. seinen Zweck, so wird er durch dies unsterbliche Denkmal seinen Namen sicherer auf die Nachwelt bringen, als durch all die zahllosen Denkmäler mit des heil. Vaters Namen, auf die man fast alle 20 Schritt in und um Rom stößt. —

Dritter Brief.

Geschichte.

Kalabriens Geschichte könnte man mit dem seltnen Phänomen in der Menschenwelt vergleichen, wo ein Kind, kaum geboren, schon zum männlichen Verstande reift, aber auch desto eher wieder vom Theater der handelnden Menschheit abtreten muß. Kalabrien erscheint kaum in der Geschichte, so steht es schon in seiner vollen Blüthe da, als wär' es der allmähligen Bildung der Natur entwachsen; aber auch desto eher sinkt die Blume dahin, und alle Kräfte scheinen in der Jugend verwendet, so, daß dem folgenden Zeitalter auch nicht eine Spur seiner vorigen Gröse geblieben ist. Es war fast immer Provinz; seine Geschichte ist also ganz in die des Volkes, von

dem

dem es iedesmal beherrscht wurde, verwebt. Bald nach dem troianischen Kriege liesen sich griechische Kolonien hier nieder, die die rohen Bergbewohner bald unter ihre Herrschaft zu bringen wußten, das Land magna Graecia, und unsere heutigen Kalabrier Bruttier nannten. Die Geschichte Kalabriens, so wie des ganzen südlichen Italiens, hat unter ihnen, besonders seit den Zeiten Pythagoras und seiner Schüler, ihre glänzendste Epoche: nur Schade, daß wir keine vollständigere Geschichte dieses goldnen Zeitalters der Weisen mehr haben. Durch kriegerischen Muth machten sich indeß die rauhen Bruttier den Griechen und ihren Nachbarn bald furchtbar: daher ihre immerwährenden Kriege mit denselben. Allein es währte nicht lange, so mußten auch sie die Herrschaft der Römer anerkennen, und hatten nun mit diesen gemeinschaftliches Schicksal. Besonders litten sie in den punischen Kriegen durch die Karthaginenser. Doch erstarb ihr kriegerischer Muth nie ganz. Zu den Zeiten der Triumvirate konnten sie nur den für ihren Oberherrn erkennen, für den das Glück der Schlachten entschied; sie schmiegten sich also, so wie ieder siegte, eben so willig unter Cäsars, als unter Augusts Zepter. Christliche Weisheit und Moral fand hier eben so bald, als griechische Weisheit, Eingang.

Petrus.

Petrus, Paulus und Marcus sollen schon in Kalabrien das Christenthum gepredigt haben. Die Einführung der christlichen Religion und die beständige Unteriochung der Römer erstickte indessen ihren kriegerischen Geist allmählig; ihre Geschichte wird daher nun traurig einförmig, und man hört sie kaum murren, wenn die römischen Kaiser ihre Bedrückungen und Verfolgungen bis zu ihnen erstreckten. Nach der Theilung des römischen Reichs, unter Konstantin dem Grosen, gehörte Kalabrien mit zu den suburbikarischen Provinzen, und wurde durch Korrektores regiert. Gegen die Gothen hielten sie sich zwar tapfer, aber sie konnten der Menge nicht widerstehen. Bey Kosenza, das ein Raub des zerstörenden Kriegs wurde, fand Alarich sein Grab. Honorius erlies ihnen, wegen ihrer Tapferkeit, fast allen Tribut. Seitdem vereinigten sich Erdbeben, Pest und verwüstende Kriegsheere, dies glücklichste Land auf die niedrigste Stufe des Elends herabzubringen. Gothen und Longobarden überschwemmten es nun wechselsweise einige Jahrhunderte hindurch. (doch stand es den gröSten Theil der Zeit, bis zur Ankunft der Normannen im eilften Jahrhundert unter den griechischen Kaisern.) Belisarius und Narses erschienen hier auf dem Kriegsthea-
ter, und traten siegreich auf den Nacken ihrer Feinde. Seitdem bekam ieder beträchtliche Ort

Duces, die von dem Exarchen zu Ravenna abhiengen. Nach einer langen Unthätigkeit, mit der die griechischen Kaiser der Erweiterung der longobardischen Macht zugesehen hatten, indeß der Herzog von Benevent sich im südlichen Italien schon bis in Kalabrien hinab, verbreitete, gerieth auf einmal in der Mitte des siebenten Jahrhunderts Konstans auf den Einfall, seine italienischen Besitzungen wieder zu erobern. Der Versuch mislang, und nun verwüstete er Italien von Rom bis Reggio dergestalt, daß sich dieser District lange nicht wieder erholen konnte. Bald darauf schlugen schreckliche Erdbeben die Kalabresen aufs neue darnieder. Unter Karl dem Grosen kamen sie unter das griechische Kaiserthum, und nun schien wieder Ruhe hergestellt zu seyn. Allein es währte nicht lange, so überschwemmten ganze Heere Sarazenen das Land, und machten es zu einem Schauplaz der blutigsten und grausamsten Auftritte. Selbst die zu Hülfe gerufenen Franken konnten dem wilden Haufen nicht Einhalt thun. Bei dem Kriege, der indessen zwischen den orientalischen und occidentalischen Kaisern entstanden war, wurde das Kriegstheater ebenfalls im untern Italien aufgeschlagen. Jene siegten endlich und spielten um diese Zeit ihre glänzendste Rolle in Italien. Aber noch immer tobte der Sarazenenschwarm, bis diese seit dem eilften Jahrhundert

von

von den Normannen verjagt wurden, die aber bald darauf auch die Griechen aus dem untern Italien vertrieben und sich selbst zu Herren des Landes machten. Robert Guiskard nannte sich zuerst Herzog von Apulien und Kalabrien, und lebte bis 1085. Sein Bruder Roger hatte für sich Sizilien erobert, und sein Sohn wurde, als Rob. Guiskards männliche Linie ausstarb, König von Sizilien und Herzog von Apulien und Kalabrien. Seitdem ist die Kalabrische Geschichte ein beständiges Sperren der zu mächtig gewordenen Grosen gegen die Fesseln, die ihnen ihr Monarch anlegen wollte. Kalabrien mußte nun überhaupt, als Provinz des grosen Reichs, an allen Unruhen, die dasselbe überschwemmten, und die sich, als es am Ende des zwölften Jahrhunderts durch Konstantia, Heinrichs VI. Gemahlinn, an die deutschen Kaiser kam, immer noch mehr vermehrten, Theil nehmen. Unter Friedrich II. wurde es in zwei Hauptttheile getheilt, davon der eine (unser heutiges Kalabria citra) Val di Crati, und der andere (Kal. ultra) Terra Jordana hies. Die Befehlshaber der Provinzen nannte man Justiziarii; daher hiesen die Districte gewöhnlich Justiziarate. Damit diese Befehlshaber ihre Gewalt nicht misbrauchen möchten, sezte der Kaiser ein Gericht nieder, das zweimal im Jahre gehalten wurde, und vor welchem das

Volk seine Klagen anbringen konnte. Der Kaiser sandte zur Haltung desselben iedesmal einen Abgesandten hin, und zwar für Kalabrien nach Kosenza; 8 bis 14 Tage waren zur Dauer dieses Gerichtshofes bestimmt. Auch verordnete Friedrich 7 Jahrmärkte durchs ganze Reich, wovon 2 zu Kosenza und Reggio in Kalabrien gehalten wurden, und wodurch die Handlungskommunikation der Provinzen untereinander sehr befördert ward.

Als hierauf Manfred den Thron bestieg, erregte Petro Ruffo, Graf von Katanzaro, aus Neid Unruhen gegen ihn, dem er doch sein Glück zu danken hatte, allein nach einigen vergeblichen Versuchen muste er sich zurück ziehen, und seitdem blieb Kalabrien immer Manfred gehorsam. Bey den nachmals über die Thronfolge des Hauses Anjou entstandenen Unruhen litt Kalabrien auch immer viel, besonders durch die spanische Flotte, die die Küsten verwüstete, und auch nach dem Frieden wurde es theils durch öffentliche Feinde, theils durch die immerwährenden Händel seiner mächtigen Baronen — die sie entweder unter sich selbst oder mit ihrem Regenten hatten — sehr hart mitgenommen. Unter Ferdinand I., von Arragonien, fielen die wichtigsten Städte Kalabriens ab; aber sein tapferer Prinz, Alfons II., unterwarf sich das ganze Reich wieder. Seitdem heisen die Be-

fehls-

fehlshaber des Reichs nicht mehr Justiziarien, sondern Vicekönige. Allein der Schwindelgeist war nun einmal in die Nation gefahren, und es wurde nicht eher Ruhe, als bis sich Ferdinand, der Katholische, nach der Verdrängung der Franzosen, zum Herrn des ganzen Reichs machte, und nun beginnt die fürs neapolitanische Reich so unglückliche Periode der spanischen Vicekönige. Kalabrien konnte sich indessen von seinen Kriegen wieder etwas erholen. Die Verwüstungen der 3000 Spanier unter Karl V., und die Exekution gegen die, besonders durch die Jesuiten aufgespürten und den Truppen des Vicekönigs sich widersezenden Kezer, war nur vorübergehend. Die Landungen der Türken in Kalabrien, die durch das neidische Frankreich herbeigelockt worden waren, und die Räuberrotten im Innern des Landes, so wie die durch den Phantasten Thomas Campanella erregte Empörung gegen Spanien, wozu noch die schrecklichen Gelderpressungen von Seiten der Regierung, Pest und Erdbeben, kamen, störten indessen die Ruhe des Reichs gar bald wieder, und stürzten es in ein noch tieferes Elend, als das war, worin es sich bisher befunden hatte. Diese äuserste Schwäche wollte Frankreich benuzen, und unterstüzte mit seinen Flotten sowol Guisens Versuche, als auch die damals rebellirenden Messineser. Eine glückliche Folge der

Unruhen war indessen die völlige Ausrottung der Banditen, die durch die Grosen des Reichs bisher unterstüzt worden waren. Die durch den spanischen Successionskrieg bewirkte Revolution und darauf erfolgte Thronsveränderung hatte übrigens auf Kalabrien keinen unmittelbar wichtigen Einfluß. Das traurige Schicksal von 1780., das besonders das ienseitige Kalabrien traf, ist die neueste wichtigste Begebenheit in der Geschichte, die unstreitig unter allen Erdrevolutionen, die ie dies Land erfuhr, bei weitem die schrecklichste war, und die noch selbst der späten Nachwelt fühlbar seyn wird.

Vierter Brief.

Gesezverfassung und Regierungsform.

Kalabrien wird, so wie alle übrigen Provinzen des ganzen Reichs, nach einerlei Gesezen regiert. Es sieht aber äuserst verwirrt damit aus, und die Chicane hat hier freies Spiel. Der Nachtheil, der für den Staat hieraus erwächst, ist daher ungemein groß. Das ganze Gesezbuch im neapolitanischen Staate besteht aus folgenden 5 Haupttheilen: 1) Constituzioni, oder Gesezе von Roger bis Friedrich II. 2) Capituli, oder Gesezе

von

von den Prinzen aus dem Haus Anjou, daher heisen sie auch Cap. degli Angioni. Seit der Sizilianischen Vesper gelten sie in Siz. nicht mehr. 3) Riti di gran Corte, aus den Zeiten von Johanna II. 4) Le Leggi Prammatiche, oder Geseze der Arragonischen Könige bis Karl III. 5) Dispacci, von Karl III. und Ferdinand IV. Eine ungeheure Menge und die sinnlosesten unter allen. Ausser diesen dienen noch als Geseze die allgemeinen Gewohnheiten des Reichs und die besondern einzelner Städte. Wo die Geseze nicht zureichen, nimmt man seine Zuflucht zum römischen Recht. Der Codice canonico hat izt seine Kraft verlohren.

Jede Stadt von Kalabrien hat ihren eigenen Befehlshaber, der Governadore oder Capitano heißt. Er ist der erste Richter über den ganzen Bezirk der Stadt, und hat einen Assessor zur Seite. Dieser Lokalgerichtshof hat Civil- und Kriminalgerichtsbarkeit. Doch werden Todesurtheile nicht von ihm, sondern von dem königlichen Obergerichtshof, Reggia Udienza genannt, gefällt. Wer, was Civilgerichtsbarkeit betrift, seine Sachen nicht vor einem solchen Lokalgerichtshof verhandelt haben will, kann sich an das sogenannte S. Consiglio zu Neapel wenden, wenn die Sache über 500 neap. Dukaten betrift: ist sie unter

diesem Werthe, so muß sie vor die Reggia Udienza gebracht werden. Durch diese Einrichtung wird die Gerichtsbarkeit sehr in die Länge gezogen, und eine Menge Unordnungen und Ungerechtigkeiten veranlaßt. Der König sezt in Kalabria citra 4 solche Lokalgovernadori oder Capitani, die eigentlich das Untergericht ausmachen, und daher auch Magistrati minori heisen. Sie haben ihren Siz in Amantea, in Kosenza — der Hauptstadt der Provinz — in Scigliano und in Verzino. In Kalabria ult. aber sind ihrer II, nemlich in S. Agatha di Reggio, in Katanzaro — der Hauptstadt — in Stilo, Montauro, Krotona, Rocca di Bieto, Soriano, Spatola, Taverna, Tropea und in Reggio. Die Würde dieser Lokalobrigkeiten dauert nur ein Jahr, dann müssen sie Rechenschaft von ihrem Betragen ablegen, und sich 20 Tage lang allen Klagen beleidigter Bürger freistellen. Da aber diese Magistratswürden immer gröstentheils verlängert werden, so unterdrückt die Furcht vor der Zukunft gewöhnlich alle Klagen. Daher fällt der ganze Nuzen dieser treflichen Einrichtung weg. Diese Lokalobrigkeiten, die also das Untergericht der einzelnen Theile der Provinz ausmachen, sind dem Obergericht, das Reggia Udienza heißt, untergeordnet. Jede der neapolitanischen Provinzen hat eine solche R. Ud., also auch iede Provinz in

Kala-

Kalabrien, citra sowol als ultra, die ihrige, die von einander ganz unabhängig sind. Die Size dieser Tribunäle sind in Katanzaro und Kosenza. Man kann von ihnen aus an den Gerichtshof zu Neapel, der Gran Lorte della Vicaria heißt, und von dort aus ans Sagro Consiglio appelliren. Welche Umwege! Dies Obergericht besteht übrigens aus 5 Mitgliedern. Die Advokaten versammeln sich gewöhnlich etlichemale die Woche, die Sizung dauert aber immer nur wenige Stunden. Es geht dabei sehr laut zu, und da die meiste Zeit mit Formalitäten zugebracht wird, so geschieht gewöhnlich in der Hauptsache sehr wenig. Für den Mimiker müsten indessen solche gerichtliche Zusammenkünfte streitender Partheien, da zumal der Ausdruck in Minen und Gebärden bei den Bewohnern des südlichen Italiens so stark ist, immer sehr interessant seyn. Von der Nachläßigkeit der Neapolitanischen Gerichtshöfe erzählt Swinburne in seiner Reise durch beide Sizilien ein auffallendes Beispiel: Ein Verbrecher sollte nach einem langen Gefängniß endlich sein Urtheil erhalten; man schickte hin, allein izt erfuhr man erst, daß er schon vor 12 Monaten nach einer langen Krankheit gestorben sei. Indessen ist nicht Bösartigkeit, sondern versäumte Beziehung und unverzeihlicher Leichtsinn, Schuld an so vielen Versehen der Neapolitaner. Hat man sie erst so

weit, daß ruhige Vorstellungen Eingang finden, so läßt sich alles aus ihnen machen. So wie sich die Begriffe über ihre Handlungen aufhellen, so wächst das Gefühl ihres Unrechts, und das heftige Verlangen, das Versehene wieder gut zu machen. Was ließ sich nicht aus solchen Menschen unter der Vormundschaft eines weisen Regenten bilden! Der Gebrauch, daß in den meisten neapolitanischen Gerichten noch so vieles lateinisch verhandelt wird, die geringe Besoldung der Magistratspersonen in Neapel und in den Provinzen, und die vordem wenigstens sehr starke Bezahlung der Advokaten ꝛc. gehören auch mit zu den Fehlern, deren man bei der neapolitanischen Gerichtsverfassung so viele wahrnehmen kann. Ein Beweis der Neapolitanischen Trägheit und der bisweilen damit verbundenen unüberlegten Grausamkeit mag auch folgendes seyn: Ist einem Verbrecher endlich sein Todesurtheil gesprochen, so muß er sich noch etliche Monate hindurch in einem fürchterlichen Kerker mit der schrecklichsten Todesfurcht quälen; einige Tage vor seinem Tode wird er dann von der sogenannten Gesellschaft der Weisen (Bianchi) auf das feierlichste (nach katholischer Weise) zum Tode vorbereitet, und dabei auf das prächtigste unterhalten, so daß er sich was und wie viel er will zur Speise wählen kann. — Adeliche, Rechtsgelehrte, Geistliche und Aerzte werden mit dem

dem Beil geköpft, die übrigen aber mit dem Strang hingerichtet.

Fünfter Brief.

Reise nach Salerno.

Die Lustreise von Neapel nach Portici, am Fuß des Vesuvs, beschreibt auch Herr B., so wie andere Reisende, als sehr angenehm. Besonders muß bey Auf- oder Untergange der Sonne der Anblick dieser Gegenden überaus malerisch und entzückend seyn. Der Weg nach Portici, das von Neapel etwa 4 Millien entfernt liegt, läuft immer am Golfo in einem halben Zirkel herum; er ist mit grosen breiten Steinen geflastert, und geht fast ununterbrochen durch Gebäude hin, daher sich auch der Anfang von Portici so genau nicht bestimmen läßt. Ein groser Theil der izigen Stadt, die bekanntlich der Sommeraufenthalt vieler neapolitanischen Familien ist, steht auf dem Fleck, wo vordem das alte Herkulaneum stand. Dies ist auch der Grund, wenigstens wird er dafür angegeben, warum man bey dem Ausgraben der verschütteten Stadt so träge verfährt, weil nemlich sonst manche Häuser, die nun im Wege stehen, abgebrochen werden müsten. Es muß unstreitig ein ungeheurer

Lavastrom gewesen seyn, der im Jahr 79., unter Titus Regierung, sich über Herkulaneum herwälzte; denn alles, was izt aufgedeckt ist, liegt wenigstens 70 Fuß unter der verheerenden Masse. Ja an manchen Stellen liegt die alte Stadt sogar 150 Fuß tief. Vermuthlich wälzte sich die Lavafluth langsam genug herab, daß die Einwohner sich noch retten konnten, daher fand man unter dem Schutt so wenig todte Körper. Wahrscheinlich hatten sie auch ihre Errettung einem vorhergehenden Stein- und Aschenregen zu danken, der die Stadt auch vor völliger Verbrennung sicherte. Durch das viele Wasser, das ihn begleitete, wurde er zu einer dicken Kruste, die sich fest über die Ueberbleibsel heftete, so daß an verschiedenen Stellen, nach Ausgrabung derselben, in dem verhärteten Teig die Form des von ihm bedeckten Theils zurück bleibt. Wie ein Felsen ruht auf diesem Aschenbette der verhärtete Lavastrom in verschiedenen Lagen, nach denen sich aber, wie Herr B. glaubt, die verschiedenen Auswürfe überhaupt nicht sicher berechnen lassen. Das Theater ist bis izt das Einzige, was man in Herkulaneum aufgedeckt sieht; alles übrige hat man wieder verschüttet, und dies wird auch wohl so lange verschüttet bleiben, als Neapels guter König, bey aller seiner Herzensgüte, wie man sagt, am mehrsten für Jagd und Fischfang sorgt,

und

und die Aufseher der Arbeit ungehindert ihren Privatvortheil befördern können. Beim Ausgraben des Theaters verfuhr man indessen ganz vernünftig: man brachte zuerst von oben durch eine Oeffnung Licht in das Innere des Gebäudes, trieb dann an der Seite einen Weg hinein, und legte eine Treppe an, die zur schaudervollen Gruft führt, in die man beim feurigen Schein verschiedener Pechfackeln steigt. So wie man tiefer grub, war man genöthigt, um das Gewölbe vor Einsturz zu sichern, es mit grosen Lavasäulen zu unterstüzen; aber eben durch diese höchstnöthige Vorsicht wird es nun dem Fremden äuserst schwer, sich vom Ganzen eine richtige Vorstellung zu machen. Herr B. giebt indessen eine ziemlich vollständige Beschreibung davon. Wie das Ganze noch in seiner vollen Pracht da stand, mag es die vorzüglichste Zierde der alten Stadt gewesen seyn, da selbst unter den schwarzen Ruinen die Pracht und Gröse desselben noch Verwunderung erregt. Wie groß es gewesen seyn muste, läßt sich schon daraus schliessen, daß ungefehr 10000 Menschen (andere wollen noch mehr) Raum darinnen hatten, und von seiner innern kunstvollen Pracht zeugen die vielen Ueberbleibsel, die man noch davon in demselben antrift. Die Size der Zuschauer zogen sich nicht in einen Halbzirkel um die Bühne herum, sondern waren ihr gegenüber

in

in einer elliptischen Form über einander gericht, daher musten viele Zuschauer die Bühne nicht übersehen können, das ohnedies der sie unterstüzenden Säulen wegen schwer hielt. Hinten an der Bühne waren die Koulissen gemauert und wahrscheinlich al fresko gemalt. Gewöhnlich waren sie auch mit Statüen und Bas-reliefs geziert und bildeten ein treffliches Perspectiv. Aus ihnen kamen denn die Schauspieler in verschiedenen Gängen auf den vordern freien Plaz, der das eigentliche Proscenium war. Bekanntlich hatten nemlich die Alten die Szenenveränderungen nicht und gaben ihre Schauspiele bei Tage, daher musten sie sich solcher Koulissen bedienen; aber daß für die Illusion, bei der Art und Zeit unserer Vorstellungen, viel gewonnen ist, bleibt doch unläugbar gewiß.

Das Museum liegt in dem Pallast des Königs, der ein Viereck bildet, und durch dessen Mitte die Landstrase hinläuft. Es ist dieser Pallast ein hölzernes Gebäude, und daher für einen Fremden in Italien, wo man die hölzernen Gebäude vergißt, ein unerwarteter Anblick. Im Hofe desselben befinden sich die zu Herkulaneum gefundnen treflichen Statüen der beiden Balber zu Pferde. Um in das Innere des Museums zu kommen, muß man sich in Neapel mit einem Erlaubnißschein versehen, den man aber sehr leicht

erhal=

erhalten kann. Auch für die Herkulanensischen Gemälde, oder wenn man gar das bekannte, in einem Privathause verwahrte, schlüpfrige Stück, eines mit einer Ziege in concubitu begriffenen Satyrs, sehen will, muß man einen besondern Erlaubnißschein haben. Hat ein Fremder einmal die Erlaubniß erhalten, das Museum zu sehen, so kann er so oft wiederkommen, als er will; aber zu zeichnen erlaubt man ihm nicht, zu schreiben allenfalls; allein da man schnell durch die Zimmer hindurch geiagt wird, und den grösten Theil der Sammlung in Schränken hinter Glas sieht, so ist auch damit nicht viel anzufangen. Indessen ist es doch für Geist und Herz eine sehr fruchtbare Beschäftigung, einige Stunden in diesen Zimmern umher zu wandeln, wo man den alten Römer bald als Krieger in seiner Rüstkammer aufsucht, bald als Gelehrten bei seiner nächtlichen Lampe entdekt, bald ihn im Zirkel seiner Familie bei seiner gefüllten Tafel sieht, bald bei seinen gottesdienstlichen Verrichtungen aufsucht; bald sein Weib in der Küche, und bald bei der Toilette wahrnimmt. So ein Anblick schaft eine Stimmung der Seele, zu der keine todte Beschreibung sich erheben kann. Wären nur die Sachen mit mehr Wahl und Geschmack gestellt, und könnte man sie lieber an Ort und Stelle, wo sie gefunden, und aus ihrer Verbindung geriffen

wur-

wurden, z. B. zu Pompeii in den Häusern, Tempeln ꝛc., aufsuchen! Das Museum selbst theilt sich in zween Haupttheile, wovon der eine die Gemälde, und der andere die bronzenen und marmornen Ueberbleibsel enthält. Bei dem lezтern wird man zuerst auf einen viereckigten Hof geführt, wo sich das einzige, von der Quadriga noch übrig gebliebene, bronzene Pferd befindet. Die übrigen wurden von den unwissenden Ausgrabern eingeschmolzen. Die Mauer des Hofes ist voll Inschriften, und Bruchstücke von Antiken liegen in einem Chaos umher. Gleich beim Eintritt kommt man unten in ein Zimmer, wo sich eine Sammlung von acht treflichen, kolossalischen, bronzenen Statuen befindet, die sich aber, so gros auch ihr innerer Werth ist, nicht ausnehmen können, weil sie erbärmlich gestellt, und zu sehr auf einander gehäuft sind. Doch vielleicht wird diesen und ähnlichen Mängeln in der Folge abgeholfen werden, zumal wenn es sich bestätiget, wie es unlängst hies, daß bei dem König auf einmal Geschmack für die Kunst erwacht sey, und daß man mit neuem Eifer an dem grosen Gebäude in Neapel zu bauen angefangen habe, wohin, wie man sagt, der ganze Schaz von Portici und auch die berühmten Stücke aus dem Farnesischen Pallast zu Rom gebracht werden sollen. Dies Zimmer nicht mitgerechnet, machen die übrigen

zusam=

zusammen 15 Zimmer aus, in denen sich diese, in ihrer Art ganz einzige, Sammlung von Geräthschaften der Alten befindet, über deren kunstvolle Ausarbeitung man billig erstaunen, aber dabei nur bedauren muß, daß die Intoleranz der Neapolitaner unsern Künstlern nicht gestattet, diesen Schaz gehörig zu benuzen.

Besonders findet man gleich im ersten Zimmer verschiedene solcher, mit bewundernswürdiger Kunst und unsäglichem Fleis ausgearbeiteter, Stücke. Im zweiten Zimmer findet sich eine Menge von Thonarbeiten, die mit den herrlichsten Verzierungen versehen sind. Die Alten hatten es überhaupt in diesen Thonarbeiten zu einer unglaublichen Vollkommenheit gebracht. Im dritten werden eine Menge Glasgefäse, besonders Thränenfläschchen, aufbewahrt, woraus man sieht, daß das Glas der Alten dem unsrigen beinahe völlig gleich kam: doch scheint die Materie nicht so völlig geläutert, als die unsrige; sie ist dunkler und blauer, wozu aber die Zeit vieles beigetragen haben mag. In eben diesem Zimmer wird auch in drei Glasschränken die berühmte, zu Pompeii gefundne, Bibliothek aufbewahrt, die aus einigen hundert, etwas über einen Fuß langen, Rollen besteht. Diese gleichen völlig verbrannten Holzstücken, und zerfallen zu Staub, wenn

wenn man sie reibt. Man kann daher ihren Innhalt unmöglich ie erfahren. Wenn man auch mit teutschem Fleiß an die Entwicklung dieser Rollen gienge, so liesen sich doch nichts, als einige, höchst unvollständige, Bruchstücke herausbringen. Bei der verkehrten Art, womit man bisher das Ding betrieb, ließ sich vollends gar nichts erwarten. Man wollte nemlich schlechterdings alle Rollen abwickeln, weil man mehr auf den Namen des Verfassers, der sich immer im innern der Rolle findet, als auf den Innhalt, begierig zu seyn schien, und arbeitete daher immer fort, wenn auch schon die ersten Zeilen zeigten, daß überhaupt nichts wichtiges in der Rolle enthalten sey. Im vierten Zimmer befindet sich eine Maschine, zum Abwinden der Rollen, wovon uns Herr B. eine Zeichnung und eine Beschreibung ihres Gebrauchs giebt. Im fünften stehen ungefähr 30 Büsten, wovon die schönsten unter den Bronzen sind. Im sechsten befinden sich verschiedene von den Wassermaschinen, die von den Alten gebraucht wurden, um heises Wasser darinn zu unterhalten, bronzene Leuchter und zwo kleine Statuen aus Terra cotta, die ein paar komische Akteurs mit grosen Masken vor'm Gesicht vorstellen. Das siebende enthält Küchengeräthe. Im achten Zimmer nehmen sich besonders die beiden iungen nackten männlichen Figuren aus Bron-

ze aus, die man gewöhnlich Luttatori oder Potatori nennt, und sie auch für beides nehmen kann, und eine marmorne Vase mit einem Basrelief, das ein Bachanal vorstellt. Im neunten befinden sich zwei Statüen aus terra cotta, die über Lebensgröse sind, und Aesculap und Hygiea (oder Jupiter und Juno) genennt werden. Im zehnten findet man einen ganzen Speisevorrath auf kleinen Schüsseln nur schwarz geworden, oder verbrannt, eine Menge Schminke und dergleichen Sachen mehr. Im Grunde Kleinigkeiten, aber ihr Anblick stimmt doch die Seele zu ganz sonderbaren Empfindungen. Die bronzene Statüe eines trunknen Fauns, die sich ebenfals hier befindet, ist eins der besten bronzenen Stücke, die uns aus dem Alterthum erhalten sind. Die Komeen aber, die man noch hier findet, sind ohne Bedeutung. Im eilften Zimmer finden sich eine Menge kleiner Büsten und Idolen, worunter sich besonders die kleinen Philosophenköpfe mit den Namen auszeichnen. Auch verschiedene schöne Vorstellungen von Faunen befinden sich darunter. Im zwölften ist besonders ein sizender Faun aus Bronze in Lebensgröse und einige schöne Mosaiken bemerkenswerth. Die Fußböden der Zimmer sind überhaupt grösten-
theils mit Mosaik ausgelegt, die im Herkulaneum oder Pompeii gefunden worden sind. Im drei-

zehnten ist der bekannte bronzene Merkur das Hauptstück. In den beiden übrigen Zimmern aber findet sich nichts besonders auszeichnendes. Die Gemälde nehmen ebenfals eine Reihe von Zimmern ein. Da darüber ohnedies schon so viel gesagt und geschrieben worden ist, so hält sich Hr. B. nicht bei der Aufzählung einzelner Stücke auf, sondern führt dafür einiges im Allgemeinen zur Bestimmung der Malerverdienste der Alten an (wobei uns der Gesichtspunct ganz richtig angegeben zu seyn scheint). Die Gemälde sind bekanntlich nichts wie Wandgemälde, die man, so viel es sich thun lies, stückweis aus den Zimmern herausnahm, auf einen Rost legte und hieher brachte. Um sie zu erhalten, überzog man die meisten mit einem Firniß, der ihnen einen neuen Glanz giebt, die Farben auffrischt und heraushebt; bei verschiedenen Stücken haben sich die Farben noch so gut erhalten, daß sie wie neu aufgetragen aussehen; besonders ist das Grün und Roth noch ganz frisch; lezteres wird man selten in alten Oelgemälden so frisch finden. Eben so heischt die Leichtigkeit der Ornamente und der Geschmack, der im Ganzen herrscht, Bewunderung. In manchen Stücken ist die Zeichnung gros, edel und richtig, und der Geist, der in den Umrissen derselben herrscht, unverkennbar. In verschiedenen sieht man's, daß die Künstler,

eben

eben so, wie die unsrigen, nicht ihre Umrisse in zusammenhängende Linien zogen, sondern daß das Künstlergenie der damaligen Zeiten darin eben so scherzte, wie wir es in Zeichnungen neuer Meister finden. Sie bestehen aus kurzen, flüchtig hingeworfenen gebognen Linien, wodurch manches Gemälde sehr gewinnt. Der Ausdruck in den Köpfen ist vortreflich und richtig; aber im Gegentheil darf man die Kunst zu groupiren, richtiges Perspectiv und Wirkung des Lichts und Schattens in den alten herkulanischen Gemälden nicht suchen, besonders ist die Wirkung sehr unangenehm, die die, neben einander gestellten und gleichsam auf einander gehäuften, Figuren hervorbringen und die wie Reliefs gemalt zu seyn scheinen.

Hieraus zieht denn Herr B. allerdings mit Recht den Schluß, daß es die höchste Ungerechtigkeit sei, die Malerkunst der Alten so sehr herabsezen zu wollen, wie es einige gethan haben, eben so, wie es unverkennbare Partheilichkeit ist, wenn man bei ihnen alle Vorzüge unserer neuen Maler finden will. Herr B. macht besonders auf den Fehler aufmerksam, der bisher bei der Beurtheilung der Verdienste der alten Maler in Vergleichung mit den neuern so häufig begangen wurde, daß man nemlich eine Parallele zog zwi-

schen den in den Landstädten gefundenen Gemälden der Alten, und den grösten Meisterstücken der Kunst, die wir in diesem Fache aufzuweisen haben, wobei iene natürlich immer sehr viel verlieren musten. Man kehre es einmal um, und stelle die saubern Schildereien, die wir in unsern Landstädten antreffen, gegen die Gemälde, die von den Alten zu uns gekommen sind, und urtheile dann, wem der Preis zuzuerkennen sei. Man sollte daher, wie Hr. B. sehr richtig bemerkt, nie die Parallele zwischen der alten und neuen Malerei ziehen, so lange wir nicht mit Gewißheit wissen, worauf der herrschende Geschmack des Zeitalters der Stadt, deren Kunstwerke wir beurtheilen wollen, fiel; so lange wir nicht wissen, ob man damals einen Ruhm darinnen suchte, es dem andern in Kunstwerken der Art zuvorzuthun, oder ob man dabei nur auf Ausfüllung eines leeren Plazes dachte u. s. w. Welchen Vortheil entbehrten nicht die alten Maler, in Rücksicht auf Farbenmischung, da ihnen die Oelfarben noch gänzlich unbekannt waren? Sieht man aber bei den Gemälden, die uns izt bekannt sind, auf die dichterische Erfindung des Künstlers, und auf einzelne Figuren, auf Richtigkeit und Würde in der Zeichnung, und Ausdruck in Stellung und Blick derselben, so wird man gewiß nicht unzufrieden fortgehen.

Pompeii ist von Portici 7 ital. Meilen entfernt. Der Weg dahin ist ebenfalls überaus angenehm. (Doch ist an einigen Stellen der Anblick der durch den Vesuv angerichteten Verheerungen furchtbarer, als irgend anderwärts). Hr. B. fand hier alle Oerter, durch die er kam, mit Menschen vollgepfropft, die mit einem schreienden Getöse die Luft erfüllten, von dem man sich nur in den Gegenden um Neapel einen Begrif machen kann. Er fand auch hier die Bemerkung, die er täglich in Neapel zu machen Gelegenheit gehabt hatte, bestätiget, daß das Klima dem männlichen Geschlecht günstiger sey, als dem weiblichen. Jenes hat eine braune Gesichtsfarbe, einen feurigen Blick, und einen schönen schlanken Wuchs; dieses hingegen ist mehr abschreckend, als einnehmend, häßlich, was Bildung und Betragen anbetrift, und vermehrt durch die geschmacklose Kleidung und durch den höchsten Grad von Unreinigkeit diese Häßlichkeit. Pompeii liegt nur 5=6 Fuß unter der Asche, die sich, von dem den Moment der Verschüttung begleitenden Regen durchnäßt, als eine dicke Kruste auf die Gebäude heftete, vergraben, man könnte daher dies trefliche Denkmal des Alterthums sehr leicht unter seiner Decke hervorziehen, wenn nicht Sorglosigkeit und Privatvortheil der Aufseher ieder Thätigkeit den Weg versperrten. Der König von

Spanien schickt zwar jährlich 11000 Dukaten zur Ausgrabung der Alterthümer von Pompeii, Herkulaneum, Stabiä und Nola, allein davon werden, wie man versichert, nur ungefehr 2000 verwendet; auch fehlt es an Leuten dazu nicht, man dürfte nur das schaarenweise in Neapel herumziehende müssige Gesindel auf diese dem Staate so heilsame Weise beschäftigen; allein darauf hat man bisher in Neapel noch nicht gedacht. Gegenwärtig sind nur 33 Arbeiter hier angestellt, und auch diese arbeiten nicht immer in Pompeii allein. Der Eintritt in diese verschüttete Stadt, wo man gleichsam so nahe bei dem alten Römer sich befindet, muß allerdings eine ganz eigene Sensation erregen, und wir verzeihen Hrn. B. die kleine Abschweifung, in der er der verschiedenen Empfindungen gedenkt, die sich dabei seiner bemächtigten, gar gerne. Man verfährt bei der Ausgrabung ganz ohne Plan: fängt bald da, bald dort an, und verschüttet auch wohl das ausgegrabene nicht selten wieder; es ist daher einem Fremden sehr schwer, sich einen richtigen Begrif von der alten Stadt zu machen. Sie scheint indeß völlig regulair gebaut zu seyn, und ein länglichtes Viereck zu bilden. Man hatte Geduld, von der Hauptstrase eine Länge von etwa 400 Schritten aufzugraben, dann fieng man aber sogleich wieder an einem andern Orte zu graben

an.

an. Alles, was man in neuern Zeiten neu aufgedeckt hat, sind einige Häuser. Da aber ein Haus dem andern völlig gleicht, auser, daß einige mehrere Stockwerke, andere nur eines haben, so ist die Kenntnißerweiterung, die wir dadurch erhielten, sehr geringe. Von dem, auser andern öffentlichen Gebäuden, z. B. den Theatern, den Kapellen der Isis, u. s. w., bereits ausgegrabnen Quartier der Soldaten giebt indeß Hr. B. eine etwas umständlichere Beschreibung. Von Pompeii nach Salerno kommt man auf dem herrlichsten Weg zuerst nach Nocera, einem langen, schmalen, schmuzigen, unbedeutenden Ort, in dem man auch von alten Ruinen keine Spur mehr findet; dann zu dem, in einem romantischen Thale liegenden, kleinen Ort la Lava, wo ein wichtiges Archiv voll Dokumenten aus den Zeiten der Normannen aufbewahrt wird, und wo der berühmte neapolitanische Schriftsteller, Filangieri, ehemaliger Jugendfreund des Königs, und noch izt sein Liebling, in einer philosophischen Ruhe nunmehr einzig den Wissenschaften und seiner Familie lebt. Endlich gelangt man durch die herrlichsten Gegenden, womit die Provinz Terra di Lavoro überhaupt so reichlich versehen ist, zu dem kleinen, in einem reizenden Thale zwischen Bergen liegenden, Vietri. Ist man darüber hinaus, so erblickt man den Meerbusen von Salerno in

seiner ganzen Schöne. Man hat hier überhaupt eine der vorzüglichsten Aussichten, die es auf Erden giebt. Der Meerbusen scheint gröser zu seyn, als der von Neapel; rund herum ziehen sich in einem halben Zirkel romantische Berge, die aber an der gegenüber liegenden Seite noch eine fruchtbare Ebene lassen. In der Mitte thürmt sich Salerno an den Bergen hinauf, und sieht ruhig über das offne Meer hin. —

Sechster Brief.

Reise bis zum Silarisfluß.

Salerno ist besonders in Neapel seiner bösen Luft wegen verschrieen; allein es ist dies meistentheils nur ein Kunstgriff, dessen sich die Neapolitaner bedienen, um die Fremden bei sich zu erhalten. Die gesunde Lage des Orts, und die Menge alter Personen, die man hier antrift, widerlegt dies Gerücht hinlänglich. Die Merkwürdigkeiten der Stadt sind von geringer Bedeutung. Gregor VII. liegt bekanntlich hier begraben. Die Stadt hat nicht die geringsten Spuren ihres ehemaligen Flors behalten. Sie ist indeß von beträchtlicher Gröse, hat aber enge Gassen, und ist höchst elend gebaut. Die Zahl der Ein-

wohner

wohner ist zwischen 11 bis 12000; sie machen aber mit der Schönheit des Landes den häßlichsten Kontrast, sind alle gelb, klein, und äuserst unreinlich, und stehen in der ganzen Provinz umher in dem Gerücht der Faulheit. Ihre Ankläger mögen indessen diesen Vorwurf nicht minder verdienen, wiewohl er freylich iene wegen der unbeschreiblich glücklichen Lage ihres Landes doppelt trift. Man sucht den Grund dieser auffallenden Unthätigkeit gewöhnlich in dem warmen Klima, und in dem schönen, reichen Boden. Hr. B. giebt aber vielmehr, und wir pflichten ihm hierinnen vollkommen bei, Feudalverfassung, Druck und Gewinnsucht der kleinen Fürsten, und die Menge fressender Mönche, 2c. dafür an (wiewohl sich auser diesen Gründen auch vielleicht noch einige andere auffinden lassen möchten); und erinnert mit Recht, daß, wenn nur iener Grund statt fände, man nicht begreifen könnte, warum in den ehemaligen Zeiten diese Gegenden so sehr in Flor gewesen wären, und warum Toskana, das ebenfalls ein warmes Klima und einen sehr ergiebigen Boden hat, izt so industriös und blühend sey.

So herrlich Salerno zum Handel gelegen ist, so wenig benuzt es diese glückliche Lage: den Bau des Hafens hat man wieder liegen lassen,

und selbst den um Salerno reichlich wachsenden guten Wein läßt man lieber verderben, als daß man sich die Mühe nähme, ihn zu versenden. Die Unthätigkeit der Einwohner ist hier überaus auffallend; Männer, Weiber und Kinder liegen vor den Thüren auf den Gassen, theils schlafend, theils lärmend, und ihre kaum bedeckte Blöse, verbunden mit ihrem blassen, hohläugigten Ansehen, verkündigt ihre Armuth. Käme nicht durch die jährliche Messe wieder etwas Geld ins Land, womit man sich kümmerlich bis zur nächsten Meßzeit forthilft, so müßten sie im Schooße des Ueberflusses verhungern. Diese Armuth wird noch sehr dadurch vergrößert, daß man den reichen Adel immer nach der Hauptstadt hinzuziehen sucht. Dadurch verliert der zurückgebliebene zahlreiche arme Adel seine vornehmste Stüze, und sucht sich nun dafür auf das grausamste an seinen armen Untergebenen zu erholen. Daher sollen denn auch gerade hier die meisten Mordthaten geschehen: man rechnet nemlich auf diese Provinz jährlich 500 Getödtete, und die Einwohner derselben auf 447465, das wäre also ungefehr auf 900 Einen, und sonach dies nach Rom, wo man in der Stadt selbst auf ieden Tag einen Ermordeten rechnen kann, die Gegend, wo diese abscheuliche Gewohnheit am meisten wüthet.

Wie ganz anders im Toskanischen Staate! allein da sind auch Policeianstalten, wovon man im Neapolitanischen nichts weis. Auser dem heissen Klima ist der Druck der Einwohner und ihr nahrungsloser trauriger Zustand eine Hauptursache der so häufig hier vorfallenden Ermordungen. Die Vorkehrungen der Regierung dagegen sollen nichts als eine Finanzoperation seyn. Es ist nämlich in Neapel und den Provinzen zwar verboten, Mordgewehre zu tragen, allein man kann sich für ein Geringes die Erlaubniß hiezu erkaufen; daher sieht man auch in Neapel keinen, der nicht sein Stilet an der Seite trüge, und in den Provinzen fast keinen ohne seine Flinte. Es ist also damit nicht auf Sicherheit im Staate angesehen, sondern vielmehr darauf, um auf eine gute Art, ohne den verhaßten Namen einer neuen Auflage, Geld vom Volke zu erhalten. Man pakt daher bisweilen einen, der sein Recht nicht bezahlt hat, an, und exequirt scharf gegen ihn, damit nemlich dadurch ieder zur Bezahlung gebracht würde. Einen Beweis, wie sehr sklavischer Druck die Menschen erniedrige, geben die vielen Bettler, womit man hier umringt wird, und wovon einer sich immer mehr erniedriget, als der andere, um einen Pfenning zu erpressen. Haben sie diesen endlich erhalten, so schleichen sie fort, ohne zu danken, küssen aber dafür die Ga-

be; ein Gestus, der hier sehr gewöhnlich ist, so wie überhaupt hier und in dem Neapolitanischen die Minen = und Gebärdensprache allgemeiner herrscht, und weiter getrieben wird, als in irgend einem andern Distrikt. Hr. B. schließt seine Bemerkungen über Salerno mit einer interessanten Erzählung von einem gewissen Angelo del Duka oder Angelino, den allzu lebhaftes Gefühl des von einem Duka erlittenen Unrechts veranlaßte, Anführer einer Räuberbande zu werden, und der, nachdem er eine Zeitlang eine glänzende und furchtbare Rolle gespielt, und manche grosmüthige Handlung verrichtet hatte, vor einigen Jahren zu Salerno hingerichtet wurde.

Pestum liegt ungefehr 28 ital. Meilen von Neapel. Der Boden um diese gewesene Stadt ist sehr fruchtbar, aber die Menschen sehen, wegen der hier herrschenden bösen Luft, grösstentheils blaß und mager aus. Doch gilt dies nur von denen, die sich auf dem Felde aufhalten, und den öfters aus der Erde aufsteigenden schädlichen Dünsten ausgesezt sind. Die Wirthsleute, die ihre Zeit in den Häusern zubringen, sehen dafür desto gesunder und stärker aus. Es ist ein romantisch schöner Anblick, sagt Hr. B., wenn man auf einmal aus dem von Berg und Wäldern umschloßnen Weg an die herrliche Plâne am Meere

kommt,

kommt, und die majestätischen Ruinen sieht, die, in einer Reihe daliegend, den vormaligen Flor der izt gänzlich gesunknen Stadt verkünden. Die einsamen, traurigen, hie und da zerstreuten Bauerhütten machen mit der stolzen Pracht der alten Tempel einen erbärmlichen Kontrast. Da übrigens diese Ruinen in grösern Werken bereits ausführlich beschrieben, und besonders in dem des Fra Paoli durch eine treue Abbildung dargestellt sind, so hält sich Hr. B. nicht weiter dabei auf.

Von Pestum führt der Weg nach Evoli, das der Alten Tibur seyn soll, und ein kleiner, unbedeutender Ort ist. In der Nähe desselben sollen sich die Ruinen der Hauptstadt der Picentiner, Picentia, befinden. Wo Hr. B. auf dem Wege nach Evoli hin und wieder einige Häuser antraf, sah er die Leute vor denselben unter freiem Himmel ihr Korn ausdreschen, welches hier um so leichter geschehen kann, da man nicht fürchten darf, durch unerwartet einbrechenden Regen bei der Arbeit gestört zu werden (man kann nehmlich hier die Monathe des Regenwetters genau berechnen), und wobei man zugleich den Vortheil hat, daß der Wind die Reinigung des Getreides, das, wenns ausgedroschen ist, ausgebreitet wird, über sich nimmt. Aber mehr Menschen, als auf diese Weise beschäftiget waren,

sasen arbeitslos nebeneinander, entweder halb träumend, oder Karten spielend. Was dem Landmann in unsern Gegenden seine Pfeife ist, ist ihm hier die Karte. Man findet daher schwerlich einen, der nicht beständig sein Spiel Karten in der Tasche trüge, und der einen Plaz, um den er sich zu spielen lagern könnte, vorbeigienge. Daher bringen sie den grösten Theil des Tages mit spielen zu. Es ist begreiflich, daß diese Gewohnheit viele Unordnungen hervorbringen, und besonders in Rücksicht auf Erziehung von schädlichen Folgen seyn muß.

Seit einem Jahrzehend ist der vortrefliche Weg durch diese Gegenden gemacht, wodurch der König seinen Namen ruhmvoll verewigt hat. Er ist mit unglaublicher Mühe und Kosten und in ieder Rücksicht vollkommen gebaut, und kann dem kühnsten Werke des Alterthums an die Seite gesezt werden. Um übrigens die reizende Mannichfaltigkeit einer gebirgigten Gegend in aller ihrer Schöne kennen zu lernen, muß man hieher kommen: ein Berg starrt mit rauher Felsenstirn gen Himmel, ein andrer ist das Bild der Fruchtbarkeit und ragt, besezt mit Del- und Kastanienbäumen, bis in die Wolken. Man hat hie und da herrliche Aussichten, die die Mühe, diese Berge zu erklettern, reichlich belohnen. Die Kälte

ist

ist aber hier auch ungleich gröser, als in andern Gegenden von Italien, und die Spizen der Berge sind den gröſten Theil des Jahrs mit Schnee bedeckt. Die Früchte werden daher hier weit später reif, als in den wärmern Gegenden Italiens, und der wenige Wein, der in den Thälern gebaut wird, ist sauer und herbe. Die uneigennüzigste Dienstfertigkeit karakterisirt indessen diese einsamen Bergbewohner, und ersezt dadurch einigermasen wieder, was an guter Bewirthung abgeht, man hat daher hier nicht nöthig, wie in den übrigen Gegenden von Italien, um sich vor Prellerei zu sichern, vorher einen genauen Akkord zu machen.

Ein Beweis von dem Druck, worüber man hier allgemein klagt, sind die Bedingungen, unter denen gewöhnlich die Bewohner des hiesigen Distrikts ihr Haus von den Eigenthümern zur Miethe erhalten. Die Häuser sind auf Kosten der Eigenthümer gebaut, und der Meistbietende erhält sie zur Pacht. Die Güte des mit dem Hause verbundnen Bodens kommt schon bei der Vermiethung des Hauses in Anschlag, und doch müssen hernach für ieden Acker nach seiner Güte ein oder mehrere neapolitanische Dukaten bezahlt werden; wobei aber alles so eingerichtet ist, daß der Bewohner ia nichts mehr aus seinen Pachtungen

erübri-

erübrigen kann, als er zur Bezahlung seiner Hausmiethe bedarf, dabei ist er gezwungen, die umliegende Distrikte, soweit sie zu seinem Haus gehören, und die ihm nicht im Kontrakt mit abgetreten sind, für die Lehnsherren zu bebauen. Er erhält für einen ganzen Tag, ie nachdem die Jahrszeit ist, einen bis zween Karlins (oder 2 3/5 bis 2 ggr.). Die Aufseher liegen ihm dabei hart auf dem Halse, und er muß sehr unter ihrem Druck leiden, wenn er sich nicht mit ihnen abfindet. So ein Pachtkontrakt ist so voll von Bedingungen, Einschränkungen u. s. w., daß die armen Menschen oft ganz dadurch verwirrt werden. Der gewöhnliche Termin der Pachtung ist zwei bis sechs Jahre. —

Mit dem folgenden beginnt nun die eigentliche Reisebeschreibung von Kalabrien. Da unsere Reisenden bisher selten über Pestum hinausgekommen sind, so verdient Hr. B. um so mehr Dank, daß er uns mit diesem Theile Italiens etwas näher bekannt gemacht hat. Wir müssen uns aber die nähere Anzeige hievon auf das nächstemal vorbehalten. Wir sind in dem bisherigen etwas weitläuftiger gewesen, als anfangs unsere Absicht war, allein wir konnten uns nicht entschliesen, über so manchen interessanten Artikel zu schnell wegzueilen, und der Vollständigkeit zu

viel

viel zu vergeben. Es würde uns aber sehr freuen, wenn wir durch diesen Auszug unsere Absicht, den Leser anzureizen, sich mit dem ausführlichern Inhalt dieses in vieler Rücksicht so empfehlenswerthen Buches selbst bekannt zu machen, erreichen würden. —

Es scheint mir der Mühe werth zu seyn, den Liebhabern der Kunde fremder Länder ein kleines, aber sehr reichhaltiges Büchelchen, welches vor 14 Jahren erschien, in bessern Umlauf zu bringen. — Es ist:

Voyages d'un philosophe, ou observations sur les arts et sur les moeurs de peuples d' Afrique et de l' Asie. à Yverdon.

Der Verfasser war le Poivre, Intendant von der Insel Frankreich. Das Buch hat schon das Lob zweier grosen Philosophen für sich, des Hrn. Prof. Meiners zu Göttingen, und des Hrn. von Paw, der bekanntlich scharf tadelt, und selten lobt.

Wenige Reisebeschreibungen sind mit dem Beobachtungsgeist und der edlen Simplicität geschrieben, welche das kleine Werk des guten le Poivre charakterisirt? —

Er reiste, als Philosoph, sah nicht blos, sondern beobachtete den Ackerbau, die Sitten, die Künste, den Zustand der Völker von Afrika und Asien, und drängte uns das Resultat, die Quintessenz seiner Observationen, in ein kleines Oktavbändchen zusammen.

Wenn ich sein Werk lese, denn beneide ich fast sein Loos, welches ihm erlaubte, durch Reisen sich selbst und andere zu unterrichten. Ich seufze alsdenn über mein Verhängniß, welches mich — mit gleichen Trieben beseelt — durch eherne Ketten an einen undankbaren Fels schmiedete, wo ich in der Enge meines Horizonts, aller Aussicht in Gottes freie, weite Welt beraubt, langsam ersticke. So gros ist der Widerspruch zwischen unsern Neigungen, und unsern Schicksalen! — Ich glaube, Weikard hat gesagt: „Es ist ein Unglück in unserer besten Welt, daß die wenigsten Menschen recht an ihrem Plaze stehen!„ — Doch genug hiervon! — Wer kann es ändern? und wer mag gern Klagen lesen, die man so gern nur aus der Milzsucht, und andern — nicht veritabeln — Ursachen herleitet!

Ich will das anziehendste aus dem Werk des Hrn. le Poivre, mit einigen Noten begleitet, hier vorlegen. — Des Danks einiger Leser bin ich gewiß. Le Poivre verdient es, daß man sein Andenken wieder auffrischt.

Laßt

Laßt uns vor dem reichen und mannigfaltigen Gemälde, welches seine Meisterhand entwarf, einen Augenblick weilen! oder trauern, daß wir nicht Bürger von Ponthiamas *) sind, und unter diesem schönen Himmelsstrich unsre Zeit zwischen Fleiß und Vergnügen theilen können! Hr. le Poivre sagt: es ist kein Volk, so barbarisch es auch sei, welches nicht seine ihm eigene Künste hätte.

Die Verschiedenheit der Klimaten vermannigfaltigt die Bedürfnisse der Nationen und schaft ihnen differente Produkte, woran ihre Industrie sich üben kann.

Die Agrikultur ist die Kunst aller Menschen. Ueberall, von einem Ende der Erde zum andern, siehet man polizirte Völker und Barbaren sich wenigstens einen Theil ihrer Subsistenz durch die Kultur ihrer Felder verschaffen. Aber diese universelle Kunst ist nicht überall gleich blühend.

Der Feldbau, diese Mutter der Künste, und

*) Ponthiamas oder Kankar, ein kleines Reich in Südasien, wovon uns Hr. le Poivre eine sehr reizende Schilderung macht. In der Folge etwas mehr davon. Hier ist die Hälfte des Traumes vom Schlaraffenland realisirt. „Laßt uns, sagte einmal Diderot, nach Lampeduse ziehen, in die Insel der Glücklichen! „ —

Basis der Glückseligkeit, die in der Befriedigung wahrer Bedürfnisse bestehet, prosperirt bei weisen Völkern, welche ihn zu ehren und zu encouragiren wissen.

Der Zustand der Agrikultur, sagt der respectable Intendant von Isle de France, war allzeit das erste Objekt meiner Recherchen, bei den verschiedenen Völkern, die ich auf meinen Reisen sah. Kein kürzeres Mittel, sich gleich eine generale Idee von einem fremden Volk zu machen, als, daß man seinen Blick auf die öffentlichen Märkte und die Felder wirft.

Wenn die Märkte Ueberfluß an Waaren haben, wenn die Felder wohl kultivirt, und mit blühenden Saaten bedeckt sind, so kann man ceteris paribus schliesen: daß das Land, wo man sich findet, gut bevölkert ist, daß die Bewohner polizirt und im Ganzen glücklich sind, daß die Sitten dieser Rurikolen sanft, und ihre Regierung raisonnabel ist.

Wenn ich aber — fährt le Poivre fort, bei einem Volk ankam, das ich mitten in dichten Wäldern, zwischen Sträuchern und Dornen aufsuchen mußte, wenn ich mehrere Meilen reisen mußte, um ein urbar gemachtes, aber schlecht kultivirtes, Feld zu sehen — wenn ich endlich auf dem öffentlichen Markt nichts als miserable Wur-

zeln

zeln fand, so schloß ich: ich sey bei einem elenden, wilden oder sklavischen Volk angekommen.

Wie richtig ist diese Semiotik der moralischen Kultur, welche ihre lesbare Zeichen in der physischen Kultur der Erde hat! — In einem schlecht angebauten Land, sagt le Poivre, kann die Bevölkerung nicht sehr stark seyn. Aber die Agrikultur dependirt, wie Er in der Folge zeigt, von den Gesezen, den Sitten, und den etablirten Vorurtheilen.

Zuerst handelt unser Philosoph, der fast alle Welttheile selbst gesehen hat, von den westlichen Küsten von Afrika. Er sagt: die Inseln und Distrikte des Abends von Afrika, die ich gesehen habe, sind grösstentheils weiß, und von unglücklichen Negern bewohnt. Diese denken nicht an die Kultur ihres Bodens. Sie leben unter einem Himmel, der ihnen wenig Bedürfnisse giebt, und säen nur nachlässig etwas Mays, sehr wenig Reis, und pflanzen in kleiner Quantität Erdäpfel, die von den unsrigen verschieden sind. Die Erndten dieser Völkchen sind armselig. Die Negern, welche am nächsten bei den europäischen Kolonien wohnen, bauen das Feld ein wenig besser, als die andern. Sie haben Heerden, und mehr Reis. In ihren Gärten giebt es etwas Gemüse, dessen Saamen aus Europa kam. Aber

alles, was sie vom Feldbau wissen, sind sie den bei ihnen etablirten Europäern schuldig.

Vom Fluß von Angola an, bis zum Cap=Negre, und von da, bis in die Nähe des Vor=gebürges der guten Hofnung, siehet man nur trocknen, unkultivirten, Boden. Die Küste ist nakt, und mit todtem Sande bedekt. Man muß mehrere Stunden reisen, um einen schattichten Palmbaum, oder etwas grünes zu entdecken. Das Land und die kleine Zahl seiner miserabeln Bewohner scheint mit dem Fluch der Natur ge=schlagen zu seyn. Le Poivre sah nur die Küsten. Missionnaire, welche ihr Eifer trieb, im Innern des Landes zu predigen und zu taufen, erzählten ihm, der Feldbau sei dort nicht florissanter, als an der Küste, aber das Land an vielen Orten sehr ergiebig von Natur. Die Länder am Cap der guten Hofnung waren, eh' Batavер sie occu=pirten, zur nehmlichen Sterilität verdammt. Aber seitdem bringt diese Spize von Afrika Ue=berfluß an Getreide aller Art, Wein und Früch=te hervor. Da siehet man grose Weiden, bedekt mit Pferden, Ochsen und Schaafen. Die Fer=tilität dieses kultivirten, kleinen Distrikts, zu=sammgehalten mit der Unfruchtbarkeit der uner=meßlichen Strecken, die ihn umgeben, beweist, wie unser Philosoph sehr schön sagt: daß die Er=de nur gegen Tyrannen und Sklaven geizig ist.

Von

Von den glücklichen Händen der Freiheit gepflügt, von vernünftigen Wesen bearbeitet, die unter dem Schuz kluger und invariabler Geseze das Feld bauen, giebt sie willig ihren Segen her, um den Fleis ihrer Kinder zu belohnen.

Franzosen, welche der gröbste Schnizer, den die französische Regierung ie gemacht hat — die Wiederrufung des Edikts von Nantes — hieher-trieb, fanden auf dieser Küste von Afrika Glück und Sicherheit, welche die fanatische Intoleranz in ihrem Vaterland ihnen versagte.

Hr. le Poivre spricht nun von den zur Produktion der Futterkräuter bestimmten künstlichen Wiesen am Kap. Des Abends treibt man die Heerden in einen Park ein, den ein Zaun von hohen und starken Pallisaden umgiebt, um sie gegen Panther, Löwen, u. d. zu schüzen.

Man ist sehr exakt, auf diesen Weiden Boskets von Bäumen zu erhalten, um dem Vieh in diesem warmen Lande Schatten zu verschaffen.

Zum pflügen braucht man am Kap mehr die Ochsen, als die Pferde. Die Holländer in dieser Kolonie corrigiren die natürliche Langsamkeit der Ochsen durch frühe Angewöhnung zum stärkern Schritt.

Die Getreidearten am Kap sind Weizen, tür-

kisch Korn, und Reis. Von einem ausgesäeten Korn bekommt man gewöhnlich 50 Körner wieder. Man kultivirt viel gemüsartige Pflanzen, Bohnen, Erbsen, Rüben.

Da das Kap einen grosen Theil des Jahres hindurch heftigen Stürmen ausgesezt ist, welche die Früchte von den Bäumen werfen, und die körnertragenden Pflanzen niederschlagen würden, so theilt der kap'sche Holländer das Feld in kleine Abschnitte ein, die er mit hohen Eichenpallisaden oder andern Bäumen umgibt.

Diese Kolonie ist der Kornboden aller holländischen Etablissements in Ostindien.

Die Weine von Burgund und Champagne wollten hier nicht reüssiren. Besser kamen die Reben fort, die man aus Spanien und den schönen kanarischen Inseln hieher brachte, deren Klima dem Kap'schen mehr analog ist. Die kap'schen Weinberge bepflanzt man mit allerlei Bäumen, an welchen spanische Muskatreben sich hinaufschlängeln.

Auser dieser Nachricht des le Poivre muß ich dem Leser noch eine andere von Hrn. Prof. Forster mittheilen. Dieser sagt in einer Note zu Fabroni's Versuch vom Ackerbau: „Alle Pflanzungen und Weinberge am Kap sind absichtlich

mit

mit hohen Eichen, Reisern und Silberbäumen (Protea argentea) umgeben, um die Gewalt der Stürme zu brechen. „ —

Die Hortikultur, diese angenehme Kunst, ist am Kap so wenig vernachläsigt, als der Ackerbau. In diesen Gärten findet man die besten europäischen, und manche andere Küchenkräuter, die den übrigen Welttheilen eigen sind. In der gröβten Ordnung findet man hier, zum Behuf der Botanik, die seltensten Pflanzen aller Welttheile, und habile Gärtner, welche dem Wiβbegierigen alles erklären.

An diese schöne Gärten schliesen sich grose Baumplantagen an, wo man die delikatesten Früchte Europens, Asiens und Afrikens antrift. Nichts ist reizender, sagt unser beobachtender Philosoph, als, in einem kleinen Bezirk, Kastanien- und Aepfelbäume der kältern Gegenden bei indischen Muskaten, Kampherbäumen aus Borneo, und Palmbäumen der heissen Zone, zu sehen.

Nun kommt le Poivre nach der grosen und glücklichen Insel Madagaskar, wo er einen Winter zubrachte. Nur einen Theil dieser Insel kennt man. Dieser ist sehr fertil. Die Einwohner würden den Feldbau mit Fleiβ treiben, wenn sie ihre Produkte gut absezen könnten.

Die Madagaſſen haben groſe Heerden von Ochſen und Schafen. Ihre wilden Wieſen und Weiden ſind treflich. Man ſiehet in einigen Kantons der Inſel groſe Strecken, die mit einem langen breitblättrigen Gras, welches 5 bis 6 Fuß hoch wird, bedeckt ſind. Hier weiden Ochſen von ungeheurer Gröſe, mit einem Höcker auf dem Rücken. Ein kurzes feines Gras (un petit *gramen* fin) wächſt von ſelbſt im Sande, am Ufer des Ozeans, und iſt das Futter der Schaafe. Dieſe ſtammen aus der Barbarei her, und haben breite fette Schwänze, wie die arabiſchen.

Die Bewohner von Madagaſcar bauen nur Reis. Ihre Art, zu kultiviren, taugt nicht viel. Aber deſto mehr ihr Boden. Nirgends iſt der Reis wohlfeiler. Wie nüzlich könnte es ſeyn, wenn man die Agrikultur auf dieſer Inſel zu vermehren und zu verbeſſern ſuchte! ſie würde das Magazin der Inſeln Bourbon und Frankreich ſeyn, die ihr nahe liegen, und oft Mangel leiden.

Le Poivre, mein Philoſoph, ſagt, die Einwohner von Madagaſcar hätten in den Kantons, wohin die Araber nicht penetrirt ſind, noch die einfachen Geſeze der Natur, und die Sitten der erſten Menſchen. Dieſe Geſeze und dieſe Sitten ſind der Agrikultur, unſerer wahren Beſtimmung, günſtiger, als alle unſre ſublimen Spe-

kula-

kulationen, deren Resultat nur ungewisse und ste-
rile Theorien sind, und als unsre dicken Bände,
welche den Feldbau predigen, indeß unser Vor-
urtheil diese Profession verachtet, und fehlerhafte
Geseze die bestmögliche Kultur und Benuzung der
Erde hindern.

Die Insel Bourbon, sagt le Poivre, hat blü-
henden Ackerbau, aber auch noch die einfachen
Sitten ihrer alten Bewohner. Das grose Pro-
dukt der Insel ist Kaffee. Die ersten Pflänzchen
kamen von Mokka. Der Kaffee reüssirt am besten
im Sand. Ein fetter Boden bekommt ihm übel.

Auf Isle de France haben die französische Ko-
lonisten grose Sottisen gemacht. Sie haben Wäl-
der abgebrannt, welche ehemals die Regenwolken
herbeizogen, die iezt nicht mehr auf das entblöß-
te Land träufeln.

Ich komme zu den Beobachtungen, welche le
Poivre an der Küste Koromandel gemacht hat.
In Ostindien war der Feldbau immer blühend.
Seit der Conquete der Mogol'n aber hat er ab-
genommen. Die Malabar'n sind aber — zum
Glück ihrer Ueberwinder! — ihren alten Sitten
treu, dem Ackerbau ergeben geblieben. Ihn ge-
bietet selbst die Religion. Sogar die zum Feld-
bau destinirten Thiere stehen unter ihrem Schuz.

Die

Die Politik, diese Schöpferin der Volksreligionen, erklärt es für Sünde, ein nüzliches Thier zu tödten. Die Büffel sind fast das einzige Lastthier auf Malabar. Man siehet keine andere um Pondichery.

Der Boden des Landes ist leicht, sandigt, trocken. Die Braache ist den Malabar'n unbekannt. Doch erndten sie im Jahr zweimal. Auf die Reiserndte folgt die des Hirsen, oder der Phaseolen, deren Indien eine Unendlichkeit produzirt. Man hat Heerden Hämmel, und auf den Feldern siehet man hin und wieder Ziegen. Aber die Thiere sind mager, und vermehren sich nicht stark.

Der Malabar ißt Gemüse und Früchte. Die alten Geseze der Hindus sind der Agrikultur sehr günstig.

Die Gärtnerei ist auf Koromandel armselig. Unter ihren Bäumen ist die Kokospalme der nüzlichste. Diesem Baum hat man Wein und Oehl und Rak zu danken.

Die Küste von Orixa, die von Malabar, das Gebiet von Suratte, die schönen Ufer des Ganges, und das Innere von Indostan sind sehr ergiebige Länder, und haben grosen Feldbau.

Le Poivre besuchte Siam, ein nicht kleines

Reich

Reich auf der indischen Halbinsel, ienseits des Ganges. Der Boden von Siam ist äuserst fruchtbar. Der westliche Theil des Landes, gegen den Golf von Bengalen hin, wird sechs Monat hindurch von beständigem Regen inundirt. Diese nasse Jahrszeit heißt der Winter. Die andere, östliche, Hälfte von Siam umfließt indeß ein heiterer blauer Himmel, den selten eine Wolke trübt. Der Fluß Menam, den die Regen im westlichen Theil des Landes vergrösern, spielt an den Mauern der Hauptstadt, und überschwemmt iährlich — ohne Ravage — ein herrliches, an Reis fruchtbares Land. Der Schlamm, den er abszt, wohlthätig, wie der Nilschlamm, dünget den Boden. Siam ist eins der schönsten Länder in der Welt. Die Felder sind voll köstlicher Früchte, die fast ohne menschliches Zuthun wachsen. Z. B. Ananas und Manguften, vielleicht die delikateste Frucht in der Natur, unendliche Varietäten von Orangen und Bananas. Noch hat dieses irdische Paradies Gold, Kupfer und Zinn. Und doch — sind die Siamesen das elendeste Volk in der Welt. Dies ihr Elend, troz aller Wohlthaten der Natur, haben sie den Sultanereien ihrer Despoten zu danken, die zu den nichtswürdigsten auf Erden gehören.

Im Schatten lieblich duftender Orangenhaine wan-

wandeln traurig die Sklaven dieser gekrönten Kanaille. Der dumme Eigensinn eines unwissenden Despoten ist hier das höchste Gesez. Der Souverain allein ist ein freier Mensch. Kein Gesez protegirt den Bürger gegen die Gewaltthätigkeit und Habsucht der Unterdrücker. Keine Sicherheit des Eigenthums! Alles, sagt le Poivre, dependirt von den Kaprizen eines Fürsten, der oft nur eine in allen Lastern ersoffene Bestie ist. Er kennt nichts, als sein Serail. Die Affairen läßt er gehen, wie sie können. Auch die Grosen in Siam sind Sklaven. Zitternd — als ob sie zur Höhle eines Tiegers giengen — nähern sie sich dem Thron des Despoten, den sie — ohne Liebe, wie eine eigensinnige, rappelköpfische Gottheit anbeten.

Die Religion ist noch die einzige Aegide gegen die Tyrannei. Sie erhebt ein wenig die Priester des **Samonokodon**, welches eigentlich der Vizlipuzli oder Gott der Siamesen ist.

Die Priester in Siam leben im Cölibat. Den verträgt aber das Klima nicht. Daher erfüllen sie das Gelübde der Keuschheit eben so pünktlich, wie unsere Talapoinen und Bonzen in Europa.

Despotism und Cölibat der unzäligen Pfaffen, denen kein Bezirk angewiesen ist, wohin sie gesezmä-

sezmäßig ein Kind pflanzen dürfen, entvölkern Siam immer mehr. Unter einer so stupiden und detestabeln Regierung kann der Ackerbau nicht blühen. Wie klein — sagt mein Philosoph — ist die Strecke urbaren Landes in Siam, gegen den unermeßlichen Strich, der ohne Anbau wüst liegt!

Vom Hafen Mergin, an der Abendküste des Reiches, bis zur Hauptstadt, traversirt man, in 10 bis 12 Tagreisen, weite, wohlgewässerte Ebenen, die einen herrlichen Anblick geben, und zum Theil eh'mals kultivirt gewesen zu seyn scheinen. Jezt muß man hier in Karavanen reisen, um sich gegen Tyger und Elephanten zu schüzen, deren es viele giebt.

Man marschirt acht Tage, ohne Volk zu sehen. Die Gegend um die Hauptstadt ist kultivirt. Man sagt, die Erde trage 200fältig. Welche ungeheure Fruchtbarkeit!

Chineser und Cochinchineser, die in der Hauptstadt und den Environs etablirt sind, erhöhen noch den Werth der Grundstücke. Diese Fremden handeln mit dem Souverain, dessen Interesse sie gegen die Tyrannei schüzt. Beständige Vexationen machen, daß die Leute ihre Güter verlassen, weil sie die Früchte ihrer Arbeit und ihres Fleises zu verlieren fürchten. Ein so indolentes und sclavisches Volk ist des Segens nicht werth, womit

die

die Natur seinen Wohnplaz beglückt hat. Terrible Wirkung des Despotism, der selbst den Segen der Natur in Fluch zu verkehren weis! —

Die Baumgärten des Königs, der Grosen und der Geistlichen sind bewunderuswürdig, durch die Mannigfaltigkeit ihrer delikaten Früchte. Andern Leuten ist's nicht erlaubt, ähnliche zu haben!! Wenn ein Unterthan das Unglück hat, einen Mangustenbaum zu haben, der vorzügliche Früchte trägt, so denunciirt man ihn bei Sr. siamischen Maiestät, und diese lassen durch die Kriegsknechte alle Früchte des Baums für den Monarchen und die Minister in Beschlag nehmen.

Die Siamer haben Büffel und Ochsen, welche sie auf die Weiden in den Wüsten treiben, und des Abends in verschlossene Parks sperren, um sie vor Tygern zu schüzen. Sie haben viel Geflügel, zumal Enten.

Der König unterhält viele dressirte Elephanten. Sie haben keinen Nuzen, so wie die Mätressen, Jagdhunde und vielen Pferde gewisser deutschen Sultane in Taschenformat. Die Siamesen aber sagen, dies kündige die Gröse ihres Fürsten an. Rühmlicher wäre es, seine Gröse in der Menge glücklicher Unterthanen zu suchen!

Diese

Diese Elephanten Sr. Maiestät sind das Schrecken der getreuen Unterthanen. Wer Felder oder Gärten besizt, muß ein gewisses Geld erlegen, sonst lassen die Aufseher dieser Monstern ihre Thiere hinein, die denn — eben als ob sie der Sultan selbst wären — alles mit allergnädigster Gefräßigkeit zu Grunde richten. Welcher Unterthan, sagt der Intendant von der Insel Frankreich, darf es wagen, den Elephanten Sr. Maiestät den schuldigen Respekt zu versagen! Einige dieser Kolossen sind sogar — zur Schande für die Menschheit — mit Titeln und den ersten Würden des Reichs geschmükt. Man sagt, dies sei nichts besonders. An gewissen Orten auser Siam widerfahre diese Ehre — in Ermanglung der Elephanten — den Eseln.

Von Siam gehen wir in die Nachbarschaft — nach der Halbinsel Malakka.

Dieses Land war ehmals sehr bevölkert, und sehr gut angebauet. Das Volk der Malayen war konsiderabel, und spielte in Asien eine grose Rolle. Sein Kommerz war unermeßlich. Seine Fahrzeuge bedekten das Meer. Von hier giengen viele Kolonien aus, welche die Inseln Sumatra, Java, Borneo, Macassar, die Molukkischen und Philippinischen Inseln, u. s. w., bevölkert haben. Alle Bewohner — wenigstens die Küsten-

bewohner — dieser Inseln sind Ein Volk, reden fast die nehmliche Sprache, haben im Wesentlichen einerlei Geseze, einerlei Sitten.

Ein Philosoph, der die Länder der Malayen bereiset, erstaunt, im Mittag von Asien, unter diesem brennenden Himmel, die Geseze, Sitten, Gebräuche, und Vorurtheile der alten Völker des Nordens von Europa wieder zu finden. Wer sollte es denken? sagt unser le Poivre, die Malayen werden durch Feudalgeseze regiert. Dies sind iene bizarren Geseze, die man erdacht hat, die Freiheit einiger wenigen dadurch gegen die Usurpationen eines einzigen zu sichern, daß man — die Menge allen Uebeln der Sklaverei Preis gab.

Die Malayen haben die Sitten, Gebräuche und Vorurtheile, welche Folgen iener fatalen Geseze sind.

Die Malayen sind unruhig, lieben Schiffahrt, Krieg, Raub, Kolonien, Auswanderungen. Sie pappeln immer von Ehre, Bravour, u. dgl. Auch dies ist Wirkung des Feudalsystems. Einerlei Ursachen bringen überall auch einerlei Wirkungen hervor.

Die Malayen sind weit mehr an die Geseze ihrer eingebildeten Ehre, als an die realen Geseze der Gerechtigkeit und Menschlichkeit attachirt.

chirt. Hier gilt eine Art von Faustrecht. Der Stärkere reitet den Schwächern.

Sie erfüllen ihre feierlichsten Zusagen, Freundschafts = und Friedenstraktaten nur in so fern, und so lange, als — ihr besonderes Interesse es erlaubt. C'est tout, comme chéz nous! Allzeit sind sie mistrauisch, folglich armirt, und entweder unter sich im Kriege, oder beschäftigt, ihre Nachbarn zu ruiniren.

Diese Ferocität nennt man Bravour.

Le Poivre sagt: den Einflüssen des Klima zum Troz bringen einerlei Geseze und Verfassungen auch ähnliche Sitten, Gebräuche und Misbegriffe hervor.

Wenn die Idee von Siam und den Malayen die Leser indignirt hat, so wird sie das Gemälde des kleinen Reichs Ponthiamas mit der Menschheit wieder aussöhnen.

Ich fange die dritte Nummer meines Babils über den guten le Poivre mit einer sinnvollen Tirade des Grafen Max. von Lamberg an, dem wir das schöne Genieprodukt, Mémorial d' un Mondain, zu danken haben: l'agriculture et une étude raisonnée des champs, est la *seule* science, qui nous vaudroit beaucoup, si elle etoit mise en systéme. *Wolff* auroit mieux fait, d'en faire un livre à part, que de nous

donner celui de l'Artillerie, qui n'eſt qu'un *art*, et qui, pour le mal qu'il nous fait, ne méritoit pas d'être mis au nombre des ſciences.

Die Länder der Malayen, von deren Anbau le Poivre nun handelt, ſind Paradieſe, von Ungeheuern bewohnt. Sie haben die köſtlichen Früchte von Siam, und auſſerdem noch andere, welche nur dieſen glücklichen Inſeln eigen ſind. Die Felder ſind mit wohlriechenden Hölzern beſezt, Aloe, Caſſia und Zimmet. Hier athmet man eine ſanfte Luft ein, welche von Blumendüften balſamirt iſt. Jeder Reiſende, der in den Feldern von Malacca promenirt, fühlt eine Neigung, ſich an dieſem Ort zu fixiren, wo die Natur alle ihre Reize verſchwendet hat, und allen Sinnen Vergnügen zuſtrömt.

Die Inſeln der Malayen bringen viel Färbholz hervor. Auch haben ſie Goldminen, und ſogar im Südoſten von Borneo eine Diamantgrube. Der Brodbaum, der Kampher, u. ſ. f. gehören zu den Produkten dieſer ſchönen Eilande. Das Meer concurrirt mit der Erde, die Malayen, die es nicht verdienen, glücklich zu machen. Es liefert ihnen Fiſche, grauen Ambra, Perlen, und eßbare Vogelneſter, die zwiſchen Felſen geſucht

werden.

werden. Kleine Meerschwalben machen diese nahrhafte Nester. Bei all' diesen Wohlthaten der Natur ist der Malaye — sonderbarer Eigensinn des Schicksals! — elend. Der Feldbau wird verachtet, und den Sklaven überlassen. Der größte Theil des Landes liegt wüst. Man hat nicht einmal Reis genug. Der Sagobaum, der ganz für träge Menschen gemacht ist, ersezt den Mangel des Getreides. Er fodert keine Kultur. Die Malayen könnten die schönsten Baumgärten haben, wenn sie wollten. Aber ihre Fruchtbäume sind um die Häuser herum, ohne Symmetrie, gepflanzt.

Die Bewohner der grosen Insel Java sind etwas bessere Ackerleute, als die übrigen Malayen. Sie bauen Reis, Kaffee, Indigo, Zuckerrohr. Auch erziehen sie Heerden ungeheurer Büffel, deren Fleisch sehr gut ist. Auch ihre Ochsen sind die größten und schönsten in der Welt.

Nun gehet le Poivre zum Feldbau in China und Ponthiamas über. Wie ehret man hier diese göttliche Kunst, welche der Mensch, bald nach dem Anfang seiner Existenz auf Erden, aus den Händen seines Urhebers empfangen hat! — Seit Cicero, der dem Landleben eine Lobrede hält, hat niemand die Profession der Cultivateurs schöner gepriesen, als Herr von Wekhrlin. „Mit Recht

stehest du also unter den Boten des Himmels, göttlicher Sohn der Demeter! der du auf einem mit Drachen bespannten Wagen von deinem Geburtsflecken Eleusin ausreistest, um die benachbarten Provinzen Achaiens den Kornbau zu lehren! deine Geschichte erinnert uns, daß das grösste und edelste Fest, welches im Kalender wäre, die Wiederherstellung iener Thesmophorien seyn müßte, welche dir zu Ehren einst die Menschheit feierte. „ — — Dies ist die Eloge Tryptolem's von der Hand eines Malers der Natur.

Diese beredten Zeilen sollen an der Spize des Gemäldes stehen, welches ich, nach le Poivre, von dem glücklichen Ponthiamas entwerfen will.

Nachdem der Philosoph bewiesen hat: daß der Zustand der Agrikultur in allen Ländern blos von den Gesezen, und folglich von den Sitten und Vorurtheilen abhängt, welche diese Geseze uns geben, so schildert er uns das wenig bekannte kleine Reich Ponthiamas in Südasien. Das Ländchen heißt sonst auch Kankar. Es ist mit den Ländern des Königs von Siam umgeben, welche der Despotism täglich mehr entvölkert. Auch stößt es an Camboya und das Gebiet der Malayen, deren Genius, von Feudalgesezen agitirt, keinen Frieden leiden kann. Noch vor 60. Jahren war Ponthiamas wüst und fast unbewohnt.

wohnt. Ein chinesischer Kaufmann, der ein Handelsschiff besaß, frequentirte diese Küste mit jenem reflectirenden Genie, welches seiner Nation eigen ist. Mit Schmerz sah er einen schönen Bezirk zur Sterilität verdammt. Er faßte das Proiekt, diesem Boden einen Werth zu geben. Nun brachte er eine Anzahl Ackerleute aus China und der Nachbarschaft zusammen, und verschafte sich den Schuz der mächtigen benachbarten Prinzen, die ihm einige Truppen in Sold gaben.

Auf seinen Reisen nach den Philippinen und nach Batavia hatte er von den Europäern die Kunst zu fortificiren und sich zu vertheidigen gelernt. Der Profit seines glücklichen Handels sezte ihn bald in Stand, Wälle aufwerfen, Gräben ziehen, und sich Kanonen zulegen zu können. So schafte er seiner Kolonie Sicherheit gegen die hämischen Streiche neidischer Nachbarn. Er theilte seinen Kolonisten Land, unentgeldlich, aus. Erste Wohlthat! — und die zweite war, daß er sie mit den zum Feldbau nöthigen Werkzeugen versah.

Dieser weise, wohlthätige Sterbliche — der in meinen Augen mehr Ehrfurcht verdient, als tausend Sultane, die die Geisel der Menschheit sind, und als alle Konqueranten, deren Grösse sich auf Verheerung der Länder gründet — bildete und realisirte den schönen Plan, ein Völkchen

von Kurikolen und Negozianten zu formiren. Er gab ihnen — — so sehr respektirte er die menschliche Freiheit! — keine andere Geseze, als die, welche die Natur unter allen Himmelsstrichen ihnen diktirt hat. Seinen glücklichen Bürgern flößte er durch sein Beispiel Achtung gegen Geseze ein, die er selbst befolgte. Er war mäsig, arbeitsam, ehrlich, und voll Menschenliebe. Statt seine Kolonie mit einem ganzen Prassel übel verdauter Verordnungen und willkührlicher Vorschriften zu desesperiren, etablirte er gute Sitten bei ihr.

Sein Gebiet ward das Asyl aller honnetten Leute, die gern arbeiten, aber nicht kuionirt seyn wollten. Seinen Hafen öffnete er allen Nationen. Wälder ließ er niederhauen, aber, wie Poivre hinzusezt, *avec intelligence!* denn er kannte die Nothwendigkeit ansehnlicher Holzungen sehr gut. Er ließ Reis bauen, Kanäle graben. Reiche Erndten wurden nun der Stof der Subsistenz seiner Kolonie, und bald das Objekt eines einträglichen Handels. Die Barbaren der Nachbarschaft, erstaunt über die Kultur von Ponthiamas, kamen, ihr Futter in diesem Magazin zu kaufen. Dieses kleine Reich ward der Kornboden dieses östlichen Theils von Asien.

Eine wichtige Bemerkung meines Philosopheu muß

muß ich mittheilen: „nicht einer besondern Methode, das Feld zu bauen, sondern ihren, der Natur conformen, Gesezen, und ihren einfachen Sitten haben die Einwohner des glücklichen Ponthiamas ihren Ueberfluß zu danken. „ — —

Hätte der chinesische Kaufmann, nach dem Exempel so vieler asiatischen Souveraine, willkührliche und drückende Auflagen etablirt, hätte er den Luxus eingeführt, und die Simplizität der Sitten verbannet — hätte er einen glänzenden Hof haben wollen, und seine Unterthanen als Sklaven traktirt; hätte er durch allerlei Arten des Zwanges, und habsüchtiger Plackerei, den Fremden den Eintritt in sein Land erschwert, oder ihnen den Aufenthalt darinn verbittert, so läge dies schöne Land noch, unter dem Fluch des Despotism, wüste. Seine Unterthanen würden, troz aller — — Physiokratie, troz aller Systeme über die Agrikultur, Hunger leiden, und fluchen. Der weise **Kiang:tse** war aber überzeugt, daß der Reichthum seiner Bürger in gewissem Sinn sein eigener sei. Toleranz, Mäsigung und Menschlichkeit — diese Tugenden **Friederich Wilhelms von Preußen** — machten ihn respektabel.

Il ne prétendit jamais *regner*, sagt le Poivre, mais seulement établir *l'empire de la raison*. Welcher anbetungswürdige Charakter! werth,

in den Annalen der Menschheit dankbar vergöttert zu werden! — Le Poivre sagt: „sein Sohn ist der Erbe seiner Tugenden. Durch Agrikultur und Kommerz hat dieser nun seine Macht so vermehrt, daß Ausländer ihm den Titel eines Königs geben, den er, nur auf den Karakter eines Wohlthäters der Menschheit stolz, verachtet. Er will nur der erste Landmann, der erste Negociant seines Staates seyn. Gewiß ist er mehr, als ein König. Er ist der Vater eines durch ihn glücklichen Volks.

Welcher Kontrast zwischen diesen edeln Sterblichen, und jenen berüchtigten Konqueranten (Weltverderbern), die ihre Macht nur zum Unglück der Menschheit misbrauchen, welche beim Leben sie zum Teufel wünscht, und nach dem Tode — voll Indignation, in die Asche dieser Monstern speyet! — — Nun auch etwas von Kamboya, Cochinchina und China.

Wenn man Ponthiamas verläßt — ein Ländchen, wozu es in Europa keinen Pendant giebt — so stößt man nordwärts auf die Länder Kamboya und Tsiampa. Kamboya ist bis zum Mirakel fruchtbar, und war ehmals treflich kultivirt. Aber die Regierung dieser beiden kleinen Staaten hat keine fixirte Form. Die Einwohner vertilgen oft ihre Tyrannen, aber nie die Tyrannei, dieses

unsterb-

unsterbliche Scheusal. Sie haben, von Sultanereien gedrückt, den Feldbau vernachlässigt. Ihr Land könnte mit Reis und Heerden bedeckt seyn. Aber — so scheußlich ist ieder Despotism, iede Fürstenwillkühr! — sie sind nezessitirt, von einigen Wurzeln zu leben, die sie zwischen den Disteln ihrer Felder ausziehen.

Der Reisende, le Poivre, fand mit Erstaunen in einiger Entfernung vom Völkchen von Kamboya die Ruinen einer alten, von Steinen gebauten Stadt, deren Architektur in ihren Trümmern Aehnlichkeit mit der europäischen zeigte. Die umliegende Gegend zeigt noch Furchen, welche der Pflug des arbeitsamen Landmanns ihr ehmals eingedrückt hat. Alles verkündigt dem Wanderer, daß ehmals der Feldbau hier mit Fleis und Glück getrieben wurde. Aber nur die Natur hat die Denkmäler des alten Fleises der Nation in ihren Archiven aufgehoben. Keine Geschichte, keine Tradition kennt iezt noch den Zeitpunkt der Agrikultur in diesem Bezirk, den die Natur vergebens gesegnet hat.

Die Cochinchineser, die an Kamboya grenzen, haben sich nun eines Theils dieses Ländchens bemächtigt, und eine gute Kultur darinn eingeführt.

Cochinchina ist, nach le Poivre, ein sehr konsiderables Königreich, welches noch vor 160. Jahren Barbaren bewohnten. Ein Prinz von Tunkin, der im Krieg gegen den König von Tunkin unglücklich war, dem er als Maior Domus — wenn man will — diente, gieng mit seiner Miliz aus Tunkin in das nahe Cochinchina. Die Wilden, welche das Land besassen, entflohen bei der Ankunft dieser Soldaten auf die Gebürge von Tsiampa. Jene Tunkinesen wurden endlich die friedlichen Besizer von Cochinchina, welches Land 100 deutsche Meilen, oder 200 Stunden lang, aber von ungleicher und mittelmäsiger Breite ist. Sie ergaben sich ganz der Agrikultur, sonderlich dem Reisbau. In kleine Peupladen zertrennt, wohnen sie in den Ebenen am Ufer der Flüsse. Cochinchina ist sehr volkreich und gut angebauet. Diese Volksmenge danken sie nicht blos ihrem glücklichen Klima — auch ihren einfachen Sitten, und ihrer Industrie.

In den Jahren 1749 und 1750 traversirte le Poivre mehr als einmal die Berge von Cochinchina, um die Art ihres Anbaues zu beobachten.

Zum pflügen bedient man sich der Büffel, welche hier sehr groß und den Ochsen in heissen Ländern an Stärke weit überlegen sind.

Auſſer dem Reis hat Cochinchina noch Mays, Zuckerrohr, Hirſen, Patateu, Phaſeolen und gute eßbare Wurzeln.

Der Zucker wird hier in großer Menge von freien Händen bereitet und raffinirt. Etoit-il neceſſaire, d'autoriſer par une loi, l'eſclavage des Africains, transportés en Amérique? fragt der Menſchenfreund, le Poivre. Er fügt hinzu: das Geſez der Sklaverei iſt dem Intereſſe der Menſchheit, dem Geſez der Natur, der Ehre unſeres Geſchlechts zuwider.

Freiheit — dies den Sultanen ſo odiöſe Wort! — und Sicherheit des Eigenthums, ſind, nach le Poivr's Bemerkungen, die Baſis der Agrikultur und des Ueberfluſſes. Nirgends, ſagt dieſer Weiſe, nirgends ſah ich den Flor des Ackerbaues, und das Glück der Menſchen, als nur da, wo die Rechte der Menſchheit reſpektirt werden! — —

Eine ſchöne Stelle muß ich dem ſenſibeln Leſer noch ausheben: „Die Erde, die ihren Segen unter den Händen freier Bearbeiter hervorſprieſen läßt, ſcheint ſelbſt unter dem Schweiß der Sklaven zu vertrocknen. So wahr iſt's, daß der Urheber der Natur will: der Menſch ſoll ſein Feld zwar im Schweiß ſeines Angeſichts, aber auch im Gefühl ſeiner Freiheit bauen. „ —

Aus

Aus ihren Gebürgen ziehen die Cochinchineser Aloe, den köstlichsten Parfüm auf Erden, und etwas Zimmt, der besser als der Zeylonsche ist. Endlich holen die Cochinchineser aus den Wäldern Elfenbein, Muskus, Rosenholz, Wachs, u. dgl.

Auf den Bergen giebt es Hirsche, Gazellen, wilde Ziegen, Pfauen, Fasanen. Jeder darf jagen, aber die Jagd ist gefährlich, weil es viele Tieger, Elephanten, Nashörner, und andere übelthätige Thiere in den abgelegenen Wäldern giebt. Fische, die das Meer in Menge liefert, und Reis sind die Hauptnahrung der Cochinchineser.

Ihre Hausthiere sind Pferde, Büffel, Ochsen, Schweine, Ziegen, grose Hühner, Gänse und Enten.

Der König allein darf Elephanten halten. Dies Recht ist ihm nicht zu beneiden. Er hat ihrer 400, die zum Krieg dressirt sind, und mehr als 4000 Soldaten zu unterhalten kosten. Die besten Früchte in Cochinchina sind Ananas und Drangen. Wein ziehen sie nicht, ob er gleich ein natürliches Produkt ihres Bodens ist. Ihre Gärtnerei ist unbedeutend, der Ackerbau alles. Die Sitten der Nation sind ihm favorabel. Das

Volk

Volk ist sanft, gastfrei, mäsig, arbeitsam. Man siehet keine Bettler, Räuber und Mörder. Ein Fremder kann — die Hauptstadt ausgenommen — Cochinchina durchlaufen, ohne insultirt zu werden.

Die sechs ersten Könige dieses Staats — der noch nicht gar lange existirt, etablirten nur die Herrschaft des Naturgesezes, und gehorchten ihm selbst, was bekanntlich nicht alle Fürsten thun. Sie ehrten und beschüzten den Feldbau, als die nüzlichste Arbeit des Menschen. Der Regent von Cochinchina, welchen le Poivre persönlich gekannt hat, besaß Güte des Herzens, aber die Schwachheit, sich von denen regieren zu lassen, die sich seine Sklaven nennten. Diese haben ihm Begierde nach Reichthümern eingeflößt. Man vernachlässigt nun in etwas den Feldbau, um Gold aus den Bergwerken zu holen. Dieser Fürst verachtet die simple Wohnung seiner Vorfahren. Er hat einen Pallast, der eine französische Meile im Umkreis hat, und nach dem Modell des zu Peking erbauet ist; und 1600 Kanonen, die diesen Pallast umgeben, kündigen dem Volk eine Abgabe 60 von 100, und den nahen Verlust seiner Rechte an.

Man fand in Cochinchina einen Winterpallast, einen Sommerpallast, einen Herbstpallast nöthig. Die alten Auflagen reichen nicht mehr

zu,

zu, so unnöthige und ungeheure Kosten zu bestreiten. Man hat daher das Volk mit neuen Auflagen beschweren müssen, die gewiß kein Don gratuit sind, sondern, wie le Poivre sagt, durch die gewöhnlichen Zwangsmittel der Tyrannei erpreßt werden müssen.

Die Courtisanen, diese scheußliche Art von Taugenichtsen, deren unwürdigen Charakter niemand besser geschildert hat, als der Präsident von Montesquieu, im Esprit des Loix. Liv. 3. chap. 5., worinn bewiesen wird: que *la vertu* n'est point le principe du gouvernement monarchique (ich bitte, die daselbst befindliche schöne Stelle über die Hofschranzen nachzulesen). Die Courtisanen verdarben Sr. Maiestät noch mehr den Magen, und machten Allerhöchstdieselben allergnädigst glauben: sie seyen der König des Himmels, und zufolge dieses hohen Charakters zu allen möglichen Sottisen und Vexationen berechtigt.

So was glaubt man gern, weil es unserm Stolz und unseren Leidenschaften schmeichelt. Der Mensch ist ein leichtglaubiges Thier, ein Sklav, wenn er muß, ein Despot, ein Sultan, wenn er kann.

Er vergißt, daß ein Wurm, der in seinen

Där-

Därmen nagt, den König des Himmels in Staub verwandeln kann, daß dieses maiestätische Aas nicht weniger stinken wird, als das eines Bettlers.

„Warum kommst du, sprach er zu le Poivre, nicht öfter, um dem König des Himmels deine Cour zu machen?„ — Wenn der Despotism zu: und der Feldbau abnimmt, was wird aus dem zahlreichen Volk von Cochinchina werden? Le Poivre ruft bekümmert aus: que devendront et le prince, et les sujets?

So ewig wahr ist's, daß der Despot sein wahres Interesse verkennt, daß er gegen seine eigene Eingeweide wütet!

Laßt uns unsere Blicke von diesem odiösen Gemälde wegwenden! Zum Glück haben die asiatischen Sultane die Marotte noch nicht, in Friedenszeiten eine zahlreiche stehende Miliz zu unterhalten. Dies würde den Unterthan vollends ruiniren, sein Elend vollenden!

Cantabit vacuus coram latrone viator.

Le Poivre, der scharfsichtige, der liebenswürdige Beobachter menschlicher Dinge, kommt nach China. Von Cochinchina aus segelt er einige Tage, ohne noch Land zu sehen. Aber am

äuserſten Rand des Horizonts erblickt ſein Auge einen Wald von Maſten. Zahlloſe Fahrzeuge ſchwimmen auf dem Ozean. Sie gehören den Fiſchern, welche mitten in den Fluthen die Nahrung eines groſen Volks aufſuchen.

Endlich ſiehet man Land. Man nähert ſich der Mündung des Tygerfluſſes, mitten zwiſchen Fiſchern, welche von allen Seiten ihre Neze auswerfen.

Nun kommt der Reiſende in den Fluß von **Kanton**, der ſo bevölkert, wie das Land, iſt. An beiden Ufern hin liegen Schiffe vor Anker. Unzählige andere Fahrzeuge rudern nach allen Richtungen über den Strom hin, und echappiren dem Blick des Reiſenden, indem ſie in Kanäle eingehen, welche Menſchenhände mitten durch unabſehbare Felder gegraben haben, die aus den Kanälen bewäſſert werden.

Unermeßliche Fluren, mit reichen Saaten bedeckt, zieren den Fond des Gemäldes. Wohlgebaute Dörfer erheben ſich dazwiſchen. Berge, in Terraſſen abgetheilt, und in Amphitheater formirt, bilden die Grenze dieſer weiten Ausſicht.

Le Poivre langt zu Kanton an. Neues Schauſpiel! Getümmel, Bewegung, Lärm, nimmt zu. Land und Waſſer wimmelt von Menſchen.

schen. Kanton und die Vorstädte enthalten zusammen an 800,000 Einwohner. Noch ist es nicht die volkreichste Stadt in China, dessen Länge 600 Stunden, und die Breite fast eben so viel beträgt.

Durch welche Kunst verschaft das Land, so unzähligen Menschen, Unterhalt? — Le Poivre, um dies Problem zu lösen, durchlauft die Felder, besucht die Ackerleute, welche, im Ganzen, gefällig, höflich, und in den Gebräuchen (usages) unterrichtet sind.

Er betrachtet ihre Arbeiten und findet, das ganze Geheimniß bestehe darinn, daß der Chineser im Feldbau den äussersten Fleiß anwendet, gehörig den Boden umpflüget, zur rechten Zeit säet, ieden Fleck Landes kultivirt, der etwas hervorbringen kann, und daß er die Kultur der Körnertragenden Pflanzen, (des grains) welche die nothwendigsten sind, ieder andern vorziehet.

So wahr ists, daß, obgleich die Kunst, mit ihren gewöhnlichen Wirkungen verglichen, bisweilen Wunder zu thun scheint, die Natur doch den Gesezen ihres einförmigen Ganges beständig folgt, und, vom Fleiß der Menschen secundirt, sehr simple Mittel anwendet, in Ländern, die nicht ganz schlecht sind, Glück und Ueberfluß zu bewirken.

Die Chineser kennen weder natürliche, noch künstliche Wiesen, noch die Brache. Sie befolgen übrigens ihr System des Feldbaues und der Legislation seit 40 Jahrhunderten.

Nichts gleicht der Weisheit und Billigkeit ihrer Justiztribunäle. Nicht leicht findet man, daß ein Schäfer, dessen ganze Weisheit in seiner Pedanterei und seinen Vorurtheilen, und dessen ganze Kunst in der Ausübung der Schikane und in dem Geheimniß bestehet, die ehrwürdigen Verrichtungen der Priester der Themis weitschweifig, langweilig, und bessern Köpfen durch allerlei Narrheiten eckelhaft zu machen — daß, sage ich, ein solcher einen chinesischen Areopag dirigirt. Da wir aber — nach Anleitung zuverläßiger Reisenachrichten — von der Legislation und den Areopagiten in China noch besonders handeln werden, so halten wir uns hier bei diesem Artikel fürjezt nicht auf.

China hat seine Fortune seiner Agrikultur, und seinen blühenden Ackerbau nur seiner erleuchteten und konsequenten Regierung zu danken, deren festen Grund die Vernunft selbst gelegt hat, welche so selten bei den Einrichtungen der Menschen den Vorsiz führt.

Nichts kann wahrer und schöner seyn, als

des

des unbefangenen le Poivre Bemerkung; nur, daß sie nicht im Geschmack der Hammelsköpfe, der Sylbenstecher, und der Tribunalpedanten ist:

Ce peuple trouve son *bonheur* dans les loix, dictées par la *nature* même, et conservées soigneusement de génération en génération, depuis le premier age de *l'humanité*, et dans les coeurs réunis d'un peuple innombrable, plûtot que dans des *codes obscurs*, ou dans ce iargon, dicté par des hommes fourbes et trompeurs.

Die ältesten Ackergeseze der Chineser, welche sehr simpel und der Natur conform sind, gelten bei diesem arbeitsamen Volk von Rurikolen bis auf den heutigen Tag.

Ackerleute gründeten diesen mächtigen Staat in ienen glücklichen Zeiten, wo die Geseze des Schöpfers noch unverfälscht waren, wo die Kultur der Erde die Beschäftigung von allen war, und als die Bestimmung des Menschen angesehen wurde.

Kein Staat in der iezigen Welt hat so grose Einkünfte, und im Krieg so unermeßliche Heere, als China.

Wenn es wahr ist, was mein Liebling, Helvetius, lehrt, daß das Interesse alle unsere Ur-

theile diktirt — — daß wir den Werth der Dinge nur nach dem Maaß des Nuzens schäzen können, den wir von ihnen ziehen, so muß man die Agrikultur, als die nothwendigste der Künste, am höchsten schäzen — so verdient le Poivre, der Philosoph der Rurikolen, einen Plaz über Newton und Leibniz.

Aus allen seinen Observationen ziehet er endlich den Schluß: daß in allen Ländern der Welt der Zustand des Feldbaues allein von den Gesezen, die man etablirt hat, von den Sitten — die zum Theil eine Wirkung der Geseze sind, zum Theil aber auf die Geseze hinwiederum Einfluß haben — und selbst von den Vorurtheilen abhängt, die nicht selten ein **Werk der Legislation** sind.

Wie fatal ist für die Agrikultur der Verlust der Freiheit gewesen! — Afrika war ehemals das reichste Kornmagazin. Aber wie sehr hat es der Despotism nicht verödet!

Südamerika ist voll von Morästen und hundertmeiligen Wäldern. In diese finstere Retraiten der wilden Natur drang niemals die Klarheit des Tages ein. Der Rest wird von den unglücklichsten aller Sklaven kultivirt.

Aber

Aber kommt nach China! sehet den mächtigsten der Fürsten auf dem grösten Thron der Erde sizen, und neben ihm — die Vernunft! — Er befiehlt nicht. Befehlen kann auch ein Schafskopf. Er unterrichtet. Seine Worte — Kienlong's Verordnungen! — waren nicht sultanische Machtsprüche, sondern Maximen der Gerechtigkeit und Weisheit. Sein Volk gehorchte ihm, weil natürliche Billigkeit seine Geseze diktirte. „Er ist — sagt le Poivre — der mächtigste der Menschen, weil er über die Herzen der zahlreichsten Gesellschaft regiert, die iezt in der Welt ist, und weil er — Philosoph und Menschenfreund genug ist, diese zahlreiche Gesellschaft als seine Familie zu betrachten. „ — —

Kienlong war das Bild Thien's, oder des Himmels auf Erden — das Bild des Himmels, dessen Wohlthätigkeit er nachahmte.

Sein Volk betete ihn als einen Gott an, weil er ein Mensch war.

Jezt wandelt sein Schatten unter den Schatten der Antonine, Juliane und Friederich's. Sein Andenken lebt im Herzen der Nachwelt, und die Annalen ziert der Name Kienlong's, des Gesezgebers, des Weisen, des Menschenfreunds. Möchte dies glänzende Beispiel gewisse

kleine Sultane auf ihren Maulwurfshaufen rühren! Aber, wie Beccaria sagt, die Tyrannen lesen nicht.

Reise durch einige der mittlern und südlichen vereinigten nordamerikanischen Staaten nach Ost-Florida und den Bahama-Inseln, unternommen in den Jahren 1783 und 84., von Johann David Schöpf. Erster Theil, mit einem Landchärtchen; Seite 644. in 8.; bei Palm zu Erlang. 1788.

Ein überaus wichtiger Beitrag zur genauern Kenntniß von Amerika. Statt alles Lobes, das dieser philosophische Reisende reichlich ernden wird, wollen wir lieber sein Werk, so vollständig, als es sich hier thun läßt, im Skelet übersehen lassen, um auch dadurch zu beweisen, daß unsere Deutschen in der Kunst zu reisen so manchen Ausländer weit hinter sich lassen. In der schönen männlichen Vorrede, die schon den ganzen vortreflichen Mann ankündigt, wie er im Buche selbst erscheint, werden erstlich drei Werke charakterisirt, die, seit dem Kriege mit den Staaten, als Reisebeschreibungen, zwei in englischer und eine in französischer Sprache, erschienen sind.

Obschon gleich unmittelbar nach dem Kriege fast von allen Nationen allerlei Gelehrte nach Amerika reiseten, um daselbst die Wunder der neuen Staaten zu beschauen, so hat es doch seit der Zeit noch keinem derselben gefallen, uns mit den Resultaten ihrer Beobachtungen zu beschenken. Herr D. Schöpf, aus dem Marggrafthum Baireuth, der seit den Jahren 1777 bis 1783. sich immer nur auf einem Punkte des Landes, vermöge seines Berufs, als Feldmedikus, hatte drehen müssen, fühlte sich durch die edelste Neugier so sehr gedrungen, nach der Beendigung des Krieges und der Rückkehr seiner Landsleute ins Vaterland, tiefer in Amerika nach Menschen, Thiere, Pflanzen und Steinen sich umzusehen, daß er nun werth ist, sowol durch die Neuheit der Gegenstände, als auch durch die Gabe der Darstellung, für alle nachfolgende Reisebeschreiber dieser und ähnlicher Distrikte als Muster aufgestellt zu werden. Schon so manche Summe hat der Verfasser an andere von seinem Schaze abgegeben; ia, eine zahlreiche und genaue Beschreibung nordamerikanischer Vögel, nebst andern Gepäcken — ist demselben sogar ganz abhanden gekommen, und doch ist der Reichthum dieses Werks noch viel zu gros, als daß es nicht, seinem Verfasser und Verleger unbeschadet, hier beträchtlich geplündert werden könnte.

Reise durch Jersey.

Am 22ten Jul. 1783. verließ Herr D. Schöpf seine Landsleute zu Neuyork, in der Absicht, die nunmehr so wichtig werdenden vereinigten amerikanischen Staaten zu besuchen, nachdem er in den vorhergehenden 7 Jahren weiter nichts, als das kleine Rhode-Eyland und York-Eyland, einen unbeträchtlichen Theil von Long-Eyland und den engen Stadtbezirk von Philadelphia gesehen hatte. Mit einem Engländer, Hairs, schifte er sich für Elisabethtown, in Neuyersey, ein. Die Tour gieng über den Hudson, und durch die Bay gegen Staaten-Eyland. Jenem geben seine gerade, mehrere Meilen lange Oeffnung, seine ansehnliche Breite, seine hohe, schrofe und mit Busch und Wald gekrönte Ufer, und eine Menge zu der Zeit emsiger Fahrzeuge ein prächtiges Ansehen. In der Mitte der Bay, nach Jersey zu, liegen ein paar Duodez-Eylande, die wichtig waren, weil die Amerikaner daselbst gewöhnlich die englischen Waaren, nach denen sie ewig lüstern bleiben werden, zur Zeit der Unsicherheit abzuholen pflegten. Das eine heißt, wegen seiner vortreflichen Austerbank, Auster-Eyland, das ehehin alle umliegende Gegenden mit diesem Gerichte versah. Allein seit einigen Jahren holt man die besten und meisten von der

südlichen Küste Long = Eylands, wo solche in weitläuftigen und viele Fuß tiefen Betten übereinander liegen. Man holt sie mit starken, eisernen, gekrümmten Rechen herauf, denn sie liegen nie sehr tief, sondern halten sich gerne an die flächern, aber etwas felsichten oder steinichten, Ufer. Man findet mehr oder weniger in allen Gegenden um Neuyork, aber nicht überall von gleicher Gröse und gutem Geschmack, wovon man aber die bestimmte Ursach nicht weis. Die, welche ganz im Salzwasser leben, sind immer besser, als die, welche in der Nachbarschaft von Flüssen sich befinden. Sie legen sich oft so hoch an den Gestaden an Steine, Baumwurzen u. s. w. an, daß sie bei der Ebbe mehrere Stunden lang ganz trocken liegen.

An den felsichten Ufern der nördlichern Theile von Nordamerika sind sie doch allgemein gröser und besser, als an den sandigtern Küsten südlich von Neuiork. Verschiedne Landleute wissen sie lang aufzubewahren und fetter zu machen, indem sie solche im Keller aufrecht in Sand stellen und öfters mit Salzwasser besprengen. Ein Gesez verbot ehemals in den Monaten Mai, Junius, Julius und August Austern zu fischen, weil man diese für die Zeit hielt, in der sie ihre Laiche, oder Eier, fahren liesen, die man als kleine dün-

ne Schuppen an den Schalen der ältern sowol, als auch an Steinen, sich festsezen sieht; — überdies sind sie auch wirklich währender heissen Jahrszeit weniger schmackhaft, mehr schleimig und stehen geschwind ab. Man genieset sie roh; auf Kohlen gebraten; mit Fett gebacken und in andern Zurichtungen; sie werden auch getrocknet, gepöckelt, in Essig abgekocht und so aufbewahrt und verschickt. Die amerikanische eßbare Auster ist ihrer Gestalt nach ganz von der ovalen europäischen verschieden; sie ist lang, fast zungenförmig. Man findet Schalen 8=10 Zoll und drüber lang, und vorne 3=4 Zoll breit. — Nicht selten sind sie so gros, daß man sie in mehr Bissen theilen muß. — Zuweilen trift man unvollkommne Perlen in ihnen an. — Man genieset sie in Menge und ohne Schaden, und öfters wird kränklichen Personen die Austerkur vorgeschlagen. — Die Entfernung von York- und Staaten-Eiland beträgt nicht viel über 9 engl. Meilen. Das ganze Staaten-Eiland ist 16 Meilen lang, 8=11 breit; die nördliche Seite hügelicht und steinicht, nach Süden zu flach und sandigt, wie der ihm gegenüber liegende Theil von Long-Eiland. Es macht unter der Provinz Neuiork eine eigene Grafschaft für sich aus, die nach dem in der Mitte des Eilands liegenden Städtchen Richmond genannt wird. Von dem

Besiz

Besiz dieses Eilands hängt der freie Eingang in den Neuiorker Hafen ab. — Elisabethtown ist ein Städtchen von mittlerer Grösse, mehr durch die Passage zwischen Philadelphia und York, als durch Handelsleute zahlreich. Hier fand Hr. D. S. ein **Opoßum** oder Beutelthier mit 4 Jungen. — Man trägt sich in Amerika noch immer mit der Sage, daß der falsche Beutel der Weibchen zugleich die Stelle der Gebährmutter vertrete, deren Dasein im Unterleibe selber doch schon durch verschiedene Zergliederer erwiesen ist. Die Jungen werden aber freilich noch sehr klein und ungestaltet geboren, und erhalten ihr ferners Wachsthum erst an den in dem Beutel befindlichen Zizen, wo man sie oft nur von der Grösse einer grosen Bohne will angetroffen haben.

Von hier nach **Braunschweig** gieng es über sehr angenehme niedrighügelichte Landschaften mit dem in Amerika so allgemein bekannten rothen Jerseyer Boden. Höfe und Landgüter waren zahlreich am Wege. Durch einen Kenner der nördlichen Gegenden erfuhr Hr. S., daß Hunde, die daselbst auf Stachelschweine wären gehezt worden, an Maul und Ohren wie gespickt wären durchstochen worden; daß diese leztere Thierart es in ihrer Willkühr habe, ihre Stacheln nach Erfordernissen fahren zu lassen, nicht

aber,

aber, solche auf entfernte Gegenstände abzuschiessen. Durch ihre starke Politur und die zusammenziehende Kraft der damit verwundeten Theile, bei Menschen und Thieren, geschieht es, daß diese Stacheln sich gar leicht zwischen dem Zellgewebe eindrängen, und oft tief herausgeschnitten werden müssen.

Es ist eine quälende Sitte der Gastwirthe in Amerika, alle Reisende der Länge und Breite nach erst auszufragen, ehe sie ihnen etwas abreichen. — **Braunschweig** hat eine angenehme Lage am 15 Fuß tiefen Rariton, und kann in der Folge wichtig werden. — Ueber **Bounsbrook** und die dahinter liegende erste Gebirgsreihe passirten sie eine vortrefliche angebaute Gegend, längst des **Millstonerivers**, der in den Rariton fällt. Diese Wasser halten eine Menge Fische, besonders Hechte, Goldfische, Säuger (ein Karpfengeschlecht), weiland auch viele Schads, die alle Gewässer in Amerika durchstreichen, und frisch und eingesalzen und gedörrt, wie die Häringe, genossen werden.

In **Blak-hörse** fanden sie am Wirth einen Weber, Schumacher, Hufschmidt, Wagner, Bauern, Gärtner; er backe noch überdieß sein Brod, braue sein Bier, schlachte seine Schweine,

schleife

schleife seine Axt und Messer, zimmere seine Gebäude, balbiere, lasse Ader, kurire und ziehe als Soldat, wenn's seyn muß, zu Felde. Solche Fälle können in Amerika nicht selten seyn, da sie ja wohl in dem ungleich mehr bevölkerten Europa noch angetroffen werden. — Rockyhill (felsichter Hügel), besteht aus wenigen Gebäuden auf und neben ihm. Einst stund ihm das Glück bevor, durch sein dargebotenes Kupfererzt, einer der reichsten Berge in Amerika zu werden. Ueberhaupt enthält beinahe ieder Hügel in Neu-Jersey eine oder die andere Erzart, die aber bei weitem noch nicht gehörig aufgesucht und bebaut werden. Hr. Schöpf giebt hievon schöne Nachrichten, die man aber im Buche selbst nachlesen muß. Die englische Regierung hat ehemals, so viel als möglich, alles Graben nach Gold, Silber und andern Metallen, zu verhindern gesucht, um die arbeitenden Hände eines noch iungen Landes nicht dem Ackerbau, der einzigen wahren Quelle von Bevölkerung, Handlung, Reichthum (und Cultur) zu entziehen. Dazu kam noch, daß England von ieher viel rohes und verarbeitetes Kupfer nach Amerika versendete; daß Amerika zu wenig Kapitalisten und Baulustige, auch zu wenig Bergbauverständige hatte. Ueberdies fehlt es zu sehr an Arbeitern um einen erträglichen Lohn. Daher haben sich bisher nur Eisen-

gruben und Hämmer im Gange erhalten. Ehemals durfte rohes Eisen zollfrei nach England eingeführt werden, woher man verarbeitetes Eisengeräthe dafür zurück nahm.

Princetown ist ein kleines Landstädtchen, hat nur eine Hauptstrase und diese nur wenige Häuser, aber seine erhabene Lage macht es höchst angenehm. Hier wurde im Jahr 1746. eine hohe Schule für die Provinz Jersey, mit den Privilegien, die Oxford und Cambridge haben, errichtet. Allein die brittischen Trouppen machten im Winter 1776. Ställe und Barraken aus dem Collegio. Gegenwärtig wird etwann 60 Jünglingen Unterricht in humanioribus daselbst ertheilt. Auch der Kongreß wurde von Philadelphia aus ehehin nach Princetown verscheucht. Hr. S. lernte einige Kongreßglieder als artige und wackere Männer kennen, und General Lincoln, einen Mann von vielem gesunden und ofenen Verstande, dieser lebt nun in Ruhe auf seinen Ländereien in Neuengland, und braut vermuthlich wieder so vortrefliches Bier, als vorhin. Waizen ist in Jersey, wie in den übrigen Colonien, ein beträchtlicher Handelsartikel; seinetwegen ist dem Berberisstrauch in ganz Neuengland der Tod geboten. Zu Anfang dieses Jahrhunderts waren in lezterm Lande auch noch grimmige

Hexen:

Hexenprozesse. Vor einigen Jahren fand man ohnweit Middlebroek unter der Wurzel eines Baumes ein solides Stück gediegenen Kupfers von 2078 Pfund. — Trenton, kaum 50 Jahr alt, enthält sehr viele Gebäude, und darunter einige ansehnliche, liegt auf unebenem Boden. Eine Meile hinter Trenton lies sich Hr. S. über den Delawares sezen, der, wegen Felsen, nur im Frühiahr und Herbst, wenn das Wasser hoch anschwillt und die Felsen deckt, schifbar ist; dann fahren die Landleute der zurückgelegnern Gegenden wohl 150 Meilen weit herab, und bringen ihres Fleises Früchte zu Markte. Schön mag der Wasserfall des Pequanok seyn, der sich über eine 70 Fuß hohe Felsenwand in einer Breite von 60 Ellen stürzt, und den das Wilde der Gegend noch mehr verschönert. Neujersey wurde von Schweden besezt und angebaut früher als die benachbarte Provinzen; hies auch ehemals Neuschweden. Aus ihren Nachkömmlingen, aus Holländern, Deutschen und Engländern, bestehen seine iezige Einwohner; ob sich ihre Anzahl aber schon bis 130,000, die Neger mit inbegriffen, erstrecke, wie sie der Kongreß vor dem Kriege angab, möchte noch besserer Beweise bedürfen. Die vordersten Gegenden, nach der See zu, sind sandichte, sumpfichte, mit Kiefern, rothen und weisen Cedern bewachsene Ebenen, und die Küste enthält

wenige, nur von Fischern bewohnte, Ortschaften.

Die Provinz theilt sich in das östliche und westliche Neu-Jersey. Zu dem erstern werden die Grafschaften Monmouth, Middlesex, Somerset, Essex und Bergen; zu dem zweiten, die von Kap-May, Cumberland, Salem, Gloucester, Burlington, Hunterdon, Sussex und Morris gezählet. Die Regierung dieser Provinz bestehet aus einem Gouverneur, dem grosen Rath (Legislative Concil) und der Landesversammlung (General Assembly). Jede Grafschaft wählt in sich ein Mitglied zum grosen Rath. Zur Landesversammlung schickt iede Grafschaft drei Mitglieder. Beide Versammlungen müssen, um ein Gesez geltend zu machen, einstimmig seyn. Jeder Gutbesizer (freeholder), der in seiner Grafschaft ein Jahr ansäßig, und 50 Pfund werth Land eignet, ist zu einer Stimme, bei der Wahl der Mitglieder beider dieser Versammlungen, berechtigt. Die Assembly behält sich das Recht vor, Taxen und Geldanlagen in Vorschlag zu bringen und geltend zu machen. Der Concil darf und kann in diesem Puncte nichts abändern. Beide Versammlungen aber erwählen gemeinschaftlich und alljährlich den Gouverneur, welcher die oberste ausübende Macht vorstellt, im grosen

Rathe

Rathe vorsizt, zugleich Kanzler, Generalkapitän und Oberbefehlshaber der Miliz und anderer Trouppen in der Provinz ist. Der Gouverneur mit dem grosen Rath sind die höchste Appellationsinstanz aller Rechtshändel (Die übrigen obrigkeitlichen Personen müssen wir übergehen). Jedermann hat vollkommene Freiheit, Gott nach seinem eigenen Gefallen und Gewissen zu dienen. Niemand kann zu irgend einem Beitrage ad pios vsus oder zu einer Zehendabgabe gezwungen werden. Keiner Religionsparthei ist ein Vorzug vor einer der übrigen gestattet. — —

Pensylvanien.

Bristol war hier ihr erstes Städtchen, das sie betraten; klein, aber artig, an den Ufern des Delawares, und bekannt, wegen seines mineralischen Wassers, (eisenhaltig und von unbeträchtlicher Stärke) häufiger, als die vielen übrigen Quellen im Lande besucht, wegen seiner schönen Lage. Ueber das Wirthshaus, zum General **Washington**, und das ansehnliche Dorf **Frankfurth** und einzelne Kirchen, gieng es in die Hauptstadt **Philadelphia**. (Auf dieser Tour wurden sie nie eines Fußgängers ansichtig; eh' der Amerikaner zu Fuß geht, borgt er sich eher unangefragt einen Gaul von der Weide.) In Philadelphia fand Hr. S. viel Wohlleben und

keinen Kleidermangel. Die Anzahl der Häuser soll sich nach neuesten Nachrichten auf 4600 belaufen; meist zwei Stock hoch. Welch' ein Wachsthum seit 1682., da sie **William Penn** anlegte (Friede sei mit seiner Asche!). Die erste Absicht des Stifters soll gewesen seyn (ist es wirklich gewesen), eine Kolonie ohne weltliche Obrigkeit, ohne Soldaten, ohne Priester, ohne ausschliesendes Eigenthum und ohne Aerzte anzulegen. Penn schien alle das Ungemach, das die Ungleichheit der Menschen nach sich zieht, und das Rousseau erst lange nachher so meisterhaft gemahlet hat, zu fühlen und vermeiden zu wollen. Die Erfahrung lehrte aber bald, daß allgemeine Liebe sich leicht denken und predigen, in einer anwachsenden Kolonie aber nicht so leicht sich ausüben lasse. — Philadelphia liegt unter 39° 57′ der Breite und 75° 20′ westlicher Länge; so ziemlich im Mittel der vereinigten Staaten, und wenn sie auch einigen andern an Reichthum und Häuserzahl nur gleich käme, so übertrift sie solche doch weit an Gelehrsamkeit, Künsten und Unternehmungsgeist. Die Ebene, auf welcher Philadelphia stehet, ist erhabener Grund zwischen dem prachtvollen Delaware und dem romantischen Schnylkill, die sich drei Meilen unterhalb der Stadt vereinigen. Der Entwurf der Stadt ist schön und regelmäsig, aber bei weitem noch nicht

das Drittheil davon ausgeführt, und öffentliche freie Pläze sind ganz dabei vergessen. Die Strasen, so alle etwas enge und sich alle ähnlich sind, werden rein gehalten, erleuchtet und die Zimmer im englischen Geschmack geziert. Die dem Clima überhaupt eigene Wärme wird durch den Abgang der Seewinde, durch den sandichten Boden, durch die engen Gassen und backsteinernen Häuser, oft eine Hize bis zu 95 Graden, die oft Menschen schnell tödtet.

Die Anzahl der Einwohner, mit Einschluß der Fremden, wird gegen 40,000 angegeben. Sowol die vielerlei Religionssekten, als auch das hin = und herwandern so vieler Menschen, erschweren eine richtige Volksschäzung. Quäker erkauften und bevölkerten das Land, schlossen mit den Eingebornen friedliche Traktaten, die einzigen, nach Voltairs Bemerkung, welche zwischen Indianern und Christen ohne Eid abgeschlossen und nicht gebrochen wurden. Die meisten nüzlichen Anstalten und Stiftungen haben ihren Ursprung dieser Sekte zu danken. Durch sie gewann Polizey und neuerlich auch die Wissenschaften; denn sie erkennen nunmehr, daß von den Geisteseingebungen nicht alles zu erwarten. Sie fliehet rauschende und zeitverderbende Vergnügungen; daher ihr gröserer Wohlstand, als bei an-

dern Christen, die nicht, wie iene, einen Rock ohne Kopf und Falte haben. Die Quäker fangen überhaupt an, in ihrem äuserlichen Betragen, und in ihrem Verhalten gegen ihre Mitbürger von anderer Denkungsart, allmählich von der ehemaligen vorgeschriebenen Strenge nachzulassen. Der Huth sizt nicht mehr so nagelfest, und viele der iüngern wagen es sogar, den runden Huth gemächlich halb aufzuschlagen. Das Thou und Thee aber, das in unserm titelsüchtigen Deutschland der Ausbreitung des Quäkerismus die wichtigste Hinderniß war, finden sie noch immer bequem beizubehalten. —

Auch im lezten Kriege ließen sie sich nicht nöthigen, mit Mordgewehr in Reihe und Glieder gegen Feinde sich zu stellen, dessen sich doch selbst die Juden in Amerika nicht weigerten. So lange nun die obersten Staatsbedienten dieser Sekte angehörten, geschah es oft, daß die ungetauften blutscheuenden Freunde ganz ruhig in den vordern Gegenden Pensylvaniens auf ihren sichern Plantagen und Städten sassen, wenn an den hintern Gränzen die ärmern und getauften Christen von den Indianern oder Franzosen gemordet und geschunden wurden. Freilich unterliesen sie nicht, diese grausamen Veranstaltungen eifersüchtiger und landhungriger Monarchen zu beseufzen: sie ent-

schul-

schuldigten sich aber, daß ihre Brüderschaft nie Krieg anfangen, und von einem unersättlichen Feinde lieber alles dulden würde. Wie lange sich ein ganz aus Quäkern bestehender, und folglich unkriegerischer Staat erhalten würde, läßt sich leicht gedenken. Seine Nachbarn müsten auch Quäker oder sie weniger reich seyn, als sie gewöhnlich es sind.

Die Anführer der nunmehro freien amerikanischen Staaten sahen gar wohl ein, daß mit Quäkertugenden keine Siege konnten erfochten werden; man stöhrte dahero währendes Krieges die Brüderschaft in ihrer frommen Unthätigkeit nicht, alle Taxen aber ließ man sie doppelt bezahlen. Aber auch diese zu zahlen, sträubten sich die Quäker, weil sie solche als mittelbare Beiträge zu Bewirkung blutiger Absichten ansahen; die sie zwar ganz zu hassen vorgaben, deren Erfolg aber doch vollkommen zu ihrem Vergnügen war. Man nahm in diesem Falle den Weigernden etwas von ihren Haabseeligkeiten, verkaufte es unter dem Werth, und machte sich so im Namen des Staats mit Gewalt bezahlt. In der Folge legten die meisten ein Stück Geld auf den Tisch, wovon der Taxensammler bei seinem Besuch (denn in Amerika geht ihm der Bauer nicht nach) nach Pflicht und Gewissen, vielleicht auch nach Belie-

ben, nehmen konnte. So liesen sie sich auch gelassen die Pferde und Wagen zum Behuf der Truppen nehmen, aber selbst gaben sie deren keine her. Zwar haben im lezten Kriege auch einige thätigen Antheil im Kriege genommen, aber sie wurden auch von den ächten Quäkerversammlungen ausgeschlossen, und nun heiset das kleine Häuflein: die fechtenden Quäker. Diejenigen Quäker, die nach Europa reisen, bringen gemeiniglich mehr Weltliebe, freiere Denkart, biegsamere Manieren und modische Trachten mit nach Pensylvanien. Der Quäkerrock wird dann bis zum reifen Alter an den Nagel gehängt, aber gemeiniglich mit den alten Quäkerideen wieder hervorgesucht, weil Quäkersitte die Sparsamkeit begünstigt, keinen Zwang auflegt. — Kein Glied wird exkommunizirt, sondern, wenn es sich der Gesellschaft unwürdig gemacht hat, verläugnet, d. i. man erkennt ihn nicht weiter als Quäker. — Die Gesellschaft nimmt eher ab als zu und scheint mit der Zeit, wo nicht zu erlöschen, doch wenigstens auszuarten. Pensylvanien und folglich Philadelphia gewährt allen Religionsekten eine ruhige Freistädte. Jedermann, wer einen Gott glaubt, kann Bürger seyn, und wer sich weiter zu irgend einer der christlichen Gemeinen bekennt, kann bis zum Kongreßmann steigen. Den alten hier eingeführten Toleranzgesezen zufolge,

haben auch die Juden sich aller bürgerlichen Rechte zu erfreuen. Eine Secte hilft der andern ihr Bethaus und Kirche erbauen, deren gegenwärtig über 30 in Philadelphia gezehlt werden, und wovon 5 für Quäker sind. — Fährt der entlegne Bauer in die Stadt zum Markte, so bringt er gelegenheitlich auch sein Kind mit zur Taufe. Mit seinen Toden aber mühet er sich nicht so weit, sondern scharret ihn gleich hinter seinem Hause ein, weil er der Geistlichkeit nichts zu zahlen verbunden ist. Man wird hier, wenn der Vater will, ohnentgeldlich geboren, und kann ohnentgeldlich sterben, — alles nach Belieben; nur bei Lebzeiten muß man seine Taxen bezahlen. (Es folgt alsdann eine schöne Beschreibung der vorzüglichsten öffentlichen Gebäude in dieser Stadt.) Seit 1780. ist hier eine **Universität**, die sich in zwo Classen theilt: in die Akademie oder niedere vorbereitende Schulen für die jüngern Lernenden, und in die eigentliche Universität, wo höhere Wissenschaften, Philosophie, Mathesis und Medicin gelehrt werden. Für die Gottes- und Rechtsgelahrheit hat man noch keine Lehrer, und es werden auch nicht leicht welche angestellt werden. Da keine Religion hier als die herrschende angesehen werden kann und darf, so kann und darf auch keiner durch Bestimmung eines Lehrers der Vorzug gegeben werden. Wer sich der Theo-

logie widmen will, muß entweder nach Europa reisen, oder sich zu einem Prediger seiner Religion begeben. Unterdessen macht doch auch die Universität Doctores Theologiae durch Diploma. Der erste war D. Kunze, Prof. der orient. und deutschen Sprache; zu gleicher Zeit mit ihm machte man den General Washington zum Doctor der Rechte, die er so wacker vertheidigte. Die Bezahlung der Professoren der Philosophie und Sprachen ist 1800 fl. (Mehrere gelehrte Männer werden beschrieben.) Philadelphia hat unter allen Schulen und Akademien, die noch in andern Provinzen sind, das meiste bisher zur Verbreitung nüzlicher Kenntnisse beigetragen. Es hat eine philosophische Societät, die ihre Entstehung dem arbeitsamen und fruchtbaren Genie des in Wissenschaften und Staatshändeln gleichbekannten Franklins verdanket. — Ansteckende Krankheiten sind äuserst selten in Amerika, fast ganz unbekannt, wenn man Blattern und die den Flotten und Armeen folgenden Galanterien abrechnet. (Hier folgt abermals eine unterhaltende Erzehlung der Kurmethoden und einiger Krankheitsgeschichten der Aeskulape in Philadelphia. Sie verdienen reichlich, besonders durch die eigene Dispensation der Arzeneien, die immer einige junge Leute herrichten müssen.

Auch an Bibliotheken ist Philadelphia nicht arm, und Geschmack an Lektüre ist auch vorhanden. Bücherschreiber giebt es noch wenige, doch hinlängliche Buchdrucker, die alle zugleich Buchhändler sind. — Unter ihren vielen Zeitungen ist das Independent Chronicle, wegen seiner freien Urtheile über öffentliche Angelegenheiten, das beliebteste. Die Preßfreiheit ist hier Grundgesez des Staats. Es erregt Mitleiden, wie der Kongreß und einzelne obrigkeitliche Personen oft in den Zeitungen mißhandelt werden; und doch können sie keinem Drucker beikommen. — Die besten Bücher kommen aus England, weil in Amerika Papier und Arbeitslohn zum eignen Druck zu theuer kommt. Deutsche religiöse Bücher kommen vorzüglich von Frankfurt am Main. — Die schönen Künste machen minder beträchtliche Fortschritte, als die Wissenschaften. Maler finden sich allmählig, aber noch zur Zeit keine Bildhauer und Kupferstecher. Die Musik ist durch die Armeen nun so weit gediehen, daß man doch in den Städten Concerte hat, meist durch die nach dem Kriege zurückgebliebenen Musikanten. Für Tanzmeister hat Frankreich gesorgt. — Unbedeutend sind die Gärten in Amerika. Hier etwas von einigen dasigen Botanikern und andern Raritäten. Die Einwohner von Philadelphia scheinen noch etwas von iener bedächtlichen Zurückhal-

rückhaltung, die ihnen Politik anfangs und wäh-
rendes Krieges in ihrem Betragen gegen Fremde
annöthigte, übrig behalten zu haben; und das
theils aus Furcht, theils aus Abneigung gegen
politische Dissentienten. Der Geist der Freiheit
ist ihnen von brittischer Herkunft angeerbt, und
hat durch den glücklichen Ausgang des Kriegs
neue Kräfte erhalten.

Freiheit war der Genius und Wunsch von
Pensylvanien, und allen nordamerikanischen Staa-
ten, seit langen Jahren. Die wahre Ursache
zur Trennung von England, die man bisher
ganz übersehen hat, war keine andere, als daß
man sichs einmal in Amerika vorgenommen hatte,
einen Freystaat zu errichten, und nur Vorwand
suchte. Dies hatte schon Kalm im J. 1748.
weissagen hören. Hier ist kein angemaßter Stolz,
keine Huldigung gegen Reiche, Gesezesadmini-
stratoren, oder angebohrner Rang anerkannt.
Rang und Vorzug ist der Erwerb persönlicher
Verdienste. Hier ist nur Luxus des Leibes, nicht
Seelenluxus, Empfindelei und Schöngeisterei.
Kleidung ist im engl. Geschmack, nett und rein,
feinstes Tuch und feinste Leinwand sind der grö-
ste Puz. Doch lassen sich die Frauenzimmer auch
gepuzte Puppen aus Europa kommen. Man hat
von jeher den nordamerikanischen Damen Lobes-

erhe-

erhebungen in Absicht auf Keuschheit und Religiosität gemacht. Auch Hr. S. sagt, daß galante Auftritte seltner unter ihnen wären, und eheliche Untreue sicher gebrandmarkt werde. Indessen sezt er hinzu: „die Amerikanerinnen sind aber nichts destoweniger zur Freude geschaffen und genießen sie, und Rochefoucault würde sich eine andere Erklärung von der Tugend der amerikanischen Damen erlaubt haben. Auch möchte wohl die in einigen Gegenden von Nordamerika, besonders in Virginien und Neuengland, hergebrachte Gewohnheit zu **Bundlen** (Bundle) unsern europäischen Schönen einen andern Begriff von der abendländischen Enthaltsamkeit geben. Dort ists nemlich eingeführt, daß iunge Mannsleute dem Gegenstande ihrer Liebe nächtliche Visiten abstatten; und der gute Name eines Mädchens leidet so wenig darunter, daß es nicht etwa verstohlen, oder nachdem sie wirklich verlobt wären, geschiehet, sondern mit Vorwissen der Eltern, und ie nachdem sich das Paar einander kennen zu lernen wünscht. Der Jüngling und das Mädchen bringen ungestört mit einander den Abend und die Nacht vor dem Camin hin, oder begeben sich eben so unbesorgt mit einander zu Bette; im leztern Fall liegt ihnen blos die Bedingung ob, daß sie sich nicht auskleiden; wenn dieses die strenge Mutter besorgt, so steckt sie die beiden Füße

ihrer Tochter in einen grosen Strumpf, und sieht des Morgens nach, ob auch dieser (versiegelte?) Keuschheitswächter noch an seinem gehörigen Plaz ist. Dieser vertraute Umgang hat selten andere Folgen, als die gesezmäsige Verbindung, in welcher Absicht er begünstiget wird. Wenn man es von Amerika rühmt, daß andere Folgen eines genauen Umgangs beider Geschlechter seltner sind, so muß man auch erwägen, daß man allgemein frühzeitiger heirathet, und daß Negersclavinnen in beinahe allen Häusern sind, die sichs zur Ehre rechnen, einen Mulatten auf die Welt zu bringen.

Vorhin hatte Philadelphia ausgezeichnet gute Polizei, woran wohl die ruhigen Quäker den grösten Antheil hatten; der Krieg hat aber die Stadt etwas tumultuarisch gemacht. Fleis und Sparsamkeit ist ihnen noch eigen. — Die teutsche Nation macht vielleicht mehr als den dritten Theil des Staats von Pensylvanien aus, und immer suchten die Quäker iene auf ihre Seite zu bringen. Vom unbedeutendsten Anfang haben sich die meisten Teutschen in gute Umstände versezt, und viele sich Reichthümer erworben. Auch hier zeichnen sich diese durch Arbeitsamkeit und Trunk aus. Der Teutsche hat hier ein besseres und wärmeres Haus, bessere Umzäunung seiner

Lände-

Ländereien, bessere Gärten und Scheunen, und hält mehr Ordnung beim Feldbau. Andere Provinzen beneiden Pensylvanien um die grösere Menge so guter Bürger, denen Pensylvanien seine Ueberlegenheit und Flor zu danken hat. Die Teutschen, ursprünglich alle von niederer Herkunft, streben auch nicht nach hohen Dingen, sondern treiben durchgängig Ackerbau, Handwerke und kleinen Handel. Der Mammon wird in alten Strümpfen in unbehobelten Kisten versteckt, bis sich Gelegenheit findet, mehr Land zu kaufen, welches der einzige grose Gegenstand ihrer Wünsche ist. Sie leben sparsam, oft schlecht. Das teutsche Bauernhaus ist in Amerika gerade so, wie im Vaterlande. Ein groser, viereckigter Ofen, ein Tisch in der Ecke, mit an der Wand befestigten Bänken, alles roth beklekset, und oben drüber ein Brett mit der allgemeinen teutschen Bauernbibliothek, dem Calender, Gesangbuch, Paradiesgärtlein, Habermann und der Bibel. Der engl. Bauer ist mehr Belletrist. Der Teutsche fährt viele Meilen nach Philadelphia zu Markt, schläft auf seinem Wagen, lebt von seinem mitgenommenen Käs und Brod; hat er aber gut verkauft, so kehrt er gewiß auf dem Rückweg in einer Schenke ein, und trinkt mit frohem Muth nun auch einmal ein Glas Wein — trinkt auch wohl das zweite und dritte, rechnet dann nicht

mehr, und läßt öfters seine ganze Losung im Wirthshaus. — Ihren Kindern geben sie wenig Erziehung — äuserst eifersüchtig sind sie auf ihre Freiheit und auf ihre Rechte, Mitglieder zur Assembly zu schicken, wobei sie aber oft, wegen Unkunde der engl. Sprache, sehr lächerliche Rollen spielen, wie die hier angeführten Proben zeugen. — Die Sprache, der sich unsere deutsche Landsleute bedienen, ist ein erbärmlich gerade-brechter Mischmasch der englischen und deutschen in Ansehung der Worte sowol, als ihrer Fügungen. Das beste Deutsch erhält sich noch in den Colonien der Mährischen Brüder. Alle gesezliche Verhandlungen geschehen englisch, und nur in der Kirche hört man einen ordentlichen deutschen Vortrag.

Nur ein Pröbgen vom englischen Deutsch des dasigen Bauern: Mein Stallion ist über die Fehnß getscheurt, und hat dem Nachbar sein Whiet abscheulich gedamätscht; d. i. Mein Hengst ist über den Zaun gesprungen, und hat des Nachbars Weizen ziemlich beschädigt. Eben so erbärmlich wird auch geschrieben und gedruckt. Der Hr. Verfasser vermuthet indessen für die deutsche Sprache, wegen des iezigen unmittelbaren Verkehrs Amerikas mit dem Mutterlande, und wegen der noch herrschenden deutschen Bibel, u. dgl., eine günstige

Periode.

Periode. Wird aber diese von Dauer seyn, wenn die englische die Gesezes, der Gerichte, und des Staats Sprache bleibt? — Allerdings sollten die deutschen Buchhändler mit ihren Ladenhütern mehr Spekulation auf das Bücher arme Amerika machen. — Die deutschen Geistlichen, die von Jahr zu Jahr für 10 = 20 Pfund von den Gemeinen gedinget werden, haben meistentheils weder Fähigkeiten noch Willen zur Volksaufklärung. Oft ist Pfarrer und Schuster in einer Person vereinigt. Doch halten sie bisweilen Synoden, wo das Präsidium wechselt. Jede Gemeinde kann den ihrigen abdanken; doch geschieht dies selten. — Einen höchstmerkwürdigen Anblick gewährt der Markt in Philadelphia. (der Amerikaner genieset, wie der Engländer, mehr Fleisch als Vegetabilien) Reichthum und Reinlichkeit ist daselbst glücklich vereint. Auser den gewöhnlichen Fleischarten findet man, aus fernen Gegenden vom Landvolke herbeigeschaft, Rakoons, Oposums, Fischottern, Bärenfleischschinken und Tazen ꝛc., Fische, Vögel und Gemüser, Melonen, Kürbise und Obst. — Hier ist noch kein Zunftrecht, kein Schmieren der Polizeibedienten. Im Ganzen ist sehr wohlfeil in Amerika zu leben. Mangel drückt wenige. Arbeit wird bezahlt und man bedarf keiner Bettelvögte. Noch während des Kriegs hat man eine Wechsel = und Leihebank in Philadelphia errichtet. Statt einer Börse dient ein Caffeehaus. Die Güte der englischen Waaren, die, beim Vergleich mit den französischen, nach dem Kriege so sehr gewann; der lange Credit, den der Engelländer dem Amerikaner geben kann, stimmt noch immer diesen Staat in seinen Handlungsgeschäften vorzüglich für Engelland. — Philadelphia ist der einzige Seehafen von Pensylvanien, wo sich aller Handel concentrirt.

Jersey, Neuiork und Pensylvanien erzeugen ganz einerlei Produkte; doch sind in lezterer Provinz vorzüglich geschäzt: Weizen, Mehl und Zwieback, Erbsen, kleine Bohnen, türkisches Korn, gesalzen Rind- und Schweinenfleisch, Speck und Schinken, Zungen und gedörrtes Wildpret, gesalzne und getrocknete Fische, Honig und Wachs, Häute und Pelzwerk, Eisen, Masten, Zimmerholz. Manufakturen sind noch ganz unbeträchtlich. Es fehlt nicht am Stofe dazu, sondern an Menschen. Man macht höchstens ein grobes Tuch; in Philadelphia biberhärene Hüthe, von 6 - 8 spanischen Thalern das Stück, sind aber zu dicht und schwer und halten nicht Farbe; hie und da etwas grobes, aber nicht einmal zu den Zeitungen hinreichendes Papier. Sogar Schuhe kommen in Menge aus Europa. Die Glas- und Porcellainfabriken, Stahlhämmer und Salpetersiedereien, sind alle erst im Werden und gedeihen wahrscheinlich zu einer hohen Vollkommenheit, wenn erst noch ein paar Menschenalter werden vorüber seyn. — So viel einstweilen zum Vorschmack aus dieser nahrhaften Reisebeschreibung, die nicht ohne zahlreiche Liebhaber bleiben und zu den vorzüglichen guten Wirkungen gerechnet werden muß, die der amerikanische Krieg zufällig auf unser deutsches Vaterland gethan hat.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Inhaltsanzeige
der beiden ersten Bände.

I. Schreiben aus Magdeburg von 1787, enthält vollständige und quellenmäsige Nachrichten über das Kloster Berge.

2. Genaue Beschreibung des königlich-preusischen Salzwerks zu Schönebeck im Magdeburgischen, samt dazu gehörigen historischen Nachrichten.

3. Bemerkungen über Barby, Guadenau und einige andere angränzende Orte.

4. Nachricht von den Besizungen der Spanier in Amerika, von Pedro de Padilla, wirklichem Rath der Audienza zu Mexiko; aus dem Spanischen.

5. Reise von Franken nach Sachsen, an einen Freund in N. 1787.

6. Bemerkungen über Lothringen und dessen Hauptstadt Nancy. 1787.

7. Bemerkungen auf meiner Reise durch Westphalen nach Holland; in Briefen aus dem Waldeckischen.

Im zweiten Bande.

I. Ueber den Rheingau, seine Bewohner und Weine, besonders um den Johannisberg.

2. Ueber

Inhalt.

2. Ueber Leipzig; samt einigen Bemerkungen über Churſachſen überhaupt.

3. Ueber das churſächſiſche Jagdſchloß Hubertsburg.

4. Ein Brief von Villoiſon über ſeine Reiſe nach Griechenland; aus dem Franzöſiſchen.

5. Bemerkungen auf einer Reiſe durch Thüringen nach Franken; aus Briefen an einen Freund.

6. Beſchreibung einer Reiſe durch einen Theil von Schwaben und Baiern.

7. Fortſezung der Reiſe aus Franken nach Sachſen; beſonders über akademiſche Verfaſſung in Jena.

8. Aufſaz mit ſtaatiſtiſchen Remarquen begleitet, über die ſämtlichen pohlniſchen Oekonomien und Cammerſtücke ꝛc., für den König Friedrich Auguſt II. verfertigt.

9. Ueber das Graf Schönborn'ſche Betragen gegen ſeine Unterthanen, bei Gelegenheit der Vermählung ſeiner Tochter mit dem Grafen von der Leyen zu Pommersfelden auf dem Schloſſe Weiſenſtein.

10. Auszüge aus Briefen von Venedig, Prag, Trieſt, Mainz.

11. Raiſonnirende Auszüge aus Reiſebeſchreibungen von Poivre, Bartels und Schöpf.

SBB013400258207

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cunradi, Johann Gottlieb

Die Reisenden für Länder- und Völkerkunde

Bd.: 2

Nürnberg (1788)
Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.11(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11448751-0
VD18 8007636X-001